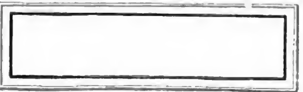


Eine Reise durch Vorderasien im Jahre 1904

Erich Zugmayer


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



24.—


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



24.—

Dr. Erich Zugmayer

Eine Reise durch Vorderasien

Eine

Reise durch Vorderasien

im Jahre 1904

von

DR. ERICH ZUGMAYER

MIT 110 ABBILDUNGEN NACH ORIGINAL-PHOTOGRAPHIEN, DARUNTER 8 FARBIGEN TAFELN VON HEINZ PINGGERA, UND 4 KARTENSKIZZEN



BERLIN 1905
DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)

Druck von Otto Elsner, Berlin S.

INHALT.

Seite

Verzeichnis der Abbildungen.

Verzeichnis der Tafeln.

VORBEMERKUNGEN.

Es ist nicht so sehr eine Forschungs-, als vielmehr eine Studienreise, die ich in dem vorliegenden Buch behandle und die mich in den Monaten Mai bis November des Jahres 1904 durch grosse Teile von Vorderasien führte. Ihr Zweck war, mich durch das Kennenlernen der bereisten Länder, ihrer Bewohner und besonders ihrer Tierwelt auf künftige grössere Reisen vorzubereiten. Deshalb zog ich es auch vor, durch beständiges Wechseln des Standortes verschiedenartige Gebiete zu durchwandern, anstatt, was für wissenschaftliche Forschungen weit zweckdienlicher ist, lange Zeit in derselben Gegend zu bleiben. Das zoologische Resultat ist daher, wenngleich recht zufriedenstellend, nicht so einheitlich und umfangreich, als es im andern Falle gewesen wäre. Die rein wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise streife ich in diesem Buch nur gelegentlich; diese werden von mir und andern Zoologen in besonderen Arbeiten besprochen.

Wiederholt zwangen mich widrige Umstände, wie die Cholera und die im Orient heimischen politischen Unruhen, zu bedeutenden Aenderungen der Marschroute. Besonders gilt dies von den armenischen Gebieten, in denen die Unsicherheit seither noch zugenommen hat. Manche Orte, die ich auf meiner Reise passierte, sind in der Zwischenzeit zu blutiger Berühmtheit gelangt, und mehr als ein Ort, in dem ich zeitweise wohnte, war später der Schauplatz furchtbarer Mordtaten; meine Reise durch jene Gegenden, die sich ohne besondere Gefahr für mich und meine Begleiter abwickelte, wäre in diesem Jahre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Es sind daher mehrere meiner Bemerkungen und Beobachtungen jetzt nicht mehr gültig, während anderseits einige meiner damaligen Blicke in die Zukunft Bestätigung gefunden haben.

Bezüglich der tatarischen, persischen und turkestanischen Namen folgte ich dem Prinzip, sie so zu schreiben, dass sie bei deutscher Aus-

sprache richtig wiedergegeben werden, ein Prinzip, das leider noch viel zu selten angewendet wird. Nur dort, wo eine endgültig festgelegte Schreibweise besteht, habe ich diese, oft auf Kosten der Richtigkeit, beibehalten; aber auch hier konnte ich mich manchmal nicht entschliessen, offenkundige Unrichtigkeiten zu wiederholen. Alle die erwähnten Namen werden auf der letzten Silbe betont, wenn nicht durch den Akzent eine andere Betonung angegeben ist. Den Laut, der dem französischen »j« gleichkommt, habe ich, einer verbreiteten Schreibweise zufolge, durch »sh« wiedergegeben.

Die Erfahrung hat mich gelehrt, dass der Leser in der Regel gerne wissen möchte, wieviel eine solche Reise gekostet hat. Die Nennung des Gesamtbetrages, um den ich nach der Heimkehr ärmer war, würde aber niemand etwas nützen, da die Kosten sich nicht nur nach der Zahl und Stellung der Teilnehmer richten, sondern auch nach den augenblicklichen örtlichen Verhältnissen, der Menge des Gepäcks, den Empfehlungen, die der Reisende mit sich führt, ferner auch sehr danach, ob die zur Reise nötigen Geräte, Waffen, Zelte usw. bereits vorhanden sind oder nicht. Dagegen habe ich im Laufe meiner Schilderungen oftmals die von mir gezahlten Preise für Waren, Pferdemiete usw. erwähnt, so dass der Leser daraus mehr Vorteil ziehen kann als aus irgend einer fünfstelligen Gesamtsumme.

Ich verzichte darauf, an dieser Stelle allen jenen zu danken, die sich um das glückliche Zustandekommen meiner Reise verdient gemacht haben; es sind ihrer viele, die mir mehr oder weniger geholfen haben, und ich habe nicht versäumt, ihnen allen im Laufe meiner Reisebeschreibung nach Wissen gerecht zu werden.

Herbst 1905.

Dr. Erich Zugmayer.

Erster Teil

Einleitung — Reise von Wien nach Tiflis — Das russische Transkaukasien

Der Plan zu der sechsmonatlichen Reise, die ich zu beschreiben mich anschicke, war erst einige Wochen vor ihrem Beginn gefasst worden. Ursprünglich hatte ich die Absicht, als Begleiter eines österreichischen Orientreisenden den Frühling und Sommer im Innern von Kleinasien zu verbringen. Die andauernden Unruhen in den türkisch-armenischen Gebieten waren jedoch die Ursache gewesen, dass die Hohe Pforte den Besuch der östlichen Vilajets von Kleinasien untersagte, und da mein Gefährte in spe dort bestimmte Zwecke verfolgen wollte, verschob er sein Projekt auf eine günstigere Zeit. Ich war jedoch fest entschlossen, irgend etwas im Orient zu unternehmen und stellte mir nun auf eigene Faust eine Marschroute zusammen, deren Hauptpunkte die drei grossen armenischen Seen Göktschai, Urmia und Wan waren. Nach dieser Rundtour, die in Tiflis beginnen und endigen sollte, war noch eine Reise nach dem Aralsee geplant.

Das Wiener Naturhistorische Hofmuseum, dem ich meine zoologischen Sammlungen zugesichert hatte, gewährte mir einige namhafte Unterstützungen. Durch die liebenswürdige Vermittlung des Intendanten Herrn Hofrat Dr. Steindachner erhielt ich ein Empfehlungsschreiben an alle österreichischen Vertretungen in Russland, der Türkei und Persien seitens des k. u. k. auswärtigen Ministeriums. Der Oesterreichische Lloyd gab mir bedeutende Fahrtermässigung für mich und meinen Diener, sowie unentgeltliche Beförderung meines gesamten Gepäcks zwischen Triest und Batum. Endlich erhielt ich vom Hofmuseum noch eine Anzahl Sammelkisten, Gläser und Konservierflüssigkeiten geliefert, sowie ein Plankton- und ein Grundnetz.

Ausser den eben genannten Gegenständen bestand meine Ausrüstung aus folgenden Hauptstücken. Ich führte zwei Zelte mit mir, deren grösseres im Notfalle sieben bis acht Mann aufnehmen konnte, während das andere ein leichteres Touristenzelt war und höchstens drei Menschen Unterkunft gab. Ein leichtes, zusammenlegbares Feldbett, ein ebensolcher Stuhl und etwa zehn Decken vervollständigten die Zelteinrichtung. Dann kam eine

1*

Aluminiumfeldküche, sehr ingeniös in einem Futteral von der Grösse eines Zylinderhutes untergebracht, mit zwei Töpfen, zwei Schüsseln, Tellern, Teekanne, Tassen, Essbesteck usw. Dazu gehörte eine grosse Menge Hartspiritus. An Instrumenten hatte ich: Zwei photographische Apparate mit Films und Stativ, ein Trièderbinocle und einen Jagdfeldstecher, ein Maximum- und Minimum-Thermometer, auch für Tiefseemessungen geeignet, einige andere Thermometer, zwei Aneroidbarometer mit Höhenskala bis zu 5000 m, ein Hygrometer, endlich einen stattlichen Vorrat an Zwickern und Brillen. Das Arsenal bestand aus zwei Mauser-Repetierstutzen, zwei Schrotflinten, einem Flobertgewehr, einer Browning-Pistole und einem Revolver nebst Munition. Was die Kleidung anbelangt, war ich sowohl für tropische Hitze, als auch für grosse Kälte, für Hochgebirge und Wüste in gleicher Weise gut versorgt.

Von dem Rest meines Gepäckes will ich nur nennen: Raubtier- und Vogelfallen, Handnetze für Insekten und kleine Wassertiere, Konserven, Präparierbestecke, Schreibmaterial, Kompasse, Laternen, zwei Sättel mit Packtaschen und Zaumzeug, die nötigsten wissenschaftlichen Nachschlagewerke, etwas Unterhaltungslektüre und allerlei Hausrat für die tägliche Bequemlichkeit, nicht zu vergessen ein zusammenlegbares Kautschuk-Tub.

Das meiste war von Triest bereits anfangs Mai nach Batum abgesandt worden, wo ich mit meinem »Train« zusammentreffen wollte.

Am 12. Mai verliess ich Wien in Begleitung meines Dieners Matthias Weichbold, der mir auf der ganzen Reise ein vortrefflicher und treuer Helfer war. Ihm fiel zunächst die Obhut über meine zwei Foxterriers »Prinz« und »Sherry« zu, die im Hunde-Abteil des Zuges untergebracht wurden. Ich hatte ein Abteil für mich allein zu erhalten gewusst, und meine erste Tätigkeit auf dieser Reise war, mich auf dem roten Plüsch auszustrecken und ein bischen zu schlafen. Am Vorabend hatten wir meines Vaters Geburtstag und das Ereignis meiner Abreise im Freundeskreis etwas gefeiert, und der Kopf war mir schwerer als das Herz, als der Konventionalzug seine Fahrt nach dem Goldenen Horn begann. Er braucht dazu etwa 48 Stunden, ist also bedeutend langsamer als der Orientexpress, dafür aber billiger und führt auch zweite Klasse. Seine Qualität sinkt proportional zur Entfernung von Wien, obzwar er Speise- und Schlafwagen bis Konstantinopel hat und auch die Bequemlichkeit in den Waggons ganz zufriedenstellend ist. Aber während er von Wien bis Budapest ein brillanter Express ist, vermehrt sich die Zahl der Wagen und der Stationen bis Belgrad schon bedeutend. Serbien und Bulgarien werden bereits gemütlich durchbummelt, und von Seram Bey an, wo die Orientbahn beginnt, führt der Zug Güterwagen und solche dritter Klasse, fährt ganz langsam, hält in den kleinsten Orten halbe Stunden lang, kurz, sinkt auf ein sehr tiefes Niveau, und der elegante Durchgangswagen sieht zwischen

seinen veralteten und von einer Menge zweifelhafter Eingeborener bevölkerten Nachbarn aus wie ein Generalstabsoberst in einer Front Rekruten in fünfter Garnitur.

An der Grenze des osmanischen Reiches, in Mustafa Pascha, wurden »Prinz« und »Sherry« einer tierärztlichen Untersuchung teilhaftig und nach Zahlung von 48 Piastern*) als ungefährlich freigegeben. Das Handgepäck wurde nur sehr oberflächlich beaugenscheinigt, Literaturerzeugnisse dagegen sehr streng behandelt. Was ich an Büchern mitführte, hatte ich erfolgreich versteckt, aber die »Jugend«, »Meggendorfer Blätter«, »Pick me up« und »Simplicissimus« fielen den Funktionären des Padischah in die Hände und wurden ohne Schonung konfisziert. Die Station war voll von türkischem Militär, das mit Mannlichergewehren bewaffnet war und einen sehr guten Eindruck machte. Zwei Offiziere, die ein bischen französisch konnten, liessen sich von mir ohne viel Widerstand zu einem Schnäpschen verleiten und gaben als Entschuldigung die herrschende Kälte an, obzwar es ein behaglich warmer Maiabend war, der Zeuge dieser Glaubensübertretung wurde.

Der Kondukteur des Schlafwagens hatte mir als Führer und Dolmetsch in Konstantinopel seinen Bruder empfohlen, und als wir am Morgen des 14. Mai dort anlangten, stand der Erwartete schon auf dem Perron und besorgte für mich alle Ankunfts- und Zollformalitäten. Es war meine Absicht gewesen, einige Tage in Konstantinopel zu bleiben; als ich aber erfuhr, dass die »Dalmatia« des Oesterreichischen Lloyd, die in Triest mein grosses Gepäck an Bord genommen hatte, zur Abfahrt bereit läge, entschloss ich mich rasch, dieses Schiff zur Fahrt nach Batum zu benutzen und einen längeren Aufenthalt am Goldenen Horn für eine nächste Gelegenheit aufzuheben. Zwei Wagen brachten uns nach dem Abfahrtszollamt, wo eine neuerliche Revision des Gepäcks vorgenommen werden sollte. Von dieser kaufte ich mich durch einen Medschidieh los und engagierte vier kräftige Männer, die meine Foxterriers vor den wütenden Angriffen der berühmten Hunde von Stambul zu schützen hatten, während wir uns nach dem Kai begaben. Dort wurde ein Kajik gemietet und alles nach der vor Anker liegenden »Dalmatia« geschafft. Nachdem ich dort Plätze für mich und Weichbold gesichert und mich dem Kapitän als Passagier bis Batum vorgestellt hatte, entliess ich meinen Dragoman und die Hundeeskorte, empfahl »Sherry« und »Prinz« dem Küchenmeister und hatte bis zur Abfahrt noch vier Stunden übrig. Diese nützte ich nach Möglichkeit zu einer flüchtigen Besichtigung der Stadt aus. Konstantinopel ist gut genug bekannt, so dass ich eine nähere Beschreibung sparen kann. Ich besuchte Galata und Pera, die Hagia Sophia und den grossen Basar, früh-

*) 1 Piaster = 18,5 Pf. = 21,5 H.

stückte bei Tokatlian und war um 1 Uhr wieder an Bord, von wo ich das Schönste an Stambul, das Panorama des Goldenen Horns, in Ruhe geniessen konnte. Schiffe aller Nationen lagen im Hafen, auch zwei russische Panzer, denen man nun, in Kriegszeiten, besonderes Interesse entgegenbrachte. Freilich war es ihnen durch den Dardanellenvertrag unmöglich gemacht, ihren damals schon hart bedrängten Kameraden im Gelben Meer Hilfe zu bringen, aber es ist anzunehmen, dass sie es wenigstens gern getan hätten.

Bald begann auf der »Dalmatia« Kommandorufen und Kettengerassel, und gegen 3 Uhr setzte sich das mächtige Schiff in Bewegung. Wenn man Island noch zu Europa rechnet, so verliess ich jetzt diesen Erdteil zum erstenmal im Leben, und dergleichen macht immer einen gewissen Eindruck, besonders wenn es den ersten Schritt in einer Laufbahn bedeutet, die so viel Grosses und Schönes bieten kann und doch auf so schwankender Basis steht, wie der Beruf des Forschungsreisenden. Schon diese eine Reise lag damals wie ein dunkles Land vor mir, und ich konnte nicht wissen, was meiner dort im Osten harrte; und dieser einen Reise sollten noch — inschallah — andere, grössere folgen, bei denen das frohe Wiederkehren lange nicht so wahrscheinlich ist, wie dieses Mal . . . . Nun, ich will den Leser nicht mit einer Schilderung meiner Abschieds- oder Antrittsgefühle belästigen; nüchterner betrachtet, fuhr ich jetzt auf einem schönen, eleganten Schiff von Konstantinopel nach Batum. Und das ist ja kein Kunststück, besonders, wenn man erste Kajüte fährt und bloss dritte bezahlt.

Die »Dalmatia« war wirklich ein schönes und elegantes Schiff, mit 4000 Tonnen Ladegewicht, blitzsauber, Messing, weiss und rot, elektrisch beleuchtet, mit feinem Promenadendeck, der Speisesaal mittschiffs, meine Kabine dicht daran, — ich konnte zufrieden sein. Auch die Mitreisenden schienen sympathische Leute, und Kapitän und erster Offizier waren reizend liebenswürdige Herren. Solange wir uns noch im engen und stillen Fahrwasser des Bosporus bewegten, waren alle Passagiere auf Deck und man begann sich behufs Anknüpfung der Bekanntschaft einander zu nähern. Ausser mir reisten in der ersten Kajüte noch vier ältere Herren, Griechen oder Levantiner, die sehr fröhlich waren und viel Wein tranken, und ein altes, englisch sprechendes Ehepaar. Mit diesem machte mich der Kapitän bekannt; es waren Amerikaner, ein »Colonel«, der den Bürgerkrieg mitgemacht und in diesem Jahr mit seiner Frau bereits Spanien, Algier, Aegypten, Sicilien, Italien und Griechenland besucht hatte; auf dem Programm hatten sie noch den Kaukasus, Russland bis Finland, Schweden, Norwegen, England, Frankreich, Oesterreich mit Bosnien und die Azoren; dort wollten sie den Winter verbringen. Da sie natürlich keine fremde Sprache beherrschten, war ihnen vor Russland

etwas bange, und auf ihre Bitte begann ich noch am selben Abend mit einem Elementar-Kurs im Russischen, der bis Batum fortgesetzt wurde.

Die herrlichen Ufer des Bosporus zogen an uns vorbei, Skutari mit seinem Zypressenfriedhof, Dolma Bagdsche, Therapia, Bujukdere, der Genueserturm, die verschiedenen alten Forts, die man sehen und die neuen, die man vermuten konnte, und allmählich öffnete sich das Schwarze



1. Meine Reisebegleiter.

Meer. Der Seegang war schwach, und niemand entzog sich den Genüssen des Abendessens. Zur Rechten blieb die Küste in Sicht, und lange noch lag ein goldiger Schimmer über den öden Felsgestaden von Kleinasien.

Am nächsten Morgen erreichten wir Ineboli, wo wir mehrere Stunden ziemlich weit von der Küste vor Anker lagen. Eine Menge von Kisten mit Nägeln wurden ausgeladen und ein Teil der etwa zweihundert Türken, die im Zwischendeck reisten, verliess das Schiff. Prinz und Sherry durften eine halbe Stunde lang ihren Holzkäfig verlassen und veranstalteten einen Türkenfeldzug; das beschauliche Massenquartier im Vorderschiff versetzten sie in derartigen Aufruhr, dass sie schleunigst an die Leine genommen

werden mussten und unter Weichbolds Führung auf einige Quadratmeter zwischen den Taurollen und Ankerwinden beschränkt wurden. Ihre Aversion gegen alle Arten von Orientalen behielten sie während der ganzen Zeit, die ich sie mit mir hatte, bei, wodurch sie zwar oft Unannehmlichkeiten stifteten, anderseits aber als Wächter gute Dienste leisteten.

Das Wetter war an diesem und den folgenden Tagen gar nicht angenehm; das Meer blieb zwar meistens still, aber es regnete viel, und das Hauptvergnügen einer Seereise, das Promenieren oder Sitzen auf Deck, blieb uns versagt. Meist blieben wir auf Speise- und Rauchzimmer beschränkt, und es fehlte nicht an etwas langweiligen Stunden. Am 16. Mai feierte ich meinen 25. Geburtstag mit Kapitän und erstem Offizier in dem hübsch eingerichteten Zimmerchen auf der Kommandobrücke und holte mir in lehrreichem Gespräch mit den beiden vielgereisten Herren manchen guten Rat für meine ersten Schritte auf asiatischem Boden.

Am Morgen des 17. lief die »Dalmatia« Kerasonda an, ein malerisch gelegenes Städtchen an der Mündung eines engen Tales, überragt von einer halbverfallenen Burg auf einem isolierten Felskegel. Hier kam ein höherer Beamter der türkischen Tabakregie an Bord und mit ihm seine Tochter, eine ausserordentlich hübsche junge Dame von westeuropäischem Chic. Dieser anmutige Zuwachs der Passagierliste blieb jedoch leider illusorisch, denn unsere neue Fahrtgenossin zog sich sofort zurück und zeigte sich erst eine halbe Stunde vor dem Verlassen des Schiffes wieder. Doch brachte uns der Tag eine andere Abwechslung, als wir nachmittags auf der Reede von Trapezunt vor Anker gingen. Da wir bis zum nächsten Tage hier liegen sollten, ging man gerne an Land, zumal Trapezunt (Trebisonde, türkisch Tara busun) eine grosse, schön gelegene und echt orientalische Stadt ist. In Weichbolds Begleitung bummelte ich durch die engen, schmutzigen Strassen und Basars, durch das leidlich saubere armenische und das fast elegante europäische Viertel, erstieg einige Aussichtspunkte in den ausgedehnten alten Festungswerken und beschloss den Spaziergang in einem kleinen türkischen Café, dessen Besitzer, ein Grieche, gleich alle übrigen Gäste hinauszuwerfen begann. Ich verhinderte dies jedoch, da mir daran lag, mir die verschiedenen Typen anzusehen. Der Wirt sprach italienisch und erzählte mir, dass es fast durchwegs persische Tschärwadars seien, d. h. Kameltreiber und Begleiter von Karawanen, Vermieter von Lasttieren usw. Trebisonde ist nämlich mit Buschir im persischen Golf einer der bedeutendsten Häfen für den Handel mit Persien, obzwar es von der persischen Grenze über 400 Kilometer entfernt liegt. Der der persischen Grenze nächstgelegene Hafen am Schwarzen Meer wäre Batum, immer noch in einer Distanz von etwa 350 Kilometern. Doch gehört Batum seit dem russisch-türkischen

Krieg von 1877—1878 zu Russland, und dieses hat den Durchzug fremder Waren nach Persien gesperrt, um seinen eigenen Produkten dort einen leichteren Absatz zu sichern. So gehen jetzt alljährlich viele Tausende von Dromedaren mit deutschen, englischen, französischen und nicht zuletzt österreichischen Waren von Trebisonde nach Täbris, ein Weg von über 700 Kilometern, der je nach der Jahreszeit in 25—45 Tagen bewältigt wird. Dass trotz der enormen Verteuerung, die der Karawanentransport den Waren auferlegt, doch noch mehr westeuropäische als russische Produkte nach Persien eingefuhrt werden, spricht wenig zugunsten der letzteren. Freilich wird sich die Lage bald ändern, wenn erst die russische Industrie eine grössere Leistungsfähigkeit erlangt haben wird.

Bevor die »Dalmatia« ihre Fahrt fortsetzte, kam noch ein russischer Kommissär an Bord, der bis Batum mitfuhr und schon unterwegs die Pässe und das Gepäck der dorthin gehenden Passagiere zu revidieren begann. Dies liess man sich gern gefallen, in der Hoffnung, damit eine Abkürzung des Verfahrens in Batum selbst zu erzielen. Dies war leider nicht der Fall, denn als wir am Morgen des 19. Mai*) um 6 Uhr früh dort eintrafen, mussten wir noch fünf Stunden warten, bis wir an Land durften. Erst dauerte es zwei Stunden, bis der Beamte der Hafenpolizei gekommen war, der nochmals alle Pässe durchsah und stempelte; dann begann die ärztliche Untersuchung aller Reisenden; schliesslich wurde noch einmal das Gepäck revidiert und grosse Stücke beiseite gestellt, um nach dem Zollamt gebracht zu werden. Um 1/4 nach 11 Uhr war ich endlich in meinem Hotel, wo auch meine amerikanischen Freunde abstiegen. Die ganze Stadt, der Hafen und alle Schiffe waren beflaggt; es war der Geburtstag des Zaren. Russland ist das Land der Feiertage; dass ein Volk den Geburtstag seines Beherrschers festlich begeht, ist klar; aber auch der Namenstag, der Tag der Thronbesteigung, der Krönung, der Hochzeit, die Geburts-, Namens- und Krönungstage der Kaiserin und des Zar Alexander, dessen Gattin und des Thronfolgers dienen als Anlass zur Einstellung jeglicher Arbeit, und daran schliesst sich das Heer der kirchlichen Feiertage, das grösser ist als selbst in katholischen Ländern.

Mein erster Besuch galt Herrn Stevens, dem österreichischen Konsularvertreter. Er empfing mich in der liebenswürdigsten Weise, sicherte mir seine Hilfe bei der Bewältigung der Zollformalitäten zu und ich verlebte den Abend im gastlichen Kreis seiner Familie. Das Zollamt war natürlich geschlossen, wegen des Feiertags. Die telegraphische Bewilligung zur freien Einfuhr meines Gepäckes, insbesondere der Munition, die mir die russische Botschaft in Wien zugesichert hatte, war nicht eingetroffen, und ich sah bald, dass ich mich auf einen mehrtägigen Aufenthalt in Batum

*) Alle Daten sind im neuen Stil.

einrichten musste. Einige Tage lassen sich übrigens hier auch ganz gut verbringen, zumal in so angenehmer Gesellschaft, wie ich sie hatte. Herr Stevens zeigte mir die alte türkische Stadt, die ausgedehnten Petroleumreservoirs, die sich in langen Reihen am Meere hinziehen, und die elegante Strandpromenade der Neustadt, die mit Palmen und Orangenbäumen bepflanzt ist und gegen Sonnenuntergang ein buntes und interessantes Treiben zeigt. Zum erstenmal sah ich hier die malerischen Gestalten der Kosakenoffiziere in ihren dunkelroten oder hellblauen langen Röcken, mit prächtigen, silberbeschlagenen Waffen und riesigen weissen Lammfellmützen, daneben die Offiziere der regulären Truppen in ihrer weissen Sommermontur; Damen, nach letztem Pariser Chic gekleidet, neben düsteren Tscherkessen und weiss beturbanten Türken; Perser im langen dunkeln Kaftan neben aufdringlich eleganten armenischen Dandies. Alles strömt nach des Tages Hitze hier zusammen, um bei den Klängen der Militärmusik das grandiose Schauspiel der im Meer versinkenden Sonne zu geniessen, zu promenieren, Tee zu trinken, in zwanzig verschiedenen Sprachen zu plaudern, zu lachen, zu flirten; schmierige Zeitungsjungen stürmen schreiend durch die Menge und verteilen die neuesten Nachrichten aus Ostasien. Dann flammen die Bogenlampen auf, und die plötzliche Abendkühle vertreibt die bunte Menge bis auf einige Pärchen, die in seligem Geplauder weder Schnupfen noch Malaria fürchten. Es ist erstaunlich, zu welcher schönen, europäischen Stadt Batum sich aufgeschwungen hat, das vor weniger als dreissig Jahren noch ein unbedeutender türkischer Platz war, ähnlich wie jetzt Sinope oder Kerasonda.

Am 21. Mai wurde mein grosses Gepäck auf dem Zollamt untersucht. Es war Herrn Stevens nicht gelungen, die zollfreie Einfuhr durchzusetzen, da mir die russische Botschaft in Wien nur die Erlaubnis erwirkt hatte, meine Waffen einführen zu dürfen; von Patronen war überhaupt nicht die Rede. Eine diesbezügliche Depesche nach Tiflis ergab, dass die Patronen gegen Erlag eines Zolles in der Höhe von 120 Rubeln*) eingeführt werden dürften. Da diese Summe jedoch den Kaufpreis meiner Patronen überstieg, liess ich die Munitionskiste nach Oesterreich zurücksenden und beschloss, die nötigen Patronen in Tiflis zu kaufen. Die Verzollung meines Gepäckes wurde mit grosser Umständlichkeit durchgeführt und ergab das nette Sümmchen von 217 Rubeln. Sogar meine Reservebrillen musste ich verzollen, und aus den noch leeren Sammelkisten hoben die eifrigen Beamten die Zinkeinsätze heraus, stellten sie auf die Wage und schrieben mir den Tarifsatz für Zinkblech-Halbfabrikate zur Last. Eine Flasche mit Essigsäure war zerbrochen und ausgeronnen; diese wurde zollfrei durchgelassen.

---

*) 1 Rubel = ca. K. 2,50 = Mk. 2,10.

So konnte ich meine Abreise nach Tiflis für den 22. festsetzen. Meinen »Train« liess ich direkt nach Eriwan verfrachten, von wo aus die eigentliche Reise beginnen sollte. Die Reise nach Tiflis nimmt, wenn man den schnelleren der zwei täglich verkehrenden Züge benutzt, elf Stunden in Anspruch, und die Gegend ist im ersten Teil der Fahrt sehr schön. Anfangs erblickt man im Norden die Hauptkette des Kaukasus, aus der der Elbrus imponierend hervorragt, dann wendet sich die Bahn den imeritischen Bergen zu und ersteigt, meist in engen Talpartien, die Wasserscheide zwischen Rion und Kura. Diesen Hauptfluss Kaukasiens berührt die Bahn bei Michailowo, folgt seinem Lauf stromab, um an den alten Herrschersitzen Gori und Mzchet vorbei in die grusinische Hochebene zu treten, und erreicht endlich Tiflis.

Gegen 6 Uhr abends langte ich in der Hauptstadt Kaukasiens an, die uns Europäern durch Mirsa Schaffys Gesänge so wohlbekannt ist. Ich war bereit, ihren ganzen Zauber auf mich wirken zu lassen, wenngleich ich mir wol bewusst war, dass von der jasmindurchdufteten Herrlichkeit nicht mehr allzuviel übrig sein würde. Die Poesie des Weines und der Liebe verträgt sich schlecht mit dem Titel einer kaiserlich russischen Generalgouvernements-Hauptstadt. Der schäumende Kachetiner wird sittsam auf Flaschen abgezogen, und wer die Absicht hegt, einer glutäugigen Grusinerin zu den Tönen der Laute von seiner Sehnsucht zu singen, tut gut, an Stelle der goldenen Uhr seinen Pass zu sich zu stecken, um sich unnötigen Aufenthalt in der Wachtstube zu ersparen. Doch hat sich Tiflis einen grossen Teil seiner alten Schönheit bewahrt. Die steilen, engen Winkelgässchen der Altstadt, überragt von den Ruinen der georgischen Königsburg, das tief eingeschnittene Flussbett, in dem die schäumende Kura reissend dahinströmt, die malerischen Häuschen, die hoch an die Berglehne hinangebaut sind, die vielen Kirchlein, Klöster, Türme und Kapellen, die die Höhen um die Stadt krönen, machen Tiflis zu einer der schönstgelegenen Städte des Orients. Der neu erbaute Teil am rechten Ufer ist reich an monumentalen Gebäuden, die in Stil und Lage vortrefflich mit der altertümlichen Umgebung harmonieren, die öffentlichen Anlagen sind gut gepflegt, und der Golowinsky-Prospekt ist eine elegante Grossstadtstrasse.

Ich nahm im Hotel de Londres Quartier und beschränkte mich den ersten Abend auf einen kurzen Spaziergang und darauf, dem österreichischen Konsul, Herrn Hector di Rosa, für den folgenden Tag meinen Besuch anzukündigen. In meinem Gasthof war ich vorzüglich untergebracht, und Frau Richter, die deutsche Besitzerin, sorgte in mütterlicher Weise für mein Wolergehen. Weichbold nahm sich der beiden Hunde an, die nach der langen Fahrt im engen Hundeabteil einen ungeheuren Tatendrang entwickelten und durch die neuartige Umgebung ganz ausser Rand

und Band geraten waren. Ich legte mir an der Hand des »Baedeker« einen Plan für die drei oder vier Tage zurecht, die ich in Tiflis zuzubringen gedachte, und begab mich abends bald zu Bett.

Ich hatte mich in Tiflis, der letzten grösseren europäischen Stadt, die ich während der nächsten drei bis vier Monate berühren sollte, mit Munition für meine verschiedenen Schiessgewehre zu versehen, sowie mit einer Menge anderer Dinge, die ich nicht aus Oesterreich mitgebracht hatte und auch in Eriwan nicht mehr kaufen konnte. Mein Hauptgeschäft in Tiflis war jedoch die Erwirkung derjenigen Papiere, die mir meine



2. Tiflis vom Woronzoff-Platz.

Reise im russischen Kaukasien erleichtern und mir die ungehinderte Ausübung meiner Tätigkeit als Jäger, Fischer, Sammler, Photograph usw. gewährleisten sollten. Dass ich den Zeitraum von vier Tagen als genügend erachtete, um diese Schriftstücke zu erlangen, zeugt von meiner damaligen Unerfahrenheit im Verkehr mit russischen Behörden. Ich war schliesslich auch genötigt, zehn Tage in Tiflis zuzubringen, doch bereute ich dies nicht im mindesten; denn dadurch lernte ich diese bunte Stadt an der Schwelle Asiens und ihr eigenartiges Leben genau kennen.

Die Gründung von Tiflis wird in das fünfte Jahrhundert nach Christus verlegt. Es soll seinen Namen von heissen Quellen haben, die der grusinische König Wachtan auf der Jagd entdeckt haben soll — eine Sage,

die sich bei vielen andern Städten mit Mineralquellen wiederfindet. Die Schwefelquellen von Tiflis bestehen heute noch und werden in einer Anzahl von Badehäusern, auch zu Heilzwecken, benutzt. Das Volk der Grusiner oder Georgier bewohnte bereits in vorchristlicher Zeit die Gebiete an der oberen Kura, lebte unter dem Namen der Iberer in ständigen Kämpfen mit seinen Nachbarn im Hochgebirge und dem altpersischen Reich und wurde unter Alexander dem Grossen an das macedonische Königreich angegliedert. Unter den Diadochen gewann Georgien seine Selbständigkeit zurück, hatte jedoch fortwährend gegen das neupersische Reich zu kämpfen, dem es im dritten Jahrhundert n. Chr. erlag. Das Vordringen der Byzantiner befreite das Land vom persischen Joch, doch gerieten die Grusiner wieder unter oströmische Oberhoheit. Das Abhängigkeitsverhältnis von Byzanz wurde jedoch immer lockerer, und eigentlich war Georgien bis in die neueste Zeit ein selbständiges Reich. Vorübergehend erlag es im achten Jahrhundert den Arabern, im vierzehnten den Mongolen unter Timur dem Lahmen, dehnte sich aber zwischendurch bis Kleinasien aus, bis es unter die Abhängigkeit der Osmanen geriet, die es jedoch nie ganz unterwerfen konnten. Als im 18. Jahrhundert das Vordringen der Russen begann, schloss Georgien sich diesen an und behauptete dadurch eine Zeitlang seine Selbständigkeit unter russischem Schutz, bis es im Jahr 1801 völlig an Russland fiel, das im Verlauf des 19. Jahrhunderts alle übrigen kaukasischen Völker besiegte und in den Kriegen gegen Persien (1829) und die Türkei (1877—1878) ganz Kaukasien vom Schwarzen zum Kaspischen Meer und im Süden bis an den Araxes eroberte. Den zahlreichen kaukasischen Kleinfürsten wurden von den Russen ihre Titel belassen, und so hat sich ein »aristokratisches Proletariat« gebildet, das ohne Gleichnis in der übrigen Welt dasteht. Neben wenigen Familien, die sich ihren meist auf Grundbesitz fundierten Reichtum bewahrt haben, finden sich zahlreiche alte, aber vollständig herabgekommene Fürstengeschlechter, deren letzte Sprossen nicht selten in ganz untergeordneten, dienenden Stellungen anzutreffen sind.

Am Vormittag des 23. Mai suchte ich Konsul di Rosa auf. In ihm lernte ich einen überaus liebenswürdigen Herrn kennen, der mit grosser Energie die zur Erreichung meiner Zwecke nötigen Massnahmen bei den russischen Behörden in Angriff nahm, und dessen Vermittlung ich zum grössten Teil das erfolgreiche Zustandekommen meiner Reise auf russischem und persischem Gebiet verdanke. Er machte mich mit den leitenden Beamten in Tiflis bekannt und besuchte mit mir den persischen Generalkonsul Mirsa Faradschallach Chan, durch den ich eine Abschrift meines österreichischen. Empfehlungsschreibens nach Teheran sandte, um gleich jetzt auch bei der persischen Regierung die nötigen Schritte zu tun. Abgesehen davon aber, erwiesen mir die beiden Herren den grossen Dienst,

mich in eine Reihe der vornehmsten Familien von Tiflis einzuführen, so dass ich Gelegenheit fand, mir aus eigener Anschauung ein Bild von dem Leben der dortigen diplomatischen und aristokratischen Gesellschaft zu machen. Die prunkvolle Bequemlichkeit Asiens, in glücklicher Mischung mit dem modernsten westeuropäischen Luxus, ist das Charakteristikum für jene Kreise, die, aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengesetzt, von jeder ein bischen auf den neutralen Boden der französischen, leichtlebigen Eleganz herübergenommen haben. Liebenswürdig und von nahezu unbeschränkter Gastfreundschaft, nehmen sie den Fremden, dem sie einmal ihre Tür geöffnet haben, in ihre Mitte auf und lassen ihn nicht ein einziges Mal fühlen, dass er nur ein Passant ist, der bald wieder auf Nimmerwiedersehen seines Weges ziehen wird. Die herrlichen Kunstschätze, die in manchen dieser Häuser aufgehäuft sind, die glänzenden Sammlungen kostbarer alter Waffen, Vasen, Schnitzwerke, Jagdtrophäen und Teppiche bilden den würdigen Rahmen zu der Korona schneidiger Offiziere, kluger Diplomaten und schöner — ach, so schöner — Frauen, die in allen Zungen plaudert, flirtet und medisiert, die russische Ueppigkeit mit pariser Chic, wiener Gemütlichkeit mit englischer Korrektheit vereinigt. Mir ging es wie den Gefährten des Odysseus bei den Lotophagen; ich hätte bald meinen ganzen Reiseplan vergessen, und während ich in den ersten Tagen voll Ungeduld über die Langsamkeit war, mit der sich meine Geschäfte bei der Regierung abwickelten, dankte ich nach der ersten Woche dem Schicksal für jeden Tag, den ich noch in Tiflis zubringen konnte.

Natürlich war ich trotzdem nicht müssig; ich komplettierte meine Ausrüstung, zeigte meine bevorstehende Ankunft den Behörden an, die auf meiner Route lagen, durchwanderte die Stadt, die Basare und die Umgebung und sah mir besonders das kaukasische Museum genau an, da dieses eine überaus reichhaltige Zusammenstellung der kaukasischen Tierwelt aufweist. Der Direktor des Museums, der bekannte Tibetforscher v. Kasnakoff, kam mir in der verbindlichsten Weise entgegen und zeigte mir auch seine reichen Privatsammlungen, und meine engeren Fachgenossen, die Herren Satunin und Dr. Schmidt, gaben mir als genaue Kenner der lokalen Fauna zahlreiche wertvolle Ratschläge. Endlich verhalf mir der vortreffliche Herr di Rosa zu einem Mann, der mich als Diener und Dolmetsch begleiten sollte. In diesem Punkt musste sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden. Es wäre eine Kleinigkeit gewesen, einen sprachkundigen Burschen zu finden, der bedingungslos und für billiges Geld auf alle meine Forderungen eingegangen wäre. Aber ich brauchte nicht nur jemand, der Weichbold in seiner Arbeit unterstützen und mir als Dolmetsch dienen sollte, sondern einen Mann, dem ich unter Umständen mein ganzes Hab und Gut und obendrein meine persönliche

Sicherheit anvertrauen konnte, ohne bei der ersten Gelegenheit von ihm im Stich gelassen zu werden. Es fehlt in Tiflis nicht an gewiegten, kundigen Führern, die wiederholt europäische Sportsleute, Touristen und Forscher begleitet haben, aber diese Leute weigerten sich, irgendwelche schwereren Arbeiten zu leisten und stellten Lohnansprüche, die für mich einfach unerschwinglich waren. Nach langem hin und her entschied ich mich für einen persischen Tataren, russischen Untertan, Namens Abdull Alioglu. Er war der Bruder eines in Tiflis wohnenden Antiquitätenhändlers, mit dem Konsul di Rosa oft Geschäfte gemacht hatte, und der für die Qualitäten seines Bruders volle Garantie zu übernehmen erklärte. Abdull war ein Mann von etwa 45 Jahren, der in seinem Heimatsort Schuscha ein Haus, Weib und Kinder hatte, und der in früheren Jahren viel in Persien, Turkestan und Afghanistan als Baumwollhändler und Agent für russische Kaufleute herumgekommen war und auch die heiligen Stätten in Mesched besucht hatte, weshalb er vor seinem Namen den Titel Meschadi zu führen berechtigt war. Er verpflichtete sich, alle von ihm verlangten Arbeiten zu tun, mir bedingungslos überallhin zu folgen, »lieber seine beiden Augen herzugeben, als ein Haar aus meinem Schnurrbart«, über mich zu wachen, wie über seinen Sohn und mich am Schluss der Reise wolbehalten auf dem Konsulat abzuliefern. Dann erst wollte er seinen Lohn in Empfang nehmen, der bei sonstiger vollständiger Verpflegung auf meine Kosten mit 40 Rubeln monatlich festgesetzt wurde. Tags darauf wurden vor Faradschallach Chan, dem persischen Generalkonsul, der für meinen Meschadi eine ungleich höhere Respektsperson war, als selbst der Generalgouverneur von Kaukasien, alle Bedingungen wiederholt und der Chan nahm ihn feierlich für mich in Eid und Pflicht. Der brave Tatar hat mich nicht enttäuscht. Er erwies sich als grundehrlich, stets dienstbereit und voll Sorge für mein Wol, und ich bezweifle, ob je ein Reisender zwei tüchtigere Helfer gehabt hat, als Weichbold und Meschad' Abdull es mir waren.

Der 27. Mai war wieder ein Feiertag, und zwar das Fest der Krönung Nikolaus des Zweiten. In Tiflis, wo sehr viel Militär liegt, feiert man solche Tage mit grossem Pomp, um auf die armenische und mohammedanische Bevölkerung Eindruck zu machen. Die ganze Stadt war auf den Beinen oder fuhr in Wagen den Golowinsky-Prospekt auf und ab. Hier konnte man sich die bunt gemischte Bewohnerschaft von Tiflis in Musse ansehen. Der europäisch gekleidete Zivilist ist in Tiflis eigentlich eine seltene Erscheinung. Die überwiegende Mehrzahl der Russen sind Offiziere, Beamte oder Soldaten, und da in Russland selbst die Lehrer und öffentlichen Schüler Uniform tragen, sind es fast nur Armenier, die europäisch gekleidet gehen; aber auch diese tragen meist eine Art Nationaltracht, deren charakteristische Bestandteile ein silberbeschlagener Ledergürtel,

weite Hosen, hohe Stiefel und eine Mütze mit Schirm bilden. Die Grusiner, Lesghier, Osseten, Kachetiner, Kabardiner, Imeritier, Swaneten, Mingrelier, Abchasen, Tscherkessen und wie die Kaukasier alle heissen, tragen alle die dunkle Tscherkesska mit den aufgenähten Patronenhülsen, die schwarze Fellmütze und hohe Stiefel. Ihnen am ähnlichsten sind die Uniformen der Kosaken, nur dass bei diesen die bunten Farben und die silberbeschlagenen Waffen hinzukommen.



3. Tiflis von der Kadschory-Strasse.

Zu dieser Menge kriegerischer Trachten bildeten die hellen Sommerkleider der Damen einen anmutigen Gegensatz, und die Gruppen plaudernder Gymnasiastinnen, in einer Art koketter Uniform, die zwischen Kellnerin und Krankenschwester etwa die Mitte hält, stellten einen weiteren niedlichen Typus in dem farben- und trachtenreichen Gewühl. Bald begannen von den Höhen die Kanonenschläge zu dröhnen, die den Beginn der Parade vor der Garnisonskathedrale anzeigten, und die Menge schob sich nach dem daneben gelegenen Palais des Gouverneurs, um dessen feierliche Ausfahrt anzusehen. Die breite Rampe war durch einen Militärkordon abgeschlossen, und auf dem freien Platz zogen zu Pferd

zwölf Kosaken der Leibgarde des Fürsten Galitzyn auf. Es waren prächtig schöne Burschen in karminroten Tscherkesskas, den Karabiner auf den Schenkel gestützt, Sättel und Zaumzeug der zwölf vollkommen gleichfarbigen, herrlichen Braunhengste reich mit Silber geschmückt. Sie stellten sich in Front, ein Trommelwirbel ertönte, und aus dem Hof kam der Offizier der Wache geritten, der die Fahne trug; hinter ihm ein mit vier Pferden bespannter Wagen, in dem der Generalgouverneur sass. Die Kosaken schwangen unter Hurra-Geschrei ihre Karabiner und verteilten sich zu beiden Seiten des Wagens, der Offizier mit der Fahne und zwei Kosaken sprengten voraus, zwei andere schlossen sich hinten an, und in sausender Fahrt flog der Wagen den Prospekt entlang der Kathedrale zu. Dort begann unter klingendem Spiel die Parade, und an diese schloss sich ein prunkvolles Hochamt in der Garnisonskirche, das ich aber nur zum Teil mit anhörte.

Allmählich ging mein Aufenthalt in Tiflis seinem Ende zu. Ich war bereits im Besitz eines offiziellen Geleitschreibens an alle Militär- und Zivilbehörden, eines sogenannten »otkrütij list«, in dem kurz der Zweck meiner Reise genannt war und das die Aufforderung enthielt, »dem österreichischen Gelehrten Dr. Erich Zugmayer alle gesetzlichen Hilfsmittel zu gewähren.« Dieses Dokument war der Schlüssel zu allen Pforten und es verschaffte mir dieselben Rechte und Erleichterungen, die ein im Auftrag der Regierung reisender Beamter geniesst. Ein weiteres Papier gestattete mir, Waffen zu tragen und innerhalb der gesetzlichen Bestimmungen Jagd und Fischerei zu treiben, zu photographieren usw. So konnte ich getrost meine Fahrt beginnen, deren nächstes Ziel Eriwan war. Nachdem ich mich von meinen tifliser Freunden verabschiedet und mit Konsul di Rosa eine Zusammenkunft in Eriwan verabredet hatte, die Pässe vidiert und in Ordnung gebracht und alles übrige erledigt war, mobilisierte ich meine kleine Truppe und bestieg am Abend des 31. Mai den Zug nach Eriwan. Auf dem Bahnhof von Tiflis herrschte ein tolles Gedränge. In der Halle lagen, standen und sassen Dutzende von schmierigen Tataren, viele schliefen auf ihrem Gepäck, andere hatten einen Samowar auf dem Steinboden stehen und hockten in dichten Gruppen herum, wieder andere schleppten Berge von Decken und Kisten, Körbe voll Gurken und Brot, gefolgt von dicht vermummten Frauen und schreienden Kindern, etwa hundert Soldaten standen mit Sack und Pack auf einem Haufen beisammen und sangen aus Leibeskräften, schlau blickende Armenier drängten sich um die Schalter, Packträger und Gendarmen bahnten sich ihren Weg durch die Menge, und über dem ganzen lärmenden Trubel lag eine dichte Wolke von Tabaksqualm, von Geruch nach Tee, Schweiss, alten Kleidern und Schnaps — es war nicht schön, und ich war froh, als ich meine Leute gut untergebracht wusste. Mir sicherte der allmächtige Rubel ein ganzes Abteil für mich allein, und aus der festen Burg meines Waggons sah ich zu, wie die

lärmende Masse allmählich in den zahlreichen Wagen dritter Klasse verschwand und nur die müssigen Bahnhofsbummler auf dem Perron zurückblieben. Es herrscht auf den kaukasischen Bahnen ein gemütlicher Betrieb; kein Schaffner, der türenzuschlagend den Zug entlang eilt, bevor das letzte Zeichen gegeben wird, kein schneidiges »Abfahrt! — Trara — Pfiff«, sondern nach dem letzten Glockenzeichen steht der Zug noch eine ganze Weile, Gruppen von bahnfieberfreien Reisenden kommen jetzt erst gemächlich aus dem Buffetzimmer, nehmen ebenso gemächlich Abschied von ihren Freunden und steigen endlich auf, während der Zug schon langsam zur Station hinausfährt. Dann kommt erst noch ein Nachzügler angetrabt, springt auf den letzten Wagen, überlegt sich's, springt ab, läuft vor und besteigt endlich den Waggon, der ihm am besten gefällt. Es müsste einen Beamten der Königlich preussischen Eisenbahnverwaltung zur Raserei bringen, zu sehen, wie die Leute in voller Fahrt in den offenen Wagentüren, auf den Plattforms und den Trittbrettern stehen, wie sie von einem Wagen in den andern klettern, ohne dass deswegen mehr Unglück passiert, als dort, wo solche Uebungen wegen der damit verbundenen Lebensgefahr strengstens verboten sind.

Vor der im Jahre 1902 erfolgten Eröffnung der Bahnlinie Tiflis-Eriwan benutzte man, um von der ersten nach der letzteren Stadt zu gelangen, die nach Baku führende Eisenbahn bis zu der Station Akstafa, von wo eine schöne breite Heerstrasse über Delishan und Jelenowka nach Eriwan läuft. Auch der indo-europäische Telegraph folgt, von Russland längs der Küste des Schwarzen Meeres nach Tiflis kommend, in seinem weiteren Verlauf dieser Strasse, die allerdings nicht mehr die grosse Verkehrs- und strategische Bedeutung besitzt, wie zu der Zeit, als sie noch die einzige Verbindung zwischen Tiflis und Eriwan war. Die neue Bahnlinie nimmt einen andern Weg; wenige Kilometer hinter Tiflis zweigt sie von der Hauptstrecke ab und wendet sich nach Süden. Die Fahrt nach Eriwan dauert 16 Stunden und ich verschlief davon die ersten acht. Als ich aufwachte, war es schon 8 ½ Uhr morgens und der Zug keuchte in einem schönen Waldtal steil bergan der Wasserscheide zwischen Kura und Araxes zu. Zur Linken erschien der mächtige Alagös, der mit seinen vier fast gleich hohen Gipfeln bis über 4000 m hoch emporragt. Gegen Mittag wurde die Passhöhe erreicht, und eine Stunde später langten wir in Alexandrópol an, wo die Bahn sich in zwei Flügel teilt, deren einer nach Eriwan führt, der andere nach Kars, der jüngsten Besitzung Russlands in Vorderasien. Hier hielten sich im russisch-türkischen Krieg von 1877/8 die Osmanen am längsten und hartnäckigsten, bis die Stadt und Festung von den Russen nach einer längeren Belagerung am 18. November 1878 erstürmt wurde und jetzt eine starke russische Festung gegen die türkische Grenze bildet.

In Alexandrópol hielt der Zug über eine halbe Stunde, und es war reichlich Zeit, sich an dem woleingerichteten Bahnhofbuffet zu stärken. Die Eisenbahnrestaurants sind im allgemeinen in ganz Russland sehr gut. Eine grosse Anzahl fertiger warmer Gerichte steht bei der Ankunft des Zuges über Spirituswärmern bereit; man trägt sich selbst die Schüssel nach einem der Tische und bezahlt sofort, so dass bei der Abfahrt keinerlei Verzögerung oder jenes allgemeine Geschrei nach dem Oberkellner entsteht, das auf unsern Bahnhöfen üblich ist. In gleicher Weise holt man sich vom Schenktisch das gewünschte Getränk, meistens Tee, der in riesigen Samowars zubereitet wird. Sehr beliebt sind auch die Sakusski,



4. Basarplatz von Eriwan.

kaltes Buffet, das dem Käufer eines Gläschens Wodka à discrétion zur Verfügung steht. Speisewagen laufen auf dieser Linie nicht, auch keine besonderen Schlafwagen, doch lassen sich in jedem Abteil durch Hinaufklappen der Rücklehnen vier breite und bequeme Lagerstätten herrichten, für deren Benutzung keine weitere Gebühr zu entrichten ist.

Bald nach dem Verlassen von Alexandrópol tritt die Bahn in die Araxesebene hinaus und es eröffnet sich der Blick auf den sagenumwobenen Bergriesen, der den weiten Plan nach Süden abschliesst und wie ein gigantischer Markstein an der Grenze zwischen Russland, Persien und der Türkei steht — den Ararat. Der schneegekrönte Kegel, dessen Spitze nur selten ganz unverschleiert ist, macht einen imposanten Eindruck; in ruhiger, machtvoller Linie steigt er ohne nennenswerte Vorberge auf, seinen Vasallen, den fast 4000 Meter hohen kleinen Ararat, von dem er

2*

durch einen breiten Sattel getrennt ist, noch um mehr als 1100 Meter überragend. Die Höhe wird verschieden angegeben, meist mit 5160 Metern; für den kleinen Ararat schwanken die Angaben zwischen 3960 und 3990 Metern. Auch er war jetzt, im Spätfrühling, noch tief verschneit, und stände nicht sein grosser Herr so gebieterisch neben ihm, so würde er mit seiner steilen, trotzigen Form und der tadellosen Rundung seines Kegels immer noch zu den bemerkenswertesten Bergindividuen zu zählen sein. Nach Westen schliessen sich an die beiden Gipfel die Massen des armenisch-kurdischen Berglandes, und ich konnte vom fahrenden Zug aus deutlich die scharfe Einsattelung des Kudschak-Passes erkennen, über den ich im September, aus der Türkei kommend, nach Russland zurückzukehren gedachte; dann wollte ich auch den Ararat besteigen, und ich sah mir die Stätten meiner künftigen Wirksamkeit mit neugierigem Misstrauen an; drei Monate sollten noch verfliessen, bis ich wieder bequem von Eriwan nach Tiflis fahren würde — aber was die Zeit bringen würde bis zu dem Tag, an dem ich von der Höhe des Kudschak nach der weiten Ebene hinabblicken wollte, das lag im Schosse Allahs, dessen Name gepriesen sei.

Kurz vor 5 Uhr nachmittags trafen wir in Eriwan ein. Der kleine Bahnhof liegt weit von der Stadt ab, die von hier noch gar nicht zu sehen ist. Ich hatte mir das Hotel »Orient« als das am wenigsten unsaubere empfehlen lassen und fuhr mit Weichbold direkt dorthin. Meschad' Abdull hatte in der Stadt einen Verwandten, bei dem er Quartier nahm. Ich erhielt im »Orient« ein Riesenzimmer, das nicht weniger als sieben alte wackelige Fauteuils, zwei Sofas und drei Tische enthielt. Alles sah unreinlich und schlecht aus, einige Fensterscheiben waren zerbrochen und mit Papier verklebt, und der Balkon, zu dem eine unverschliessbare Glastür führte, hatte kein Geländer und war so morsch, dass ich es anfangs gar nicht wagte, ihn zu betreten. Mit trüben Ahnungen, die sich leider bestätigten, betrachtete ich das Bett und die schmutzigen Filzteppiche, die geradezu ideale Quartiere für gewisse Arten von Rhynchoten und Aphanipteren darstellten. In meinen Betrachtungen wurde ich durch Abdull unterbrochen, der mir seine zwei Grossneffen vorzustellen kam, vierjährige Zwillingsbüblein mit ängstlich blickenden, grossen schwarzen Augen. Er bereitete mich auf den Besuch seines Neffen Haschim Beg Nerimanbegoff vor, der Lehrer an einer tatarischen Privatschule war und sich bereit erklärt hatte, mir Eriwan zu zeigen und mir in allen Dingen behilflich zu sein. Dies war mir natürlich sehr lieb zu hören, und da für den Rest des Tages nichts mehr zu tun war, entliess ich Abdull mit Grüssen an seinen liebenswürdigen Neffen. Weichbold hatte sich in seinem Zimmerchen rasch installiert und war mit den Hunden ausgegangen. Auch ich benutzte den hellen Sommerabend zu einem Orientierungs-

bummel durch die Hauptstrasse und den Platz mit den öffentlichen Anlagen, auf dem sich das ganze europäische Leben von Eriwan abspielt. In das Gewirr der Basargässchen wagte ich mich vorläufig noch nicht, zumal das Leben dort mit Sonnenuntergang plötzlich aufhört. Auch auf dem Platz war heute nichts los, da die Kosakenkapelle in einem Garten ausserhalb der Stadt spielte und infolgedessen das »elegante Eriwan« ebenfalls dorthin geströmt war. Ich verbrachte den Abend in dem wenig sauberen Esszimmer meines Hotels als einziger, der den Angriffen der dortigen Küche ausgesetzt war, und lieferte mich dann der Bewohnerschaft meines Bettes aus.

2. Juni. Morgens, während Weichbold das grosse Gepäck von der Bahn nach der Stadt transportieren liess, besorgte Abdull sehr geschickt einige kleine Aufträge. Ich begab mich zum Gouverneur von Eriwan, Graf Thiesenhausen, und dann zum Verwalter der Krongüter im Gouvernement Eriwan, Oberst Pawlowsky. Mein tifliser Geleitbrief funktionierte tadellos; binnen zwei Stunden hatte ich alle gewünschten Erlaubnisse und Privatbriefe an verschiedene Beamte, mit denen ich während meines Aufenthaltes im Gouvernement zu tun haben sollte. Um 12½ Uhr besuchte mich Herr Nerimanbegoff, wie er russisch, oder Haschim Beg, wie er tatarisch heisst. Er stellte sich mir in der freundlichsten Weise zur Verfügung und wir beschlossen, nach einem gemeinsamen Mittagessen eine Wagenfahrt nach Etschmiadsin zu machen, dem Zentrum der armenischen Kirche und Sitz des Katholikos. In einem flinken Phaethon, wie im Kaukasus die offenen zweispännigen Stadtwagen genannt werden, fuhren wir nach Tisch ab. Unser Weg berührte die alten Teile von Eriwan nicht, sondern führte uns durch wenige Strassen, wo zwischen zerfallenen tatarischen Lehmhäusern ganz neue europäische Bauten standen, bald aus der Stadt hinaus in die weite Ebene, die von dem mächtigen Ararat überblickt wird. Die Strasse war tief staubig und die Gegend trug völligen Steppencharakter. Viele Dromedare und Schafe weideten auf den staubüberzogenen dürren Grasflächen, und wo wir an einem Tümpel oder Kanal vorbeikamen, sahen wir die grossen Büffel bis auf Hörner und Nasenlöcher im Wasser liegen oder mit einer dicken Lehmkruste überzogen friedlich wiederkäuen. Zahllose Blauraken oder Mandelkrähen (Coracias) sassen auf dem Telegraphendraht, ebenso waren Elstern, Krähen, Wiedehopfe und die zierlichen Haubenlerchen in Menge zu sehen. Das Wetter war gut und nicht zu heiss, der Ararat aber hatte sich dicht in Wolken gehüllt, und nur ab und zu schien er einen kurzen Blick über das Land zu werfen, um sich sofort wieder hinter seinen Nebelmantel zurückzuziehen. Unser Wagen legte die ungefähr 20 km lange Strecke in wenig mehr als zwei Stunden zurück und wir erreichten das Dorf Etschmiadsin um 3½ Uhr. Haschim Beg hatte dort einen Bekannten,

den wir zunächst besuchten. Es war Prinz Kameran Chan, ein Grossneffe Nasr-ed-Din Schachs, der aus mir unbekannten Ursachen Persien hatte verlassen müssen und nun in Etschmiadsin als reicher Grundbesitzer und Viehzüchter lebte. Er ist ein noch junger, grosser und schlanker Mann, dem die anliegende dunkelgraue Tscherkesska vorzüglich stand, mit einer kühnen Adlernase und unheimlich grossen, rollenden schwarzen Augen. In einem reich mit Teppichen ausgestatteten Gemach wurde uns saure Milch mit Brunnenkresse gereicht, dann zeigte der Prinz mir auf meine Bitte alle seine Teppiche und Felle, Waffen und Silbersachen, die jedenfalls ein bedeutendes Kapital repräsentieren und einem königlichen Prunkgemach zur Zierde gereichen würden. Eine der Dienerinnen, ein junges Kurdenmädchen in bunter Volkstracht, durfte ich photographieren. Dann machten wir uns nach dem riesigen Komplex von Gärten und Gebäuden auf, der den nationalen und religiösen Mittelpunkt Armeniens bildet.



5. Kurdisches Mädchen.

Etschmiadsin entstand an der Stelle, wo der Sage nach Gottes Sohn dem armenischen König Gregor dem Erleuchter erschienen war, im Anfang des vierten Jahrhunderts. Neben der zuerst erbauten Kirche der heiligen Jungfrau siedelten sich Mönche an und gründeten das Kloster Wagarschapat, welchen Namen eigentlich auch das Dorf führt. »Etschmiadsin« ist armenisch und bedeutet wörtlich »Herabkunft des Einzigen«. Zum ständigen Sitz des Katholikos wurde der Ort in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Eine hohe und dicke Mauer umschliesst das ganze Grundstück, dessen Mittelpunkt die mehrfach restaurierte Marienkirche ist. Durch Gartenanlagen voneinander getrennt, erheben sich innerhalb des grossen Vierecks zahlreiche andere Gebäude, die Wohnhäuser für den Katholikos und die Mitglieder des Rates, für die 250 Schüler, 30 Lehrer und 40—50 vorgeschritteneren Studenten. Einer derselben, den Kameran Chan persönlich kannte, erbot sich, uns überall umherzuführen. Er war ein geborener Türke, jedoch russischer Untertan und sprach ganz gut deutsch. Mit Stolz zeigte er das neue Gebäude der geistlichen Akademie, dessen

Arbeitszimmer, Bibliothek und Hörsäle ganz modern ausgestattet waren. Die Schatzkammer, ehemals eine Hauptsehenswürdigkeit, ist auf eine mittelmässige Sammlung kirchlicher Silber- und Goldgeräte zusammengeschrumpft, seit sie und mit ihr das gesamte Kirchenvermögen von mehr als 300 Millionen Rubel im Jahr 1903 von der russischen Regierung ohne viel Umstände konfisziert wurde. Ein kleines Museum ist ebenfalls vorhanden, das aber offenbar von ganz unverständiger Hand geleitet wird. Neben herrlichen indischen und persischen Thronsesseln und Waffen finden sich ganz wertlose moderne Zinkgüsse, einige Versteinerungen, ein



6. Aussenmauer von Etschmiadsin.

Tropfstein, der als Mammutzahn bezeichnet wird, und ein kleines Messingfigürchen, das angeblich eine armenische Antiquität ist, tatsächlich aber Napoleon den Ersten darstellt, mit dreispitzigem Hut, verschränkten Armen, Marschallstab und hohen Stiefeln. Natürlich behielt ich diese Entdeckung für mich, um niemand die Freude zu verderben. In der Münzensammlung finden sich zahlreiche ähnliche Verwechslungen und Irrtümer.

In dem grossen Teich im Park badeten unter fröhlichem Lärm etwa fünfzig Knaben, die bei unserm Herannahen aus allen Richtungen eilig herbeigeschwommen kamen, wie Seehunde in einem zoologischen Garten, aber ohne andern Wunsch, als den, die fremden Besucher zu besehen. Im Schatten der grossen Nussbäume wurden uns einige Erfrischungen gereicht und der Katholikos liess mir sagen, er würde sich freuen, am

folgenden Tag meinen Besuch zu empfangen. Ich hatte keinerlei diesbezüglichen Wunsch geäussert und es war mir auch nicht möglich, meine Fahrt nach Etschmiadsin zu wiederholen, da ich bereits Postpferde und Wagen bestellt hatte. Wir begaben uns zu Kameran Chan zurück, wo inzwischen eine reichliche Mahlzeit bereitet worden war. Auch die Prinzessin erschien für einige Augenblicke, war aber so tief verschleiert, dass ich von ihr nichts wahrnehmen konnte, als eine lange schmale Hand mit rosig gefärbten Nägeln. Auch meine Konversation mit ihr war notgedrungen auf »Salaam, Chanum« (= Herrin) bei der Begrüssung und »Huda Hafis« (Gott befohlen) beim Abschied beschränkt. Auch drängte die sinkende Sonne zur Heimfahrt, wobei uns der Prinz auf einem prächtigen Schimmelhengst eine Zeitlang das Geleite gab. Im »Orient« hatten meine Leute inzwischen das für die Tour nach dem Göktschai nötige Gepäck zusammengestellt; der Rest sollte bis zu meiner Rückkehr bei Haschim Beg aufbewahrt werden, der mich aufforderte, dann in seinem Haus zu wohnen. Meine Geschäfte bei Behörden, Post und Bank waren erledigt, und da ich am Morgen um 5 Uhr aufstehen musste, nahm ich frühzeitig Abschied von meinem freundlichen Berater und ging bald zu Bett.

Für 6 Uhr früh waren eine »Kaljaska« mit vier Pferden und ein »Fourgon«, ebenfalls mit vier Pferden, bestellt. Beide kamen erst eine Stunde später und am Packwagen fehlte ein Pferd. Dagegen war der bequeme Landauer, der mich, Weichbold und die Hunde aufnehmen sollte, in richtiger Weise bespannt, und auch das Aufladen des Gepäcks vollzog sich rasch genug. Gleich ausserhalb der Stadt begann die Steigung, die in vielen Serpentinen auf das Plateau führt, das den Bergen um den Göktschai vorgelagert ist. Von der Höhe aus war der Blick auf die Stadt, die Ebene und den Ararat einzig schön. Eriwan ist sehr reich an Gärten, die jetzt noch in frischem Grün prangten, und das helle Lehmgelb der tatarischen Häuser hob sich wirkungsvoll davon ab. Majestätisch lagen da die russische Kathedrale und die türkisblaue Kuppel der Gök Dschami (grüne oder blaue Moskee), die langen Gewölbe der Basars, alles Dinge, die ich mir noch gar nicht näher angesehen hatte. Auch die ausgedehnten Ruinen des alten persischen Statthalterschlosses kannte ich noch nicht, doch war nichts verloren, da ich ja im Verlauf der Reise Eriwan noch zweimal zu berühren gedachte.

Auf der ersten Poststation wurden die Pferde gewechselt und das Gepäck vom Fourgon auf zwei »Britschkas« oder, wie sie offiziell heissen, »Paragons« umgeladen. Der Aufenthalt betrug ungefähr eine Viertelstunde, und es ist üblich, wenigstens ein Schnäpschen zu sich zu nehmen. Ich bekam andere Kutscher, und aus dem nahen Kosakenposten kam ein Soldat herangesprengt, der stramm salutierte und sich den Packwagen anschloss,

auf deren einem Abdull sich ein bequemes Lager eingerichtet und einen unförmlichen schwarzen Schirm über seinem Haupt entfaltet hatte. Auch die Beistellung des Kosaken war sein Werk. Auf Grund meines Geleitbriefes hatte ich das Recht, sogar zwei Kosaken als ständige Eskorte zu haben, doch hatte ich es für überflüssig gehalten, davon Gebrauch zu machen. Meschad' Abdull dagegen, der sehr auf standesgemässes Auftreten hielt, begann, als ich ihn zur Rede stellte, eine lange Auseinandersetzung über die Vorteile der »Straschniks«, wie die Leute genannt werden, und tatsächlich fuhr es sich so angenehmer. So oft nämlich auf der



7. Typus einer Poststation.

Strasse ein Wagen, ein Karren oder eine Viehherde sichtbar wurden, galoppierte der Straschnik voraus, machte freie Bahn, und die biederen Tataren neigten sich tief vor dem mächtigen Herrn, dem der gefürchtete Kosak dergestalt den Weg ebnete.

Die Strecke von Eriwan nach Jelénowka, dem Hauptort am Göktschai, beträgt 65 Werst oder 70 Kilometer und zerfällt in vier Abschnitte von annähernd gleicher Länge, die durch Stationen und Kosakenposten gebildet werden. Bei jeder Station wechseln Pferde, Kutscher und Kosaken. Mein zweiter Straschnik hatte ein wunderschönes Pferd, einen Eisenschimmel, der zwar ein bischen klein war, aber prächtig gebaut, mit schönem Kopf und voll Feuer. Als ich mich anerkennend über das Tier aussprach, bot er mir an, es ein Stück zu reiten, und ich war mit Vergnügen dabei. Als

ich nach einer halben Stunde das Pferd mit Dank zurückgab, stellte der Kosak an mich die Bitte, ich möge einen seiner Bekannten besuchen, dessen Haus an der Strasse lag und der schwer krank sei. Ich sagte ihm, dass ich kein Arzt wäre, versprach ihm aber, den Patienten, über dessen Leiden er sich nicht näher äussern konnte oder wollte, wenigstens anzusehen. Bald kamen wir an einigen ärmlichen Lehmhütten vorbei, und ich liess halten, da wir an Ort und Stelle waren. Die Hausleute, Tataren, begrüssten mich ehrfurchtsvoll und führten mich in ein enges, dumpfiges Gemach, das sein Licht lediglich durch die Türöffnung erhielt. Hier lag, auf Stroh und Lumpen gebettet, ein Mann von etwa 30 Jahren, und es bedurfte keines Arztes, um zu erkennen, dass er hochgradig syphilitisch war. Er bot einen grauenhaften Anblick, und ich war ehrlich entsetzt über die unsagbar schmutzige Umgebung, in der der Unglückliche sich befand. Helfen konnte ich natürlich nicht; ich setzte den Leuten die Gefahr der Ansteckung auseinander, wobei mein Kosak als Uebersetzer diente, und verlangte, dass der Kranke unverzüglich nach Eriwan ins Spital geschafft werde. Aus meiner Reiseapotheke gab ich ihnen etwas Watte und verdünntes Sublimat, um den Patienten zu trösten, der seine zwischen Geschwüren versteckten Augen angstvoll auf mich heftete. Man versprach mir Reinlichkeit, Vorsicht und baldigste Ueberführung nach Eriwan.

Als wir am Abend in Jelénowka anlangten, nahm ich Quartier in der Poststation, und sowie ich den Dorfvorstand kennen gelernt hatte, machte ich ihm Mitteilung über jenen Krankheitsfall. Er versprach mir, dem Bezirksarzt davon zu erzählen; aber als ich zwei Wochen später, auf der Rückfahrt nach Eriwan, mich nach der Sache erkundigte, hatte sich nichts verändert, und auch die Anzeige, die ich in Eriwan erstattete, hat vermutlich nichts geholfen.

Jelénowka ist ein stattliches, langgestrecktes Dorf am Nordende des Göktschai, an der Stelle, wo die Sanga, der Ausfluss des Sees, diesen verlässt. Ich war unentschlossen, an welchem Ufer ich mein Hauptquartier nehmen sollte und begann am folgenden Morgen, Erkundigungen einzuziehen. Ich besass eine spezielle Empfehlung an den dortigen Verwalter der Krongüter, Herrn Mjedzychovsky, der mir in ausserordentlich liebenswürdiger Weise entgegenkam. Er und seine Frau, beide aus Polen, sprachen perfekt französisch und luden mich ein, während der Dauer meines Aufenthaltes bei ihnen zu speisen. So lernte ich gleich am ersten Tag die gesamte Intelligenz des fast 2000 Bewohner zählenden Dorfes kennen, machte eine reizende Bootfahrt mit Picknick mit und erhielt zahlreiche Ratschläge in jeder Hinsicht. Es war gleich zu sehen, das Jelénowka selbst kein günstiger Ausgangspunkt für meine projektierten Jagd- und Sammelausflüge war, und als ich hörte, dass der kleine See Gilli

oder Dschil Göl am Südende des Sees von Schilf und Sumpf umgeben sei, war ich entschlossen, dorthin zu gehen. Meine Absicht war zuerst, für die ganze Zeit, die ich am Göktschai zubringen wollte, ein grosses Boot zu mieten, um beliebig mit Sack und Pack meinen Standort wechseln zu können. Doch war ein solches Boot nicht aufzutreiben, und man sagte mir, dass ich am Südende, wo viel Fischerei getrieben wird, grosse und kleine Boote haben könnte. Es zeigte sich später, dass diese, sowie manche andere Angabe meiner Gewährsmänner weit entfernt davon waren, richtig zu sein, und ich wurde in Zukunft sehr vorsichtig in dieser Beziehung, ohne jedoch vermeiden zu können, dass ich wiederholt in unangenehmer Weise enttäuscht wurde, wenn ich einem mit grosser Sicherheit gegebenen Rat folgte, ohne mich von andern Seiten genau zu orientieren. So hatte man mir in Jelénowka feste Hoffnungen gemacht, am Gilli reiche Jagd auf Raubzeug und Wildschweine vorzufinden, während ich dort zu hören bekam, dass das beste Jagdgebiet am ganzen See bei Jelénowka liege. In der Tat aber ist weder da noch dort etwas zu holen, ausser wenn man ohne andern Zweck, als den, zu jagen, weit in die Berge eindringt und mehrere Wochen zur Verfügung hat.

Es war für uns Fremdlinge nicht einfach, uns in Jelénowka frei zu bewegen, und zwar hinderten uns daran die riesigen, zottigen Hunde, deren jedes Haus mindestens einen besass und die von einer wahrhaft erschreckenden Wildheit waren. Wenn Prinz und Sherry sich in der Dorfstrasse zeigten, entfesselten sie eine wahre Hölle von wütenden, zähnefletschenden Bestien; und die tapferen kleinen Foxterrier, weit entfernt, bei ihren Hütern Schutz zu suchen, benutzten jede Gelegenheit, um auf Heldenfahrten auszugehen; es kann geradezu als ein Wunder bezeichnet werden, dass meine zwei Hunde Jelénowka lebend wieder verliessen. Das einzige Schutzmittel war ein Arsenal von Schottersteinen, die man beständig bei sich tragen musste; jeder Treffer schüchterte die Angreifer auf einige Augenblicke ein, und man konnte wieder hundert Schritte Terrain gewinnen. Bei meinem nächtlichen Heimweg aus dem Haus Mjedzychovsky bestand der Hausherr darauf, mir einen Soldaten als Bedeckung mitzugeben, und ich war sehr froh über diesen Schutz; trotzdem der Mann die Hunde in heimatlichen Lauten anrief und zu beruhigen suchte, gestaltete sich der Kilometer, den ich nach dem Posthaus hatte, zu einem fortdauernden hitzigen Gefecht, und allein wäre ich mindestens bis zum Eintreffen von Entsatz an irgend einer Hausmauer »verbellt« worden. Gegen nächtlich umherstreifende Spitzbuben sind die Bewohner von Jelénowka jedenfalls glänzend geschützt.

Wol ausgerüstet mit Ratschlägen und Empfehlungsbriefen trat ich am frühen Morgen des 6. Juni die Fahrt nach dem Südende des Sees an, wo ich mich in der Nähe des Dorfes Basar-Getschar niederzulassen

gedachte. Die Strasse dorthin ist etwa 100 Kilometer lang und von allerschlechtester Qualität, dafür aber reich an landschaftlichen Schönheiten. Sie führt meist ziemlich hoch über dem See an der Berglehne dahin und gestattet einen weiten Ueberblick über die gewaltige Wasserfläche des Göktschai.

Der »Blaue See« — dies ist die Bedeutung des tatarischen Namens — liegt in einer Höhe von 1930 Metern über dem Meer, ist über 80 Kilometer lang und im Mittel 20 Kilometer breit. Genaue Tiefenmessungen haben wol nie stattgefunden, doch ist bekannt, dass Tiefen von 250 Metern und darüber gefunden wurden.*) Das westliche Ufer des von NW. nach SO. ziehenden Sees nehmen die Vorberge des Kara Dagh und Ak Dagh ein, des »schwarzen« und des »weissen Berges«, welch letzterer eine Höhe von 3570 Metern erreicht. Am Nordende dringt eine Bucht gegen das Tal von Delidschan ein, durch welches die Heerstrasse nach Akstafa und der Bahnlinie führt. Die Ostseite des Sees bildet das wilde Kettengebirge des Kara Bagh (»Schwarzwald«), das sich wie eine Riesenmauer zwischen den See und die Ebene der unteren Kura stellt und bis an den Araxes reicht, auf dessen rechtem, persischen Ufer es sich in ein anderes Gebirge fortsetzt, das wieder Kara Dagh heisst. Man sieht, die geographischen Bezeichnungen dieser Gegend sind nicht kompliziert. Der Kara Bagh weist Gipfel von über 3700 Metern Höhe auf, und sein wilder Steilabfall gegen den See ist es zumeist, der diesem ein durchaus alpines Gepräge verleiht. Wald findet sich an den dem Göktschai zugekehrten Abhängen nur in kleinen Fleckchen, meist Eichen, Fichten und Ahorn. Das Innere des Kara Bagh soll jedoch ausgedehnte und wildreiche Waldungen tragen.

Unter heftigem Rütteln und wiederholter äusserster Gefahr, umzustürzen, polterte die Britschka, die mich, Weichbold und die Hunde einer gründlichen Vibrationstherapie teilhaftig machte, auf dem elenden Fahrweg dahin. Wenn der Boden je aufhörte, nackter Fels oder mit ungefügem Geröll bedeckt zu sein, so geschah dies nur, um einer Strecke unergründlichen Staubes Platz zu machen, oder aber einem kleinen See, in dessen Schlamm die Pferde bis an die Schenkel einsanken und der die Achsen und Räder des federlosen Karrens mit einer zähen Decke überzog, an die sich dann der Staub gierig anheftete, bis der missfarbige Teig durch das Rumpeln über die Steine in grossen Klumpen wieder abfiel und das Spiel von neuem begann. Der Gepäckwagen, der am Morgen mit einer halben Stunde Vorsprung unter der Leitung Abdulls und eines Kosaken abgefahren war, hatte jedenfalls noch schwerere Fahrt als die leichte Britschka, und ich war verwundert, dass wir ihn nicht längst eingeholt hatten. Dem mir zugeteilten Begleitkosaken hatte ich seine Bitte, umkehren zu dürfen, gewährt, da sein Pferd sich am Hinterfuss verletzt hatte; so war die Expedition getrennt, ohne dass ich mir das Verbleiben des andern Teils

*) Die Richtigkeit dieser Angabe wird jedoch von berufener Seite bezweifelt.

erklären konnte. Bei der Ankunft in Nowo-Bajaset, einem bedeutenderen Ort weitab vom See, erfuhr ich in der Poststation, dass mein »Fourgon« noch nicht angekommen sei, und es blieb nichts übrig, als zu warten. Ich suchte den Vorsteher des Distriktes auf, der mir einen speziellen Empfehlungsbrief an den Polizeimeister oder Pristaw von Basargetschar gab, dann liess ich mir in der Poststation ein zweifelhaftes Mittagessen reichen und vertrieb mir die Zeit bis 3½ Uhr mit Teetrinken. Als der Fourgon endlich eintraf, erfuhr ich, dass ein Radbruch, der in einem von der Strasse abgelegenen Hof repariert worden war, den Grund der Verzögerung bildete. Nun begannen die Unterhandlungen wegen der Weiterfahrt. In Nowo-Bajaset hören nämlich Staatspost und Telegraph auf, und man ist für die Beförderung von Personen, Gütern und Nachrichten von dem guten Willen der Einheimischen abhängig, die natürlich von einem Fremden enorme Preise verlangen. Meschad' Abdull begann ein hitziges Parlamentieren mit einem Fuhrwerksbesitzer, der allmählich von 60 auf 25 Rubel herunterging. Um diesen Preis verpflichtete er sich schliesslich, uns und das Gepäck nach Sagalu, 7 Kilometer vor Basargetschar, zu bringen. Ich war damit zufrieden, da ich nach meiner Landkarte die Umgegend von Sagalu für eine meinen Absichten günstige Gegend hielt. Um 5 Uhr fuhren wir ab mit einer uralten Kaljaska, einer Britschka und zusammen fünf Pferden. Nach längerer Fahrt kamen wir wieder an den See, und um 7 Uhr abends wollte mein Kutscher in einem elenden tatarischen Bauernhof Halt machen. Ich drang aber darauf, noch bis Karanluch zu fahren, wo, wie ich wusste, ein »Selskoje uprawlenje« war und wo wir schliesslich gegen 9 Uhr eintrafen. »Selskoje uprawlenje« heisst eigentlich »Dorfverwaltung«, ist aber meistens nur ein Haus, in dem reisende Beamte Quartier und Essen finden können und das in der Regel von einer russischen oder armenischen Familie bewirtschaftet wird. Durch meine Empfehlungen hatte ich natürlich das Recht, diese Einrichtung, und zwar unentgeltlich zu benutzen, und es ist verständlich, dass ich darauf nicht verzichten wollte. In Karanluch traf ich im Uprawlenje einen jungen Offizier, der mit einem Trupp Kosaken auf einem forstwirtschaftlichen Inspektionsritt war und mit dem ich das Hauptzimmer teilte. Auch für meine Leute fand sich gute Unterkunft, und das Menu, das sich der Offizier bereits bestellt hatte, reichte für uns alle. Mein Gepäckwagen wurde die Nacht hindurch von zwei Kosaken bewacht, und nach der aufreibenden Rüttelfahrt des Tages schlief ich herrlich, obzwar Ratten im Zimmer und Wanzen im Bett waren. An dergleichen muss man sich eben gewöhnen.

Bei Tagesanbruch ging die Reise weiter. Der Weg war unsagbar schlecht, vielfach überhaupt nicht zu erkennen, und alle fünf Minuten floss ein starker Bach ohne Bett einfach vom Berg nach dem See und wir

mussten natürlich hindurch. Es war die Zeit der stärksten Schneeschmelze, und nur so waren die zahllosen improvisierten Wasserläufe zu erklären; dass bei einer solchen Menge von Zuflüssen die kleine Sanga, die den Göktschai bei Jelenowka verlässt, zur Ableitung des Ueberschusses an Wasser genügt, erscheint unglaublich. Doch ist der See so gewaltig gross, dass ungeheure Wassermengen nötig sind, um ein merkbares Steigen des Spiegels zu veranlassen, und ferner ist aus demselben Grund die Verdunstung sehr bedeutend und wurde in diesen Tagen durch das trockene und warme Wetter noch mehr gefördert. Gegen Mittag wurde Sagalu erreicht, ein armseliges Dorf mit einer aus Tataren und Armeniern gemischten Einwohnerschaft. Hier liess ich meinen Train und bewog den Kutscher, mich noch bis Basargetschar und zurück zu bringen. Der Begleitkosak ritt nebenher, und nach einer Stunde hatte ich in Basargetschar bereits den Friedensrichter, den Pristaw und den Tierarzt, drei sehr liebenswürdige Herren, kennen gelernt. Besonders die Bekanntschaft mit dem letztgenannten war für mich erfreulich, denn Herr Nikolai Pawlowitsch Lange stammte aus den Ostseeprovinzen und war ein alter Dorpater Student. Ich hatte wahrhaftig nicht darauf gerechnet, in diesem weltentlegenen Oertchen einen Landsmann anzutreffen, und Herr Lange vermutlich auch nicht. Ich erhielt alle gewünschten Bewilligungen und Privilegien, der Pristaw bot mir sogar während der Dauer meines Aufenthaltes zwei Kosaken als ständige Beschützer an, doch schien mir diese Massregel überflüssig. Ebenso unnötig erschienen mir jetzt alle Schritte, die ich zur Erlangung der Jagdfreiheit unternommen hatte. In Tiflis war ich zu diesem Zweck an den Oberst Pawlowskij in Eriwan empfohlen worden, der mich Herrn Mjedzychovsky in Jelenowka weiter empfahl; dieser gab mir einen Brief an den Distriktsvorsteher von Nowo-Bajaset, und der letztgenannte ein Schreiben an den Pristaw von Basargetschar; von ihm sollte ich die Jagderlaubnis erhalten und die eventuellen Taxen an ihn zahlen. Der Pristaw erklärte jedoch solche Formalitäten für unnötig, besonders, da der Friedensrichter, ein eifriger Jäger, selbst keinen Jagdschein besass.

Nach einem kleinen Imbiss begleitete mich Herr Lange nach Sagalu zurück und verschaffte mir im Haus des Gemeinde-Aeltesten ein geräumiges Zimmer, das mir vollkommen zur freien Verfügung gestellt wurde. Dem Hausherrn wurde energisch auseinandergesetzt, dass sein Kopf verloren sei, wenn ich nicht mit der grössten Zuvorkommenheit behandelt würde, und dass die Kosaken von Basargetschar beauftragt seien, jeden Tag nach dem Rechten zu sehen. Tatsächlich kamen aber nur am folgenden Tag zwei Soldaten, die mir eine Einladung nach Basargetschar überbrachten; aber meine Position als angesehener Mann war in Sagalu gesichert. Bevor ich die Fuhrleute entliess, machte ich noch mit ihnen aus, dass sie mich am 16. Juni wieder abzuholen hätten. Dann liess ich

das Gepäck in mein neues Heim schaffen und richtete mich nach Möglichkeit wohnlich ein Eine neugierige Menge umstand das Haus, aber wer etwa ins Zimmer herein wollte, den verjagte Abdull mit kriegerischer Entschlossenheit. Der Raum wies einen Herd und zwei Holzpritschen auf, die durch Teppiche und meine Decken in Bettstellen für Weichbold und mich verwandelt wurden, während Abdull mein kleines Feldbett erhielt. Auch einen Tisch aufzutreiben, gelang mir, und den Rest des Mobiliars bildeten die verschiedenen Kisten. Weichbold schlug Dutzende von Nägeln in die Wände, an denen alles Aufhängbare angebracht wurde, und bald bot der ursprünglich kahle und unsaubere Raum ein ganz wohnliches



8. Dorfpolizeichef mit Kosaken.

Bild. Dann machte ich einen Rundgang durch das Dorf und nahm mit grosser Würde die untertänigen Grüsse der Bewohner entgegen, die über den Zweck meines Hierseins nichts wussten, mich aber jedenfalls für einen besonders mächtigen Herrn hielten, mit dem man sich gut stellen musste. Der Mehrheit nach waren es Tataren, teils auch Armenier und einige Kurden; die letzteren unterschieden sich in der Tracht von den Tataren nur durch den bunten Lappen, den sie um den Kopf geschlungen trugen; die kurdische Volkstracht lernte ich erst später kennen. Die Kleidung der Tataren bestand im wesentlichen aus grauen oder braunen weiten Hosen, die über den Pantoffeln zusammengebunden waren. Den Oberkörper bedeckt ein grobes Hemd, den Gürtel bildet ein farbiges Tuch, und den rasierten Kopf bedeckt die charakteristische, halbkugelförmige

Kappe aus gelbgrauem Filz. Die Armenier tragen weite dunkle Hosen, die in hohen Stiefeln stecken, und eine kleine schwarze Mütze; die übrige Kleidung ist sehr verschieden. Die Kinder liefen vielfach nackt oder nur mit einem zerlumpten Hemdchen bekleidet umher, Frauen bekam ich auf meinem ersten Spaziergang nicht zu sehen.

Die erste Nacht in Sagalu verlief gut, nur kam ich zu der Einsicht, dass das tägliche Bestreuen meines Lagers mit Insektenpulver ein einfaches Gebot der Selbsterhaltung war. Am Morgen kamen die ersten Patienten, um sich vom »Doktor« Rat und Hilfe zu holen. Ich tat, was in meiner Macht war; freilich konnte ich z. B. dem alten, seit sieben Jahren erblindeten Tataren nicht, wie er sich dachte, eine Salbe aufstreichen, die ihm das Augenlicht wieder zurückgegeben hätte; aber in Fällen von Geschwüren, Wunden oder Fieber konnte ich immerhin eine ganz segensreiche Tätigkeit entfalten. Trotzdem beauftragte ich Abdull, aller Welt zu verkündigen, dass ich kein »Hakim« sei. Dagegen liess ich bekannt machen, dass ich Fische, Schlangen, Eidechsen, Frösche usw., die mir lebend und unversehrt gebracht würden, mit guten Preisen bezahlen wolle. Der erste Jagdausflug, den ich mit Weichbold nach den Sumpfwiesen machte, lieferte einen Bussard (Buteo), eine Ente (Tadorna) und zwei schnepfenartige Vögel der Gattung Totanus. Die Ente war von der russisch »Kasarka« genannten Art, deutsch Rostente, und prächtig gefärbt. Schultern und Flügel schwarz und weiss mit metallgrünen Binden, Brust und Bauch, ebenso wie der untere Hals leuchtend rostrot, der Kopf dunkelgrün mit violettem Schimmer. Es war ein Männchen, das vor den Weibchen durch eine zierliche dunkle Halsbinde ausgezeichnet ist. »Prinz« und »Sherry« waren voll Jagdeifer und vorzüglich geeignet, die in den schwer zugänglichen Sumpfpartien versteckten Vögel aufzuscheuchen. Das Apportieren wollte freilich noch nicht recht gehen, aber »Prinz« zeigte immerhin bedeutende Anlagen dazu. In einer flachen Mulde entdeckte Weichbolds scharfes Auge auch ein Kiebitznest mit zwei Eiern; die Vögel selbst sahen wir nur aus grosser Entfernung. Ich hatte bisher Kiebitzeier, die ja als Leckerbissen gelten, noch nie gekostet und liess mir den Fund gleich nach der Heimkunft zubereiten. Die Eier waren ganz frisch und ohne erkennbaren Embryo, ihr Geschmack aber wich von dem von Hühnereiern kaum ab. Am Vortage hatte Herr Lange mir von einem Vogel erzählt, den er hatte fliegen gesehen und den er für einen Ibis hielt. Ich zweifelte stark an der Richtigkeit dieser Wahrnehmung, da ich von dem Vorkommen dieses Vogels in jenen Gegenden noch nie gehört hatte, aber an diesem Tag sahen wir hoch über uns einen grossen Vogel mit langen Beinen und gekrümmtem Schnabel dem Gilli zu streichen, der ganz wie ein Ibis aussah. Leider gelang es mir nicht, ein Exemplar zu erlegen, sodass ich die Frage offen lassen muss.

Mittags wurde die Kasarka und zwei Totanus gebraten und damit der »eigene Herd« eingeweiht. Als Brennmaterial diente trockenes Schilf, Kamysch genannt, und Weichbold bewährte sich als Koch so gut, wie als Schütze. Von den Ergebnissen der Jagd hatte Meschad' Abdull als strenggläubiger Muselmann nichts; er begnügte sich mit Brot und Eiern, die wirklich nicht teuer waren. Für drei Stück musste ich 2 Kopeken bezahlen, und Abdull stellte einen Billigkeitsrekord auf, indem er für fünf Kopeken acht Stück einhandelte. Zu allen Mahlzeiten hatten wir das ungesalzene, »Lawâsch« genannte Fladenbrot, das in quadratmetergrossen Flecken hergestellt wird und genau das Aussehen und die Konsistenz einer alten Lederhose hat. Nur in ganz frischgebackenem Zustand ist es knusperig und angenehm zu geniessen. Die Methode des Lawâschbackens ist einfach und praktisch. In einer Ecke des Hofes stehen einige bienenkorbförmige hohle Lehmgebilde, in deren Innern ein Kamyschfeuer unterhalten wird. Aussen werden die feuchten Teiglappen aufgelegt und sich selbst überlassen; sie bleiben genau so lange kleben, bis sie ausgebacken sind und gleiten dann von selbst ab. Das gastronomisch erfreulichste Moment in Sagalu waren die Fische, besonders die grossen und in ganz Kaukasien berühmten Forellen des Göktschai. Es gibt zwei Arten; den Salmo ischkan, der unserer Lachsforelle, und den Salmo gegarkuni, der mehr der Bachforelle ähnlich ist. Ferner finden sich im See Barben (Barbus goktschaicus) und im Gilli auch Karpfen. Die Fischerei wird von Booten und vom Ufer aus mit grossen Netzen betrieben. Es war gerade die beste Zeit, und die vier Boote, die das Dorf Sagalu besass, waren beständig in Anspruch genommen und für mich daher nicht benutzbar. Doch lag am Strand noch ein fünftes, ganz altes und morsches Fahrzeug, und da ich ohne Boot nicht viel ausrichten konnte, beschloss ich, den wackeligen Kasten seetüchtig machen zu lassen. Ich sandte einen Berittenen nach Basargetschar, um von dort Teer, Werg und Nägel zu holen, und am nächsten Tag nahmen drei Tataren »mein« Boot in die Arbeit; es zeigte sich jedoch sehr bald, dass die drei Kilogramm Teer, die der Bote aufgetrieben hatte, lange nicht reichten, um all die klaffenden Risse und Sprünge zu verstopfen. Daher sandte ich einen andern Mann gleich nach Nowo-Bajaset; er blieb zwei Tage aus, kam aber dann mit einem Pud (16 kg) Teer und sehr viel Holzwolle und Werg zurück, so dass ich schliesslich am fünften Tag in Besitz eines einigermassen brauchbaren Kahnes war. An Leuten, die für mich arbeiten wollten, war kein Mangel, da ich mit kleinen Silbermünzen nicht geizig war; und für einen Tataren von Sagalu ist ein halber Rubel schon eine ganz imponierende Summe. Nach jedem unserer kleinen Ausflüge wurde das Zimmer, das der »Hakim Agha« innehatte — den Titel wurde ich schon nicht mehr los — der Schauplatz von Beschäftigungen, die das grenzenlose Staunen der Zu-

schauer wachriefen. Solche waren nämlich jetzt nicht mehr zu vermeiden, da ich die Leute einmal aufgefordert hatte, mir allerlei Tiere zu liefern; und wenn ein Mann, der mir stolz eine Handvoll Mistkäfer gebracht, das Zimmer betreten hatte, war er so leicht nicht hinaus zu kriegen; und wieviel Grobheit und selbst Roheit nötig ist, um mit diesen Tataren gut auszukommen, hatte ich damals in meiner demokratischen Unschuld noch nicht erlernt. Zu Anfang der Reise schien Abdull mir immer viel zu brutal, wenn er die zudringlichen Gaffer mit Püffen und Fusstritten entfernte; später sah ich, dass die Leute dadurch nicht im geringsten gekränkt werden und von einem »Agha« eine solche Behandlung geradezu fordern; Milde oder scherzhafte Gutmütigkeit verleitet sie sofort zu plumpen Vertraulichkeiten und benimmt ihnen jegliche Achtung vor dem Fremden. Das klingt traurig und schmeckt ein wenig nach Tropenkoller, aber es ist tatsächlich so. In Sagalu aber duldete ich noch Zuschauer in meinem Zimmer. Und sie sahen da Dinge, die ihnen sicher sehr sonderbar vorkamen. Zunächst überhaupt die merkwürdige Tätigkeit, Frösche, Eidechsen und anderes unreines Getier sorgsam in Gläser zu stecken und mit absonderlichen Flüssigkeiten zusammenzubringen; dann das geheimnisvolle Uebergiessen ganz kleiner Tierchen mit heissem Sublimat; das Hervorholen von Würmern aus Magen, Darm und Luftröhre von Vögeln, deren Balg Weichbold sorgsam präparierte und deren Fleisch dann noch obendrein gegessen wurde. Die einzige Erklärung, die sie sich bilden konnten, war die, dass ich Arzneien machte und also trotz meiner gegenteiligen Behauptung doch ein »Hakim« war. Die Beschaffung von zum Konservieren geeigneten Fischen war mir, solange ich das Boot nicht hatte, sehr schwierig; nach ihrer Gewohnheit brachten mir die Leute erstens bloss Forellen, da diese allein würdig sind, von einem so hohen Herrn verspeist zu werden, wie ich einer war; zweitens wurden diese stets ausgeweidet und ohne Kopf geliefert, so dass sie zwar für die Küche, nicht aber für das Museum brauchbar waren; und erst nachdem ich alle Lieferanten von verletzten oder toten Fischen kurzerhand hinauswerfen liess, brachte man mir die Forellen und andern Fische lebend und in wassergefüllten Eimern. Die Kinder waren unermüdlich im Sammeln von Insekten, brachten sie aber meistens ohne Beine oder Flügel, da sie sie in Ermangelung geeigneter Schachteln in der festgeschlossenen Hand aufbewahrten. Ich gab ihnen einige Gläser, sah aber keines davon wieder. Auch die Frauenwelt von Sagalu unterstützte mich in meiner Sammeltätigkeit, und zwar lieferten sie meistens Tiere, die sich in den Häusern finden liessen, wie Schaben, Skorpione, Spinnen und Asseln. So lernte ich auch die dem Fremdling meist nur par distance sichtbare Weiblichkeit kennen. Es war unter den älteren Frauen keine, die nicht ein wahrer Ausbund von Schmutzigkeit und Hässlichkeit gewesen wäre. Ich nehme übrigens an, dass es

doch auch einige gab, die ein bisschen nach der hübschen Seite geraten waren, und dass man diese nur von mir fernhielt, obzwar die Väter und Ehegatten von Sagalu in dieser Hinsicht wirklich ohne Sorge sein konnten.

Die Tracht der Frauen ist nach unsern Begriffen sehr unschön. Sie besteht aus einem knielangen Rock, meist aus Kattun, der bis an die Knöchel reichende enge Hosen von rotem Stoff sehen lässt. Den Oberkörper bedeckt eine hochgeschlossene, langärmlige Jacke aus Wollstoff, die in eine um die Taille geschlungene bunte Binde gesteckt ist. Auf dem Kopf tragen die Flechterinnen himmlischer Rosen ein Tuch, das eng um Stirn und Schläfen geknotet ist und nur hinten in den Nacken fällt, um den kurz geschorenen Hinterkopf zu verdecken, an den Füssen bei festlichen Anlässen Pantoffel aus Filz oder Leder. Um die Schultern und den linken Arm ist ein Tuch geworfen, das dazu dient, das holde Antlitz nach Wunsch den Blicken Unberufener zu entziehen. Einem Zufall verdanke ich die Kenntnis, dass die ganze Gewandung auf der Basis eines roten — in jenem Fall schmutzstarrenden — Hemdes aufgebaut ist. Unter den kleinen Mädchen entdeckte ich einige hübsche Gesichtchen, wenigstens sahen das wirre schwarze Haar und die muntern dunkeln Augen ganz niedlich aus. Schöne Männertypen sind gar nicht selten, und die Sitte, das Haar an den Schläfen lang wachsen zu lassen und mitten über den Kopf eine breite Strasse bis ins Genick zu rasieren, ist gar nicht ungeschickt; diese Haartracht verleiht den Gesichtern einen verwegenen Ausdruck, und wenn dazu noch eine grosse Hakennase und ein schneidiger Schnurrbart kommt, kann ein solches Gesicht eine eigenartige, wilde Schönheit erhalten.

Auf meinem zweiten Jagdausflug erlegte ich mit Weichbold wieder eine Kasarka und zwei Möwen, wovon eine unsere Lachmöwe war; ausserdem sahen wir eine weitere Entenart, Kormorane, Kiebitze, zwei Kraniche und hörten aus dem Schilf des Gilli den Ruf der Rohrdommel. Ich konnte kaum mehr erwarten, endlich ein Boot zur Verfügung zu haben, um einerseits plankton- und grundfischen, andererseits in den Gilli eindringen zu können, wo es von Wasservögeln zu wimmeln schien. Ich versuchte am Nachmittag das Boot, es war aber noch nicht gebrauchsfähig und lief in 20 Minuten voll Wasser. Aber die Arbeiter versprachen, es bis morgen ganz fertig zu stellen. Herr Lange besuchte mich nachmittags und brachte mir eine grosse Kiste mit, um die ich ihn gebeten hatte, um darin die bisher gemachten Vogelbälge unterzubringen. Er kam mir mitteilen, dass die Einladung nach Basargetschar ausfallen müsse, dass mich aber der Friedensrichter bäte, am übernächsten Tag mit ihm auf dem Gilli zu jagen und dann gemeinsam zu essen.

So kam denn am nächsten Tag die erste Ausfahrt mit meinem Boot zustande. Drei Tataren ruderten, und in zwei Stunden hatten wir den Ausfluss des Gilli erreicht. Unterwegs liess ich das Planktonnetz nach-

3*

schleppen, das ich mir tags vorher konstruiert hatte, und fing damit eine Menge winziger Krebschen und Rädertierchen. Die Tataren waren höchst erstaunt, als ich ihnen am Schluss der Fahrt zeigte, wieviel kleines Getier sich in dem am Netz befestigten Gläschen angesammelt hatte. Das Wasser des Göktschai, das an den Ufern stark verunreinigt war, war in der Mitte des Sees kristallklar, kühl und sehr gut zu trinken.

Der Gilli steht mit dem Göktschai durch einen etwa hundert Meter langen, rasch fliessenden Bach in Verbindung, und es war nicht ganz



9. Kornsiebende Dorfleute (Sagalu).

leicht, das Boot gegen die Strömung zu ziehen. Auch als wir den kleinen schilfumsäumten See erreicht hatten, entstanden neue Schwierigkeiten. Ein heftiger Südostwind hatte sich erhoben und trieb uns trotz angestrengten Ruderns immer wieder nach dem Ausgangspunkt der Fahrt zurück; dazu kam, dass der Gilli mit Wasserpflanzen, Hornkraut und Teichlinsen, dicht angefüllt war und die Ruder alle Minuten hängen blieben, das Boot selbst in dem zähen Gewirr kaum von der Stelle zu bringen war. So wurde meine Absicht, geräuschlos an den Schilfufern entlang zu fahren und unbemerkt an die Vogeltümpel heranzukommen, vereitelt. Ich

liess nach dem Ausfluss zurückrudern und ging mit Weichbold ans Land. Aber auch hier hatten wir keinen besonderen Erfolg. Erst schlichen wir uns an einen Kranich an, der in einer Sumpfniederung umherstelzte, aber er flog davon, bevor wir in Schussweite waren. Dann schoss Weichbold einen Seidenreiher, der aber so unglücklich fiel, dass er unmöglich zu erreichen war, und ein armseliger Kiebitz blieb unsere einzige Beute. Allerdings fanden wir drei frische Eier, aber im Vergleich zu der reichen Jagd, die ich erhofft hatte, war das Resultat spärlich genug. Wir kehrten zum Boot zurück und begannen die Heimfahrt. Die Wellen auf dem See gingen hoch und die Tataren hatten grosse Angst. Trotz meiner wiederholten gegenteiligen Order steuerte der Mann am Ruder immer wieder auf das Ufer zu, statt quer über die Bucht auf Sagalu zuzuhalten; endlich holte ich ihn von seinem Sitz herab, ergriff selbst den Steuerbaum und lenkte den morschen alten Kasten heim wie einst König Karl. Gegen Abend unternahm ich noch mit dem Flobertgewehr einen kleinen Rundgang, schoss einige kleine Vögel und brachte ausserdem in allen Taschen Frösche zweier verschiedener Arten mit, die ich in den Ufertümpeln gefangen hatte, ferner eine schöne Eidechse und ein Glas voll Käfer und Grillen. Es versteht sich, dass das Konservieren der Beute immer mindestens ebensoviel Zeit erforderte, wie das Erlegen oder Fangen; daher entwickelten wir beim Schein einer kleinen Petroleumlampe und meiner Laterne daheim stets noch eine rege Tätigkeit bis in die späten Abendstunden; ausserdem mussten noch das Tagebuch, das zoologische, geologische, barometrische und thermometrische Journal und zahlreiche andere Notizen geführt werden, darunter ein tatarisches Vokabularium, so dass ausser der Essens- und Schlafenszeit jede Minute besetzt war. Auf das Vergnügen, vor dem Zubettgehen einen stillen Abendbummel zu machen, musste ich wegen der Dorfhunde verzichten; einmal versuchte ich es und kam auch ungesehen aus dem Dorf hinaus; als ich aber dorthin zurückkehren wollte, wurde ich von einem Dutzend riesiger Köter so hitzig angefallen, dass ich zum Revolver greifen musste; drei Schüsse verscheuchten zwar die Gesellschaft, brachten aber die Bewohner von Sagalu in solche Aufregung, dass ich meine Mondscheinspaziergänge für die Zukunft aufgab. Dass meine Foxterriers unter diesen Umständen meist Zimmerarrest hatten, ist klar, und ich begann einzusehen, dass ich sie besser in Wien gelassen hätte. Zwar erwiesen sie sich als vorzügliche Wächter, die in meiner Abwesenheit ausser Weichbold und Abdull niemand ins Zimmer liessen, aber sonst enttäuschten sie mich, besonders Sherry, der mit Vorliebe ausriss und dann regelmässig den Dorfhunden in die Zähne fiel, die ihn wiederholt übel zurichteten; nur durch seine Gewandtheit im Ueberspringen von Mauern und Zäunen konnte er sich vor dem Schicksal bewahren, schonungslos totgebissen zu werden.

Am 12. Juni gegen Mittag kam Herr Lange, um mich nach dem Gilli abzuholen, wo der Friedensrichter mit seinem Wägelchen und einem grossen Proviantkorb wartete. Mein Boot brachte uns nach dem Ausfluss, wo bereits im Gras eine üppige Tafel gedeckt war. Der Richter hatte einen Kormoran erlegt, den er mir schenkte, aber aus der geplanten Jagd wurde wieder nichts. Erst assen und tranken wir sehr viel, und dann waren wir zu bequem, um irgend etwas anstrengendes zu unternehmen; nur einen Schwarm von Weindrosseln verminderten wir um fünf seiner schmackhaften Mitglieder. Gegen Abend brachten mich die Herren im Wagen heim und luden mich für den 15. Juni nach Basargetschar ein. Ich setzte ihnen zu ihrem Erstaunen ein feines Abendessen vor, bestehend aus Forellen, Wildente, Pfirsichkompott und Kakao nebst der obligaten Wodka und revanchierte mich dadurch schon vorher für die am Vortag meiner Abreise beim Friedensrichter zu erwartenden Genüsse. Dann fuhren meine liebenswürdigen Freunde heim, und ich machte schon um 9½ Uhr Feierabend und schlief fünf Minuten später auf meiner jetzt schon insektenfreien Lagerstätte fest und tief, während Weichbold noch den Kormoran abbalgte.

Im Magen dieses Vogels fand ich am folgenden Morgen zahlreiche parasitische Würmer, Nematoden, die ich sorgsam mit Sublimat und Jodtinktur konservierte. Dann ging ich mit Abdull, der den grössten Eimer von Sagalu hatte herbeischaffen müssen, nach der Stelle, wo die Fischer ihre gefüllten Netze ans Land zogen, und suchte, noch bevor sie die weniger wertvollen Fische wieder in den See werfen konnten, aus der durcheinanderspringenden Masse glitzernder Körper heraus, was ich brauchte. Für einen Rubel durfte ich mir über 10 Kilogramm Fische nehmen, darunter einen Salmo ischkan von über 60 cm Länge, der allein auf einem mitteleuropäischen Fischmarkt mindestens 5 Mark gekostet hätte. Den Nachmittag verbrachte ich mit dem Präparieren und Konservieren der Beute und füllte die erste Museumskiste bis an den Rand. In der Leibeshöhle eines Karpfen fand ich über ein Dutzend bis zu 25 cm lange Bandwürmer der Gattung Ligula, die mir hochwillkommen waren. Der Umfang des Karpfen war fast auf die Hälfte gesunken, als ich alle Würmer hervorgeholt hatte und ihn, in Leinwand gewickelt, in die Kiste bettete. Meine Kisten waren aus sehr starkem Holz mit einer Zinkkiste als Einsatz. Diese Zinkkiste wurde mit wechselnden Lagen von Werg und Fischen, Eidechsen, Fröschen usw. gefüllt, alle sorgsam etikettiert und in Leinwand gewickelt. Auch Gläser mit Insekten oder kleineren Fischen fanden darin Platz, die Zwischenräume wurden fest mit Holzwolle verstopft und dann die Kiste bis oben mit fünf- bis sechsprozentigem Formol gefüllt. Darauf wurde der Zinkdeckel aufgelötet, der Holzdeckel aufgeschraubt, und die Kiste war für jede Art von Transport bereit. Das Formol ist

eine konzentrierte Lösung von Formaldehyd, und man kann, wenn man fünfprozentiges Formol anwendet, mithin aus einem Liter Stammlösung 20 Liter Konservierflüssigkeit herstellen, durch einfaches Mischen mit reinem Wasser. Für den Reisenden ist Formol also bedeutend angenehmer als Alkohol, der sich kaum in geringerer Verdünnung als 50% anwenden lässt. Ein weiterer Vorteil des Formols besteht darin, dass es den hineingebrachten Objekten die Farben nicht entzieht, was bei Alkohol regelmässig der Fall ist; demgegenüber steht jedoch als Schattenseite der beissende Geruch des Formols, der besonders die Augen- und Nasenschleimhäute in empfindlichster Weise angreift und ein längeres Arbeiten über Formol zur Unmöglichkeit macht. Feinere Objekte und solche, die später genau durch Mikroskop und Mikrotom untersucht werden sollen, müssen übrigens immer in Alkohol von 70—95% aufbewahrt werden, nachdem sie zuerst durch ein Fixiermittel vorbehandelt sind. Als solche verwendete ich Sublimat oder Pikrinessigsäure. Auch diese Mittel waren nach den Begriffen der modernen mikroskopischen Technik unvollkommen, aber das ganze Arsenal der Fixierflüssigkeiten, wie man sie im Laboratorium anwendet, auf eine Reise mitzunehmen, ist einfach unmöglich und auch nicht nötig, wenn man nicht ganz spezielle Zwecke verfolgt.

Dem Sohn meines Hauswirtes, der sich stets dienstbereit gezeigt hatte, schenkte ich ein Taschenmesser aus der »Wildenkiste« und machte ihn dadurch glückselig. Die »Wildenkiste« war ein reiches Assortiment von allerhand Kleinigkeiten, die ich in Tiflis gekauft hatte, um damit Liebenswürdigkeiten, deren Wert nicht in klingender Münze ausgedrückt werden konnte, zu belohnen und um allerlei freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen und zu erhalten. Ich hatte z. B. drei Dutzend kleine Taschenspiegel, die sehr beliebt waren, Mundharmonikas, Blechflöten, Tabaksdosen, Geldtäschchen, Messer, Glasperlenschnüre, Bleistifte und andere Dinge, die in abgelegenen Gegenden schwer oder gar nicht zu bekommen sind und daher für die Beschenkten ausser dem Gebrauchswert noch den der Seltenheit hatten. Ausser diesen billigen Sachen hatte ich noch silberne Fingerhüte und einfache Armbänder, aber diese brachte ich fast alle wieder mit nach Hause, denn erstens kommt der Reisende mit Frauen oder Mädchen in mohammedanischen Ländern fast nie in Berührung, und zweitens werden solche Geschenke nur allzu leicht missverstanden. Selbst Knaben gegenüber muss man sich allzu grosser Freundlichkeit enthalten, wenn man nicht zu den Leuten gezählt werden will, die dies nicht tun und die, wie es mir schien, häufig sind. Mein Geschenk an den Sohn des Gemeindeältesten hatte jedoch nur die Wirkung, dass er mir eine fremde Münze zum Kauf anbot. Er bezeichnete sie mit »geografia manet«, was »Münze aus der Geographie« oder »ausländischer Rubel« bedeutet; das tatarische

Wort für Rubel ist »manet«.*) Sie erwies sich als ein deutscher Vereinstaler aus dem Jahre 1867 mit dem Kopf Wilhelms des Ersten; er hatte sie von einem Armenier erhalten, dem der Taler in Konstantinopel anstatt eines Medschidiehs in die Hand gespielt worden war, und ich bezahlte dafür sofort einen Rubel und 40 Kopeken. Den Taler bewahrte ich auf und habe mir damit später in der »Goldenen Gerste« zu Heidelberg eine Flasche Deidesheimer gekauft, den Taler somit seiner Heimat und rechtmässigen Bestimmung wieder zugeführt.

Mittags liess ich mir das Brustfleisch des erlegten Kormorans zubereiten und fand es wider alles Erwarten zwar etwas hart, aber recht wohlschmeckend. Es ist einer meiner Grundsätze, an die Ungeniessbarkeit einer Speise nicht eher zu glauben, als bis ich mich selbst davon überzeugt habe; Flamingo-Eier kann man beispielsweise wirklich nicht geniessbar nennen, weil sie schon durch ihren tranig-fauligen Geruch Uebelkeit hervorrufen; davon habe ich mich selbst einmal überzeugt. Anderseits kann ich versichern, dass das Fleisch von Falken und Möwen keinerlei widerliche Eigenschaften hat, ebensowenig wie das des Kormorans, das sehr an Wildentenfleisch erinnert. Ich brachte dem Friedensrichter, der sich über meine Absicht, den Kormoran zu braten, ganz entsetzt gezeigt hatte, tags darauf eine Schnitte davon, und er war sehr erstaunt, das allgemein verachtete Wildpret so schmackhaft zu finden. Freilich darf man nicht den Vergleich mit einer westeuropäischen Haus- oder Hotelküche ziehen, aber bei Reisen in wilden Gegenden muss man die gastronomischen Vorurteile eben zu Hause lassen.

Mein Boot hatte sich bei dem ersten Versuch soweit seetüchtig erwiesen, dass ich es wagen konnte, mich weiter vom Ufer zu entfernen; so beschloss ich, an diesem Tag eine Fahrt mit dem Grundnetz im Schlepptau zu unternehmen. Die zwei Tataren, die mich das erstemal gerudert hatten, waren auch heute zur Stelle, Weichbold steuerte, und etwa einen Kilometer vom Ufer begann ich zu loten. Ich war überrascht, als das Blei schon bei 22 Metern Schnurlänge den Grund erreichte, aber einige weitere Lotungen zeigten, dass die Tiefe überall ziemlich gleich war, und bloss an einer Stelle, etwa 2,5 km nördlich von Sagalu, konnte ich 28 m feststellen. Ich liess das schwere Grundnetz hinab, bis es nicht mehr an der Schnur lastete und wies die Ruderer an, sehr langsam gegen den Gilli zu zu fahren. Bald war das Seil gespannt, und an dem charakteristischen Zittern desselben konnte ich erkennen, dass das Netz »Grund gefasst« hatte und schwerfällig den den Seeboden bedeckenden Schlamm durchpflügte. Etwa eine Viertelstunde ruderten wir vorsichtig weiter, bis der Widerstand des Netzes so gross wurde, dass ich befürchten musste, bei weiterer Inanspruchnahme könnte das Seil reissen. Ich liess halten

*) Jedenfalls hängt es irgendwie mit moneta zusammen.

und zog das Netz allmählich ein; es war sehr schwer und in der Tat bis an den Rand mit Schlamm gefüllt, als es heraufkam. Sein Inhalt wurde in die mitgenommene Gummiwanne geleert, und ich sah gleich, dass wir einen guten Fang getan hatten; Schnecken, Krebse und Würmer bewegten sich neben Insektenlarven und grünen Schwämmen in dem schmutzigen Brei, den ich, zu Hause angelangt, sorgsam durchsuchte und auf verschiedene Gläser verteilte.

»Sherry« war weggelaufen und nicht zu finden. Meschad' Abdull und Weichbold begaben sich mit »Prinz«, der sehr folgsam und bedeutend besser war als der charakterlose Deserteur, auf die Suche, kehrten aber nach zwei Stunden zurück, ohne Erfolg gehabt zu haben. Es war dies nicht das erstemal, dass Sherry sich von dieser schlechten Seite zeigte, und ich wäre nicht allzu betrübt gewesen, wenn er verloren geblieben wäre. Aber gegen Abend kamen zwei armenische Mädchen, deren eine meinen Sherry auf den Armen trug; die Kinder hatten ihn weit vom Ort entfernt unter einer Schafherde angetroffen, und Sherry hatte sich ruhig ergreifen und heimtragen lassen. So etwas konnte bei Prinz nicht vorkommen; der fuhr jeden Fremden knurrend an, der ihm zu nahe kam, und alle Welt hatte grossen Respekt vor ihm. Es war sehr erheiternd, wenn kriegerisch aussehende, büchsen- und messerbewehrte Tataren, die vielleicht einem Tiger kühn gegenübergetreten wären, vor dem schneidigen kleinen Kläffer ängstlich retirierten und ihn entschieden mehr fürchteten, als die zottigen, bösartigen Dorfhunde, vor denen wieder ich mich sehr in Acht nahm.

Am Morgen des 16. Juni sandte ich Meschad' Abdull nach Basargetschar, einerseits um etwas Zinn zum Verlöten meiner Fischkiste zu holen, da solches in Sagalu nicht aufzutreiben war, anderseits, um Erkundigungen darüber einzuziehen, warum der Wagen, der mich verabredetermassen zum Friedensrichter hätte bringen sollen, am Vortage ausgeblieben war. Abdull war gegen Mittag wieder zurück — er hatte sich ein Pferd ausgeliehen — und brachte neben dem Zinn die Erklärung, dass die Einladung erst für den heutigen Tag gemeint sei und dass die Britschka des Richters sofort eintreffen werde. Sie kam auch bereits in einer Viertelstunde nach, begleitet von einem Kosaken, der zunächst bei mir anfragte, ob ich mit meinem Quartier zufrieden sei. Trotzdem ich dies bejahte, fluchte und wetterte er mit dem Dorfältesten in schrecklicher Weise, bis ich zur Abfahrt bereit war. Unterwegs erklärte er mir, dass man mit den Tataren immer fluchen müsse, weil jede Aeusserung von Zufriedenheit die Leute nachlässig und faul mache. So praktisch jedoch dieses allgemein geübte System für die Russen auf den ersten Blick zu sein scheint, so wenig trägt es dazu bei, die tatarische Bevölkerung zufrieden zu stimmen. Ein gewisses Mass von Grobheit ist den Asiaten

gegenüber allerdings notwendig, aber ungerechte Behandlung empfinden sie ebenso schwer wie andere Leute, und wenn die Russen jemals auf den guten Willen der Tataren angewiesen sein sollten, werden diese sie bestimmt im Stich lassen. Diese Gedanken erwog ich, während die Britschka auf der holprigen Strasse dahinrasselte und der Kosak, so oft sich karrenlenkende oder schaftreibende Eingeborene zeigten, voransprengte und mit geschwungener »Nagaika« freie Bahn machte. Die begegnenden Tataren neigten ihre filzbedeckten Köpfe tief zur Erde und blickten lange dem rätselhaften Fremden nach, der auf des Richters Wagen fuhr, von einem Kosaken begleitet wurde und — keine russische Uniform trug!

In Basargetschar fand ich eine fröhliche Gesellschaft meiner wartend vor. Ausser dem Pristaw und Herrn Lange traf ich im Haus des Friedensrichters noch den Offizier, mit dem ich in Karanluch das Nachtquartier geteilt hatte. Wir setzten uns gleich zu Tisch, und die folgenden zwei Stunden waren durch eine Mahlzeit ausgefüllt, die bei den bescheidenen Ressourcen von Basargetschar dem Gastgeber hohe Ehre machte. Die Konversation wurde russisch geführt, und wenn ich nicht mitkonnte, sprang Herr Lange hilfreich ein. Man wollte von mir Nachrichten über den ostasiatischen Krieg, und ich bemerkte, dass ich über die dortigen Ereignisse immer noch besser informiert war, als die russischen Herren, die allerdings nur ein winziges Wochenblättchen von Nowo-Bajaset zur Verfügung hatten, während ich in Tiflis noch die nichtzensierten europäischen Zeitungen gelesen hatte, die die Konsulate beziehen. In den im Hotel aufliegenden Nummern waren allerdings alle nichterwünschten Nachrichten ausgeschnitten oder schwarz überdruckt gewesen, »mit Kaviar beschmiert« nennen es die Russen, so dass der Rest des Inhaltes mit dem übereinstimmte, was in den russischen Zeitungen gedruckt werden durfte. Ich hatte sogar eine Karte des Kriegsschauplatzes mitgebracht und überliess sie mit Vergnügen unserm freundlichen Wirt, der zwar sehr hübsche russische und japanische Steckfähnchen und eine Karte von Japan hatte, aber keine, auf der das tatsächliche Terrain der kriegerischen Vorgänge zu finden war.

Abgesehen vom Krieg unterhielten wir uns am meisten über mein ferneres Reiseprogramm, und man brachte mir eine Anzahl tatarischer und armenischer Worte und Redewendungen bei, mit denen ich nach der Heimkehr nach Sagalu sofort zu glänzen begann. Das Tatarische, das dem Türkischen recht ähnlich ist, schien mir bedeutend leichter als das armenische, das eine ziemlich komplizierte Grammatik hat, während die tatarische Sprache in dieser Hinsicht noch die englische an Einfachheit übertrifft. Anfangs brachte ich armenische und tatarische Worte stets durcheinander, doch regelte sich dies bald, indem ich die armenischen wieder vergass, während ich mir im Laufe der Zeit einen wenngleich be-



10. Badende Büffel.

scheidenen tatarischen Vokabelschatz erwarb. Gleich bei der Heimfahrt, die ich spät abends nach herzlichem Abschied von meinen Gastfreunden antrat, erweckte ich bei dem Kutscher der Britschka durch ein gelegentliches »Wart' ein bischen« oder »Fahr' nach rechts« jedenfalls die Meinung, dass ich die Landessprache sehr genau beherrsche, und der Brave hielt mir lange tatarische Reden, die ich je nach dem Tonfall des Sprechenden durch »Bali«, »Joch« oder »Jallah« unterbrach, was »Ja«, »Nein« und eine Anrufung Allahs bedeutet, die je nach Bedarf Staunen, Bestätigung, Hoffnung oder gar nichts ausdrückt.

Mein Fuhrmann aus Nowo-Bajaset war bereits eingetroffen, und meine Leute hatten das meiste Gepäck bereits auf seine grosse Britschka verladen. Auf der mit drei Pferden bespannten Kaljaska fand am folgenden Morgen das Handgepäck Platz. Ich verschenkte einige leere Flaschen und andere Kleinigkeiten an Leute, die sich während meines Aufenthaltes in Sagalu Verdienste um mich erworben hatten, stellte meinen Hauswirt zufrieden und gab ihm einen Fingerhut für seine Frau, die sich stets übertrieben schamhaft vor mir verschleiert und versteckt gehalten hatte, trotzdem bei ihrer schmierigen Hässlichkeit eine Gefahr für meinen Herzensfrieden ganz gewiss nicht vorhanden war. Ich glaube nicht, dass ich in Sagalu, ausser bei den Hunden, Feinde zurückliess, als wir am Morgen des 16. Juni um 4 Uhr früh abfuhren. Meine Gedanken weilten mit grosser Sehnsucht in Heidelberg, wo einer meiner Freunde am fünf-

zehnten sein Schlussexamen gemacht hatte, und wenn ich die Zeitdifferenz in Betracht zog, konnte ich fast sicher sein, dass das Fest auf der »Stiftsmühle« noch in vollem Gang war. Dort sassen die Glücklichen wahrscheinlich um eine duftige Waldmeisterbowle in der milden Juninacht unter den alten Kastanien am Neckar, während ich in einem ausrangierten Klapperkasten über die unsagbar schlechte Strasse nach Karanluch holperte. Vielleicht hat mein telepathisches »Prosit« seinen Weg nach der schönen Pfalz gefunden!

Die aufgehende Sonne fand uns bereits in dem Gebiet der strassenüberflutenden Bäche, die das Herankommen an Karanluch so anregend erschweren, und nachdem wir dort gefrühstückt hatten, schlief ich während der Weiterfahrt einige Stunden, so dass mir die Reise bis Nowo-Bajaset nicht lang wurde. Dort aber musste ich bis zum folgenden Morgen warten, da in der Poststation keine Pferde zur Verfügung waren und mein Fuhrmann sich weigerte, weiter als bis nach der verabredeten Stelle zu fahren. Ich verbrachte den Tag mit Ausarbeitung meiner Notizen und der Beobachtung eines grandiosen Gewitters mit Hagel und Gussregen, das mit einem wunderschönen Doppelregenbogen abschloss.

Die Redensart »Abwarten und Teetrinken« ist jedenfalls in Russland entstanden. Wenigstens konnte ich ihren Sinn nie tiefer erfassen, als in der Zeit von fünf bis sieben Uhr des nächsten Morgens. Pferde und Wagen standen bereit, alles war verpackt, und man wartete bloss noch auf den Kutscher, der einfach nicht kam. Ich sandte einen Boten nach dem andern, jeder kam mit dem stereotypen »sejtschass« (sofort) zurück, aber ich leerte den ganzen grossen Samowar, bis ein Stellvertreter des Kutschers erschien, da dieser selbst sich wahrscheinlich nicht mehr in meine Nähe wagte. Endlich waren wir soweit, dass wir abfahren konnten, und um 1 Uhr mittags fuhren wir an der Poststation von Jelenowka vor. Die erste Nachricht, die ich dort erhielt, war die, dass ich erst am folgenden Tag Pferde bis Eriwan bekommen könnte, so dass ein ganzer Tag verloren war. Die Zeit in Jelenowka verstrich übrigens angenehm genug im Hause des Herrn Mjedzychovsky, dem ich eifrig in seinem Musterküchengarten half. Es waren dort Versuchspflanzungen von Tabak, Baumwolle, Spargel und allerlei Nutzgemüse, deren Prosperität Herr Mjedzychowsky genau verbuchte, um an die Dorfbewohner Samen der am leichtesten und besten zu kultivierenden Pflanzen abzulassen. Wie er mir sagte, hatten die Leute bei seinem Amtsantritt dieser Art von Gartenbau völlig fremd gegenübergestanden, während ich jetzt selbst sehen konnte, dass fast die Hälfte aller Häuschen von einem hübschen kleinen Nutzgärtchen umgeben war, was nicht nur das Aussehen des Dorfes für das Auge bedeutend freundlicher gestaltete, sondern auch den Leuten Gewinn brachte, je nachdem sie das Erträgnis ihrer Arbeit verkauften oder zum eigenen Gebrauch ver-

wendeten. Auch erzählte mir Herr Mjedzychovsky, dass, seitdem sich die Einwohner von Sagalu in ihren Mussestunden mit dem Küchengarten statt mit Schnapstrinken beschäftigten, die Zahl der Schnapsbuden im Dorf bereits um zwei abgenommen hätte, so dass nicht nur das Geld im Hause blieb, das früher zum »Duchan« gewandert war, sondern noch neues hinzukam, da einige der Dörfler bereits regelmässig den Wochenmarkt von Eriwan mit Salat, Radieschen, Majoran und Kresse beschicken konnten. Die beiden letztgenannten Kräuter werden nicht bloss als Gewürz und Salat zu andern Speisen genossen, sondern auch in Wodka angesetzt, was nach zwei- bis dreiwöchentlichem Lagern einen Likör von sehr angenehmem Aroma liefert.

Am 18. Juni trat ich meine Fahrt nach Eriwan wieder auf der schönen breiten Heerstrasse an. Sherry und Prinz, die ich schon lange als unglückliche Akquisition erkannte, waren an diesem Tag überhaupt nicht zu bändigen. Behielt man sie im Wagen, so heulten und winselten sie dermassen, dass es nicht zu ertragen war, liess man sie nebenherlaufen, waren sie nach wenigen Minuten müde und verlangten dringend, wieder fahren zu dürfen. Während Prinz einmal gegen Ende der Fahrt ausgesetzt war, kam er dem Pferd des Begleitkosaken zu nahe und dieses trat ihm auf die Hinterpfote. Das Fleisch war von den Krallen gerissen, und die Wunde blutete stark. Meine Apotheke trat in Aktion, ich legte dem Taugenichts einen kunstgerechten Verband an, und für den Rest der Reise war es Sherry allein, der mich nahe daran brachte, ihn kurzerhand totzuschiessen.

In Eriwan nahm ich wieder im »Orient« Quartier und erhielt dasselbe Riesenzimmer wie das erstemal. Auf der Bank fand ich Nachrichten von zu Hause und einen Brief von Konsul di Rosa, worin er, getreu unserer Verabredung, seine Ankunft in Eriwan für den nächsten Tag ankündigte. Während ich mich mit Hilfe meiner Gummiwanne einem gründlichen Reinigungsprozess unterzog und mich dann in einen flanellgekleideten Dandy verwandelte, benachrichtigte Abdull den liebenswürdigen Haschim Beg von meinem Eintreffen, und wir verbrachten den Abend im Kasinogarten bei flotter Kosakenmusik. Analog den salzgerösteten Mandeln, die man in unsern »american bars« bekommt, erhalten in Eriwan Gäste, die der Kellner für sich günstig stimmen will, in gleicher Weise zubereitete Pistazien, und es ist ein hübscher Zeitvertreib, die wohlschmeckenden Kerne aus ihrer Hülle zu lösen und aufzuknuspern. Eine gründliche Untersuchung meines Bettes veranlasste mich, die ganze Nacht hindurch eine Kerze brennen zu lassen, und der Erfolg sprach für die Güte dieses wenig bekannten Präventivmittels gegen unliebsame Sechsfüssler.

Mit der Rückkehr nach Eriwan hatte ich den ersten Hauptpunkt meines Reiseprogramms erledigt, und ich wollte mich nun zwei bis drei

Tage hier aufhalten, bevor ich die Reise gegen die persische Grenze begann. In ein bis zwei Jahren wird man von Eriwan bis an den Grenzort Dschulfa bereits mit der Eisenbahn gelangen können, bald vielleicht sogar bis Täbris selbst; vorläufig aber ist der Reisende auf primitivere Verkehrsmittel beschränkt. Ich erwog den Gedanken, für mich, Weichbold und Abdull schon jetzt Reitpferde zu kaufen, aber es fand sich keine günstige Gelegenheit dazu. So sandte ich Abdull am nächsten Tag auf Kundschaft aus, ob sich ein Wagen auftreiben liess, der die ganze kleine Expedition nebst Gepäck nach Dschulfa bringen konnte, wo ich mich einige Tage aufzuhalten gedachte. Es fand sich auch ein Fuhrmann, der einen grossen, mit einem Leinendach versehenen Wagen hatte, der geräumig genug war; die etwa 200 Kilometer lange Strecke sollte in drei Tagen bewältigt werden, der Gesamtpreis betrug 45 Rubel, was eine Ersparnis von 35 Rubeln gegenüber der Forderung der kaiserlichen Post bedeutete. Allerdings wäre ich mit der Post bequemer und einen halben Tag kürzer gereist, allein darauf kam es nicht so sehr an.

Herr di Rosa sollte erst nachmittags eintreffen, und ich benutzte die Zeit bis dahin, um in Begleitung Haschim Begs einen langen Bummel durch die ausgedehnten Basare und das tatarische Viertel von Eriwan zu machen. Die schöne »grüne Moskee« hätte ich als einzelner Fremder kaum besuchen können, in Begleitung eines angesehenen Mohammedaners dagegen standen mir alle Türen offen. Die Moskee umschliesst, wie dies meistens der Fall ist, einen weiten Hof, der mit prächtigen alten Nussbäumen besetzt ist. Zwischen den Bäumen, im Mittelpunkt des Hofes, war eine schöne steinerne Fontäne. In der Mitte der Schmalseiten erhob sich jederseits ein hohes Portal, das den Eingang in zwei voneinander getrennte Hallen bildete, die als Versammlungsort der Gläubigen dienten. Die Portale zeigten die charakteristische Form des Kielbogens und waren reich mit blau und grün glasierten Kacheln belegt, die freilich vom Zahn der Zeit etwas zernagt waren. Nur über dem vorderen Teil, hinter dem dem Haupteingang zunächstliegenden Portal, wölbte sich die hohe, türkisblaue Kuppel, der die Moskee ihren Namen verdankt; sie heisst »Göi-Metschet«, und »göi« bedeutet, wie das verwandte »Gök«, z. B. in Göktschai, sowohl blau, als auch grün, so dass man den Namen nach Wunsch mit »blaue Moskee« oder »grüne Moskee« übersetzen kann. Bei der Türkisfarbe der Kacheln ist es auch tatsächlich schwer, zu sagen, ob sie dem blau näher steht als dem grün. Die Langseiten des Hofes werden von den Wohn- und Lehrzimmern einer Mädrässä eingenommen, einer geistlichen Akademie, in der sowohl kleine Knaben gewöhnlichen Schulunterricht geniessen, als auch erwachsene Jünglinge zu Priestern und Lehrern herangebildet werden. Haschim Beg erklärte mir das System dieser Lehranstalt genau, und ich fand, dass es sich wenig von dem



11. Aeusseres Portal der Gök dschami in Eriwan.



Russische Kirche in Eriwan
pinx. Heinz Pinggera n. Orig.-Phot.

unsrigen unterscheidet. Der sechs- bis siebenjährige Junge, der in die Mädrässä aufgenommen wird, besucht meistens die Schule nur während einiger Stunden täglich, ganz wie bei uns, und bleibt nach der Absolvierung der Lehrzeit in keinerlei Verhältnis zu ihr. Knaben dagegen, die sich zu Lehrern oder Priestern heranbilden sollen, wohnen, lernen und beten im Haus und haben nur einen Tag in der Woche, den Freitag, an dem sie ihre Angehörigen besuchen können. Auch diese Knaben absolvieren zuerst die öffentliche Schule, rücken aber dann in einen höheren Kurs auf, den sie mit etwa 16 Jahren als eine Art von Abiturienten verlassen. Selbst dann steht es ihnen noch frei, einen andern Beruf zu ergreifen, und sie haben dann das Recht, den Titel »Mirsa« (bei uns fälschlich meist »Mirza« geschrieben) zu führen. Mirsa ist persisch und bedeutet einen Menschen, der schreiben kann. Nur die Perser und andern Schiiten kennen diesen Titel, bei den sunnitischen Osmantürken findet er sich nicht. Uebrigens gibt es hier eine strenge Unterscheidung. Das Wort Mirsa, dem Namen vorausgestellt, hat die eben erwähnte Bedeutung, wie zum Beispiel in der uns geläufigen Zusammenstellung mit Schaffy. Sehr kühn könnte man es mit »Bakkalaureus« oder »Dr. phil.« übersetzen. Denn der Unterricht erstreckt sich nicht nur auf Schreiben und Lesen, sondern je nach der Fähigkeit und Freisinnigkeit der Lehrer auf Geschichte, Geographie, Politik, Naturwissenschaften, Philosophie, Astronomie und Mathematik, alles freilich auf der alleinigen Basis des Korans, wodurch naturgemäss eine bedeutende Beschränkung gegeben ist. Das Wort »Mirsa« hinter dem Namen dürfen nur thronberechtigte persische Prinzen führen, und bei diesen bedeutet es auch nicht die Maturität eines besonderen Schulstudiums, sondern bezeichnet den mehr oder minder hohen Grad von Bildung, den diese hohen Herren sich durch Privatunterricht aneignen. Wünscht der junge Mirsa sich nun dem geistlichen Beruf zu widmen, sei es als Lehrer oder als Priester, so muss er in eine nicht mehr lösbare Verbindung mit der Schule treten und beginnt einen mehrjährigen Kurs, in welchem die bisher getriebenen Wissenschaften von würdigen Männern in grösserer Vertiefung vorgetragen werden, — eine Universität. Am Ende dieses Studiums kann er als Mollah oder Priester sein Amt antreten, oder er bleibt als eine Art von Privatdozent in der Mädrässä, die kleinen Schüler unterrichtend und selbst noch weiterstudierend, bis er allmählich in die höheren Stellen aufrückt. Die höheren Studenten und jungen Lehrer wohnen paarweise in kleinen Zimmern, die mitunter mit einem innerhalb der vorgeschriebenen Beschränkung gehaltenen Luxus eingerichtet sind. Diese Zimmer sind in drei Stockwerken zellenartig nebeneinander angeordnet, von langen Korridoren aus zugänglich, doch untereinander nicht verbunden. Jedes Zimmer hat gegen den Hof zu eine kleine Loggia, auf der sich die Insassen bei gutem Wetter

studierend, rauchend oder teetrinkend aufhalten, sich gegenseitig besuchen und anscheinend ein recht gemütliches Leben führen.

Innerhalb des Gebäudekomplexes der Moskee befindet sich auch das schiitische Standesamt. Geburten, Eheschliessungen und Todesfälle gelangen durch Vermittlung dieses Amtes zur Kenntnis der russischen Behörden, die dorther auch Erkundigungen über die Privatverhältnisse und den Lebenswandel der mohammedanischen Untertanen bezieht. Es war ein ganz wohleingerichtetes Bureau, in das mich Haschim Beg führte. Drei Schreiber sassen an einer der Wände auf dem Boden, und zwei höhere Beamte, Priester mit weissen Turbans, waren in der erhöhten Fensternische gleichfalls mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt. Auf einem breiten, niedrigen Sofa sass der Amtsvorsteher, mit der Durchsicht und Unterfertigung von Dokumenten beschäftigt. Er war ein prächtiger alter Herr, wohlbeleibt und mit einem schönen, langen weissen Bart, dessen untere Hälfte mit Henna-Farbe fuchsrot gefärbt war. Er bot uns Plätze auf dem Teppich an, liess uns Zigaretten und Scherbet (Fruchtsaft mit Syrup und Eis) reichen, und da er mindestens so gut russisch verstand wie ich, konnten wir uns ganz gut unterhalten. Die Geburts-, Trau- und Totenscheine, Dokumente über den Verkauf von Realitäten usw. sind mit tatarischem und russischem Vordruck versehen und in der Mitte durch einen perforierten Streifen in zwei Hälften geteilt. Das tatarische Kirchenamt füllt die eine Hälfte aus und gibt das Papier an die russische Behörde weiter; diese übersetzt den Text auf die andere Hälfte, behält sie für sich und gibt die erste dem Standesamt zurück, so dass beide Teile im Besitz des Dokumentes bleiben. Ab und zu müssen sich die Priester eine Kontrolle durch einen russischen Beamten gefallen lassen, sonst aber kümmert sich die Regierung nicht viel um die geistliche Behörde, zumal die tatarischen Untertanen ihre Steuern direkt an die Regierungskassen zahlen müssen, soweit es nicht Kirchensteuern sind; diese gehen an das Amt in der grünen Moskee.

Gegen 5 Uhr fuhren wir nach dem Bahnhof, wo eine halbe Stunde später der dicht besetzte Zug aus Tiflis eintraf und Herrn di Rosa wohlbehalten ablieferte. Für diesen hatte ich ebenfalls im »Orient« ein Zimmer bereitstellen lassen und den Wirt unter Hinweis auf den Rang des Besuchers beschworen, alles möglichst schön und sauber herzurichten. Er tat auch sein Bestes, aber das war noch nicht viel. Mit Herrn di Rosa und Haschim Beg begaben wir uns dann zu Mirsa Faradsch Chan, dem persischen Vizekonsul, dem ich einen Brief von Faradschallach Chan überbrachte. Für den Abend sollten alle drei Herren bei mir im »Orient« essen; ich hatte Abdull beauftragt, die Zubereitung der bestellten Speisen genau zu überwachen, denn ich wollte meinen Gästen wenigstens einigermassen geniessbare Dinge vorsetzen. An Forellen vom Göktschai war

angenehmerweise kein Mangel, und der Wirt hatte jedenfalls viel Mühe auf das Gelingen des Soupers angewendet, so dass es leidlich verlief. Nachher verabredeten wir mit Haschim Beg eine Zusammenkunft für 4 Uhr früh, um gemeinsam die Basare zu durchwandern. Herr di Rosa wollte am folgenden Abend wieder nach Tiflis reisen, ich am nächsten Morgen nach Dschulfa aufbrechen, so dass der Tag gut ausgenutzt werden musste Da ich mich selbst um mein Gepäck und die nötigen Vorbereitungen nicht kümmern konnte, stattete ich Weichbold mit unbeschränkter Vollmacht aus, und er erledigte alle Geschäfte und Besorgungen glänzend.

Unsere Basarwanderung fiel sehr amüsant aus, und wir unterhielten uns köstlich über die eifrigen Versuche der armenischen und tatarischen Händler, uns die unmöglichsten Dinge zu enormen Preisen anzuhängen. Der Konsul kaufte einiges, und ich erstand für einen Rubel ein etwa dreissig Jahre altes persisches Lehrbuch der Zoologie, an dem ich viel Freude hatte. Zwar konnte ich den Text nicht verstehen, aber die Illustrationen waren an sich schon genügend, um einen Einblick in den Stand der Zoologie bei den Persern zu gewinnen. Die einzelnen Tiergruppen waren bunt durcheinandergeworfen, aber der Verfasser hatte sich nicht bloss auf höhere Tiere beschränkt, sondern auch Würmer, Schnecken, Spinnen usw. abgebildet. Die Ungeheuer des Meeres waren höchst schrecklich und phantasievoll dargestellt, den Riesensauriern der Vorwelt nicht unähnlich, an abenteuerlichen Drachen, Einhörnern und Schlangen war kein Mangel, und der Elefant sah aus wie eine »Randzeichnung des kleinen Moritz«. Der Verkäufer war etwas pikiert über die Heiterkeit, mit der ich das Werk durchsah, aber schliesslich gab er sich zufrieden, als ich den geforderten Preis bezahlte.

Nach Erledigung der Basare unternahmen wir eine Wagenfahrt nach dem »Sardarskij Dworjetz«, dem alten, halbverfallenen Schloss der ehemaligen persischen Sardare oder Statthalter. Dieses ist in einer Entfernung von etwa einem Kilometer vom Zentrum der Stadt gelegen, also bereits ausserhalb der Peripherie derselben, und datiert aus dem 17. Jahrhundert; daneben befindet sich der Rest einer Moskee, die zwar erst am Anfang des 19. Jahrhunderts unter Feth Ali Schach erbaut wurde, aber gegenwärtig ebenso ruinenhaft aussieht, wie das Sardarenschloss. In diesem ist nur mehr der »Spiegelsaal« gut erhalten. Seinen Namen hat dieser Saal von den zahllosen kleinen Spiegeln, die die Ecken der Decke in den verschiedensten Winkelzusammenstellungen auskleiden und bei hellem Sonnenschein ein buntes Geflimmer in allen Farben ergeben, das jedenfalls beim Schein Hunderter von Kerzen einstmals grossartig gewirkt haben muss. In dem Saal befinden sich auch einige auf Leinwand gemalte Oelbilder verschiedener Schachs und Prinzen, und eine erkerartige

4*

Nische mit einem Marmorbassin. Man kann sich leicht vorstellen, wie prächtig sich der Anblick dieses Saales gestaltet haben musste, als die Spiegel noch nicht erblindet und zerbrochen waren, das Marmorbecken durch einen munteren Springbrunnen belebt und Boden sowie Wände von prächtigen Teppichen bedeckt waren. Hier empfing der letzte Sardar die siegreichen russischen Heerführer, als im Jahre 1828 das ganze Gebiet nördlich vom Araxes von den Persern geräumt wurde, hier traten die bespornten Reiterstiefel der Eroberer entweihend auf die geheiligten Teppiche des Herrensaales, und in der Nische mit dem Marmorbecken setzte der Besiegte seinen Namen unter das Schriftstück, in dem Feth Ali Schach eine seiner blühendsten Provinzen dem Zaren überliess. Aus dem Bogenfenster des Erkers eröffnet sich ein weiter Blick über die Gärten des Schlosses, die jetzt fünfzig verschiedenen Leuten gehören, auf die weite Ebene und auf die majestätischen Gipfel des Ararat. Wer einen idealen Punkt zum Träumen von entschwundener Herrlichkeit finden will, der findet ihn am Marmorbecken des Sardarenschlosses in Eriwan. Der Tschinownik mit der weissen Kappe ist jetzt der Herr des Landes, — verklungen sind Mirsa Schaffys*) poesievolle Lieder von Liebe und Wein, Rosen und Jasmin; Eriwan untersteht dem Gouverneur des Zaren, und wer etwas anderes meint, der darf sich kostenfrei Krassnojarsk oder Werchnojansk aus der Nähe besehen, — und davor hütet man sich . . . .

Nachmittags machten der Konsul und Haschim Beg einen Ausflug nach Etschmiadsin, ich beschaffte einen Auslandspass für Abdull und erledigte meine Korrespondenz. Für den Abend waren wir zu Faradsch Chan geladen, und zwar, wie er uns versprochen hatte, zu einem echt persischen Mahl. Der Hauptgang war »Mütanscham«, Hammelpilaf mit Safran, Mandeln, gedünsteten Obststückchen und Berberitzen, eine Zusammenstellung, die dem abendländischen Gaumen etwas ungewohnt, aber ganz angenehm erscheint. Bald musste Herr di Rosa zur Bahn, und wir begleiteten ihn alle. Der Abend war klar, der Ararat lag in duftiger Schönheit, halb noch gerötet vom letzten Sonnenstrahl, halb schon vom bleichen Licht des aufsteigenden Mondes übergossen. Ich trennte mich von Herrn di Rosa in der Hoffnung, ihn nach meiner Rückkehr aus Persien noch in Tiflis anzutreffen, obzwar seine Versetzung nach Kiew bevorstand. Nach der Stadt zurückgekehrt, spazierte ich noch eine Stunde lang mit Haschim Beg im Stadtgarten, dann schieden wir, ich machte meine letzten Sachen für die Abreise fertig, beglich meine Rechnung und ging zu Bett.

Um $5\frac{1}{2}$ Uhr morgens am 21. Juni verliessen wir Eriwan. Der grosse Wagen, mit dem landesüblichen Ausdruck Fourgon benannt, liess sich ganz behaglich einrichten, indem man durch zweckmässige Verteilung

---

*) Dem Verfasser ist wohlbekannt, dass der Dichter jener Lieder kein Orientale war.

der Kisten Sitz- und Liegeplätze schuf; der Kutscher war ein Malakane, d. h. Angehöriger einer in den Kaukasus verbannten religiösen Sekte, deren Mitglieder im Ruf unbedingter Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit stehen; die drei Pferde zogen tüchtig an, und der begleitende »Straschnik« bahnte in gewohnter Rücksichtslosigkeit den Weg. Unsere erste Station war Kamarlu, wo wir um 11 Uhr ankamen. Hier zweigt der Weg nach Aralych ab, dem Ausgangspunkt für Touren nach dem Ararat. Die Hitze, von der in den Bergen des Göktschai nicht viel zu spüren gewesen war, erreichte hier in der Ebene schon einen bedeutenden Grad. Das der Sonne blossgestellte Thermometer stieg bis 41½°, im Schatten mass ich als Tagesmaximum 33°; das war für den Monat Juni schon ganz tüchtig, und ich dachte mit Unbehagen an die Temperaturen, die Juli und August bringen würden. Der Kutscher richtete es sich so ein, dass während der heissen Tageszeit gerastet wurde und der Hauptteil der Fahrtleistung auf den Abend und die frühen Morgenstunden entfiel. Die Lage der Karawansarais bedingte jedoch grosse Unregelmässigkeiten; so legten wir am ersten Abend nur etwa 18 Kilometer zurück, da wir in Dawalu übernachten mussten. Der weite Hof des Karawansarai (Sarai = Haus) war voll von ähnlichen Wagen wie meiner; besonders kamen viele Reisende aus der Richtung von Dschulfa, alles Leute, die vor der Cholera flüchteten, die, wie ich später erfuhr, in ganz Persien aufzutreten begann. Da alle Räume des Hauses bereits überfüllt waren, errichteten wir unser Nachtlager auf dem flachen Dach, wo es entschieden reinlicher war, als drinnen. Bei dem Mangel an künstlichem Licht, und da ich keine meiner Kisten, in denen ich Kerzen und Laternen hatte, aus dem Arrangement im Wagen reissen wollte, ging ich bereits um 9 Uhr auf das Dach, wo mein leichtes Feldbett aufgestellt war. Daneben hatte Meschad' Abdull vier lange Stöcke aufgepflanzt, an jeder Ecke einen, und als ich mich niedergelegt hatte, breitete er das dünne Mückenzelt über die Spitzen der Stöcke und stopfte die herabhängenden Teile unter meine Unterlage, so dass ich vollständig von dem luftigen Gewebe eingeschlossen war. Weichbold hatte alles, was ich zu meiner bescheidenen Toilette brauchte, bereitgestellt, auch die Gummiwanne stand voll Wasser da; denn trotz des frühen Aufbruchs wollte ich am folgenden Morgen des Genusses einer kalten Waschung nicht entbehren. Weichbold schlief neben mir auf einer Decke und behütete alle Wertsachen. Zwar schien nicht viel zu befürchten, aber ein Diebstahl ist bald geschehen, zumal, wenn die Leute sich denken können, dass der Fremde grössere Geldsummen bei sich führt.

Bald verstummte der Lärm in Hof und Haus, und in der sich herabsenkenden Stille der Nacht kamen allmählich die zarten, versteckten Geräusche zum Vorschein, die im lauten Getriebe des Tages untergehen. Das stille Grunzen der wiederkäuenden Kamele drang einschläfernd zu mir herauf,

leise zog der Wind durch die engen-Maschen des Mückenzeltes, und ab und zu traf der feine helle Ton einer vorbeifliegenden Schnake das Ohr. Mit halb geschlossenen Augen sah ich nach dem herrlichen Sternenhimmel, nach dem aufsteigenden Mond, der die Schneemassen des Ararat silbern umsäumte, fernher zirpten die Heuschrecken, klang verwehtes Hundegebell, tönte das Klirren einer Halfterkette; aber alle diese Geräusche scheinen nur einen Bestandteil der grossen Stille zu bilden, bringen die allgemeine Ruhe nur noch mehr zum Bewusstsein; ein verspäteter Storch streicht mit majestatischem Flügelschlag hoch über dem Dorf dem Araxes zu, — so



14. Hof des Karawansarais in Dawalu.

wird man sanft hinübergetragen nach dem Dämmerland der Träume, und noch im Schlaf vernimmt man den gedehnten Schrei eines vereinsamten Esels und knüpft mit halb arbeitendem Gehirn daran die Vorstellung eines alten Ziehbrunnens, bis alles verschwimmt und der Fremdling aus dem Abendland auf dem Dach des Karawansarais so fest und süss schlummert, wie einst im Gitterbettchen.

Es dämmerte kaum, als um 3 Uhr früh der Fourgontschik die Leiter heraufgeklettert kam. »Tschai gotow', Barin!« — Was gibts? So, so, der Tee ist fertig, — »charascho, ich komm' schon!« In Dawalu macht man nicht viel Zeremonien. Wer sieht mich auch, wenn ich mich im Morgengrauen ins Tub setze? Bald ist der Wagen bespannt, und weiter geht die

Fahrt. Fünfundvierzig Werst, gleich 48 Kilometern, liegen vor uns bis zur nächsten Raststation. Da heisst es früh aufbrechen. Zur Rechten verschiebt sich die Perspektive des Ararat immer mehr, der kleine Gipfel rückt allmählich vor den grossen, aber sonst ist das Land eintönig, Lehmsteppe mit Knöterichsträuchern. Ich bin an das Gerüttel des Wagens schon so gewöhnt, dass ich ruhig während der Fahrt schlafen kann, nur ab und zu gibt es etwas zu tun oder zu sehen. Um 6 Uhr wird Barometer und Thermometer abgelesen, Bewölkung, Windrichtung usw. notiert, dann fesselt ein Zug beladener Dromedare für eine Minute den Blick, sonst ist es recht langweilig. Zwei treue Begleiter haben wir — die eleganten Eisenträger des indo-europäischen und die schlichten Holzstangen des russischen Gouvernementstelegraphen. Schon um sechs Uhr früh hatten wir 25° Wärme, und der Tag versprach heiss zu werden. Ab und zu hielt der Kutscher, brachte seinen Pferden Wasser und übergoss mit seinem Ledereimer die Speichen der Räder. Mittags erreichten wir Baschnuraschin und blieben dort bis 3½ Uhr. Um 12 Uhr mass ich im Schatten 34°, um 2½ Uhr in der Sonne 48°. Fliegen gab es in Unmassen. Die Nachmittagsleistung war kurz, 16 Kilometer und in Chanlych stieg ich nicht im Karawansarai ab, sondern im Sselskoje Uprawlenje. Dies ist das Bürgermeisteramt, wo ich stets Quartier zu nehmen berechtigt war. Dasjenige von Chanlych hatte ein hübsches Gärtchen, in dem Prinz und Sherry sich nach Lust austoben konnten; Abdull besorgte für einen halben Rubel Kohlen für den Samowar, Eier, Zucker, Brot und Käse, und Weichbold überraschte mich mit einem Körbchen voll schöner Kirschen, die er im Dorf geholt hatte. Der Kutscher riet, diesmal schon um 2½ Uhr früh wegzufahren, der Hitze halber, und so liess ich mich bald mit dem Mückenschleier umgeben.

Pünktlich um 2½ Uhr kam der biedere Malakane und nötigte uns, aufzustehen. Die Lage der Dörfer bedingte bereits um 6½ Uhr morgens eine längere Rast. Die Oertlichkeit hiess Irawach, und das Karawansarai war ähnlich wie die bisher getroffenen. Es wurde von einer netten Malakanenfamilie bewirtschaftet und die zwei kleinen Kinderlein waren eben beim ankleiden. Mit ihren winzigen Stimmchen sprachen sie der Mutter das Morgengebet nach und als sie bemerkten, dass ich ein »guter Onkel« war, legten sie rasch alle Scheu ab; das etwa vierjährige Mädchen bediente mich mit grosser Aufmerksamkeit beim Frühstück und zeigte mir voll Stolz die alte Zuckerschachtel, die seine liebsten Besitztümer enthielt. Ich spendete ihr eine kleine Blechflöte aus der »Wildenkiste« und dem Brüderchen eine schöne Holzschachtel, die es alsbald mit Sand füllte und unter dem Bett verbarg. Der Wirt erzählte, dass in Täbris die Cholera wüten sollte und dass es höchst gefährlich sei, jetzt dorthin zu reisen. Ich hatte bereits in Eriwan ähnliches vernommen, doch

waren die Nachrichten sehr unsicherer Natur, und ich verschob das Einziehen genauerer Erkundigungen auf Dschulfa. Gewiss konnte mir die Cholera unter Umständen einen gewaltigen Strich durch die Rechnung machen, und sicher wäre es nicht klug gewesen, in eine schwer verseuchte Stadt zu gehen. Allein noch war die Gefahr weit entfernt und in Dschulfa immer noch Zeit, nötigenfalls die Route zu ändern. Während der Weiterfahrt erkundigte ich mich gelegentlich bei entgegenkommenden Reisenden und erfuhr die widersprechendsten Dinge. Die einen behaupteten, die Russen hätten eine zweiwöchentliche Quarantäne etabliert, aber auch in Russisch-Dschulfa und Nachitschewan seien bereits Todesfälle vorgekommen. Andere wieder sagten, dass die Krankheit Täbris zwar, von Teheran kommend, erreicht hätte, aber noch nicht weiter gegen Norden vorgedrungen wäre. Ein dritter wusste zu melden, dass alle Europäer, die Konsuln inbegriffen, Täbris längst verlassen und die Berge des Karadagh und Sehend aufgesucht hätten. Wenn diese Kunde sich bewahrheitete, war ich übel daran, denn in Täbris hatte ich eine Menge Papiere und hauptsächlich Geld zu beheben, und die Unmöglichkeit, dies zu tun, hätte mich zum Rückzug auf Eriwan genötigt. Nun, in Dschulfa wollte ich das nähere darüber erfahren.

Wir hatten die vulkanische Provinz des Ararat bereits verlassen, und der Berg selbst begann sich langsam unter den Horizont zu senken. Der Gipfel allerdings beherrschte noch weithin das Land, und da, von hier gesehen, der kleine Ararat direkt vor dem grossen stand, machten sie zusammen den Eindruck eines einzigen Kegels. Unsere unmittelbare Umgebung bestand aus flachen Hügeln von mergelartigem Gestein, das stark salzführend war, wie die blinkenden Ränder eintrocknender Pfützen bewiesen. Zur Linken erhob sich ein bedeutenderer Berg, der angeblich ganz aus Steinsalz besteht und wo ein bedeutender Abbau stattfindet. Wir begegneten langen Zügen von Kamelen und Eselskarren, alle schwer beladen mit grossen Blöcken grauen Steinsalzes. Hier wird die künftige Bahnlinie sehr von Nutzen sein. Die abgesteckte Trace war stellenweise zu sehen, und in Nachitschewan befand sich ein Hauptquartier von Ingenieuren und Arbeitern. Wir trafen nachmittags 1 Uhr dort ein und bezogen Nachtquartier, da bis zur nächsten Station noch acht Stunden Fahrt gewesen wären. Nachitschewan erwies sich als hübsches Städtchen ganz orientalischen Stils, und das kleine Zimmer des armenischen Gasthofes, das ich erhielt, enthielt ein sauber aussehendes Eisenbett. Aus dem Fenster hatte ich ein reizendes Stückchen Asien vor mir. Ich überblickte einen engen, tief eingeschnittenen Bach, der von schlanken Platanen eingefasst war. Am andern Ufer erhob sich mehrere Meter hoch eine Hecke von wilden Rosen in vollster Blüte, und darüber lugten die lehmgelben Mauern und die grünglasierte Kuppel einer Moskee mit dem

goldenen Halbmond, der sich leuchtend vom türkisblauen Himmel abhob. Wirkte dieses reizende Bild schon im hellen Licht der Nachmittagssonne ungemein stimmungsvoll, wie schön musste es erst unter den Strahlen des Mondes sein! Dieser Genuss wurde mir abends zuteil. Ringsum war es still geworden. Die Leute im Haus waren zur Ruhe gegangen, ich hatte meine Notizen vollendet und die untertags gesammelten Insekten in ihre Gläschen verteilt. Es war kurz vor Mitternacht, als ich mich zur Ruhe begab und die armselige Petroleumlampe auslöschte, die mir bei der Arbeit geleuchtet hatte. Dann zog ich den Vorhang vom Fenster, das ich der Moskitos wegen geschlossen hatte, öffnete es, und zog mich schleunigst unter das bergende Mückenzelt zurück. Durch den zarten



13. Unterwegs bei Nachitschewan.

Schleier sah ich nun die ganze stille, schwermütige Schönheit der kleinen Moskee vor mir. Der Mond war aufgegangen und spiegelte sich silbern auf der grünen Glasur der Kuppel, der goldige Halbmond schien ohne Stütze über ihr zu schweben. Das Murmeln des Baches drang zu mir herauf, ein kühler Windhauch liess die Platanen und Rosenhecken leise rauschen, bewegte sanft den Vorhang vor meinem Bett und trug den feinen, zarten Duft der wilden Rosen in mein Zimmerchen. Ich lag still und versunken in den Anblick des zauberhaften Bildes. Da klirrte drüben ein Riegel, und für einen Augenblick fiel ein Lichtschein aus dem Lehmgemäuer. Dann zeigte sich eine dunkle Gestalt, die zwischen den verfallenen Zinnen auftauchte und verschwand; es war ein Mann in blauem Kaftan mit weissem Turban, der langsamen Schrittes nach der höchsten Mauerstelle stieg. Jetzt hat er sie erreicht; sein langer weisser Bart leuchtet im Mondlicht; er tritt auf die Zinne, erhebt die Arme und feierlich und

klagend tönt es über die Dächer: »La ilahé il Allah! Mohammed er Rassul Ullah!« — Es ist keiner ausser Allah, und Mohammed ist Allahs Prophet! — Eine kurze Zeit blickt der Greis in die Mondnacht hinaus, dann kehrt er still zurück, das Pförtchen fällt hinter ihm ins Schloss, und von fernher klingen die Schläge der Mitternacht vom Turm der Christenkirche.

Von Nachitschewan kann man in einem Vormittag Dschulfa erreichen. Wir fuhren daher am 24. Juni erst um 5 1/2 Uhr ab. Die Strasse war zeitweise so schlecht, dass der Kutscher es vorzog, nebenher über die Steppe zu fahren. Die Brucken über die Flüsschen und Bächlein, die wir zu passieren hatten, waren meist ganz zerfallen. So fuhr man einfach durch das Wasser, wo die Pferde regelmässig die Absicht zeigten, sich niederzulegen und ein längeres Bad zu nehmen. Der Kosak, der uns heute begleitete, war ein lustiger Gesell, der sich eifrig an meinen gelegentlichen Käfer- und Eidechsenjagden beteiligte. Die Strasse war tief staubig, so dass es bei dem langsamen Vorwärtskommen des Wagens nicht an Zeit für solche kleine Jagden mangelte. In einer der Stationen erstand Weichbold für 30 Kopeken eine Unmenge prächtiger Kirschen, mit deren Verzehrung wieder eine Stunde in angenehmer Weise verstrich. Wir näherten uns nun einem Höhenzug, der den Araxes zu einem Bogen nötigt und ihn zwingt, in einem engen Durchbruchstal seinen Weg nach Dschulfa weiter zu verfolgen. Der Nordabhang des Hügelrückens war lang und sanft steigend, von oben jedoch eröffnete sich ein schöner Blick in ein weites Felsental, an dessen Ausgang wir von der Höhe aus Dschulfa bereits erblicken konnten. In diesem Tal hört alles auf, was man Strasse nennen könnte. Der Wagen muss mühsam und holpernd über grobes Geröll fahren, und die Insassen stiegen aus, ausgenommen Abdull, der friedlich schlief und selbst durch die heftigsten Stösse nur zu einem missmutigen Gebrumm veranlasst wurde. Wir andern dagegen fingen zwischen den roten Sandsteinblöcken allerlei Getier. Ich hatte in einem meiner Gläser bereits eine grosse Wanderheuschrecke, ein kräftiges Tier, das lebhafte Befreiungsversuche machte. Nun entdeckte Weichbold unter einem Stein etwas Neues; es war eine grosse Spinne der Gattung Galeodes, ein 5 cm langes Ungetüm mit noch längeren haarigen Beinen. Da der Biss dieser Wüstenspinnen unangenehme Folgen hat, gingen wir vorsichtig zu Werk, trieben sie von Versteck zu Versteck, und ich konnte sie endlich mit dem Sacktuch fangen. In Ermangelung eines besseren Gefässes steckte ich sie zu meiner Heuschrecke, nahm sie aber sofort wieder heraus, als ich sah, wie die Spinne sich auf ihren neuen Zellengenossen stürzte und ihm ihre vier riesigen Kiefer in den Hinterleib schlug. Als die Spinne nach Verlauf einer Minute in einem besonderen Glas verwahrt war, war die grosse, starke Wanderheuschrecke bereits den Folgen des giftigen

Bisses erlegen und gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Auch zwei Dorneidechsen erbeuteten wir; der Uebergang von einem Faunengebiet in das andere machte sich deutlich bemerkbar. Die Dorneidechsen (Agama) sind von unsern Eidechsen sehr verschieden. Sie haben einen breiten, vorn gerundeten Kopf, tiefe Hautfalten um Kehle und Nacken, einen zusammengedrückten, breiten Rumpf und sind überall mit dornigen Schuppen bedeckt. Sie huschen nicht, wie unsere Eidechsen, flink und scheinbar ohne die Beine zu bewegen, dahin, sondern laufen hochbeinig und mit eckigen Bewegungen, ähnlich wie die Krokodile, die man in Spielwarenhandlungen bekommt und die laufen, wenn man sie aufzieht. Aber sie sind trotzdem sehr rasch, und da bei einem Schlag oder einer ungeschickten Berührung der Schwanz mit Vorliebe als Preis für die Rettung des übrigen Tieres bezahlt wird, muss man sie in einen Winkel treiben, wo man sie dann an einer geeigneten Stelle fassen kann. Sie wissen ihre scharfen kleinen Zähne wohl zu brauchen, doch darf man es auf einen Biss ruhig ankommen lassen. Die Dorneidechsen sind trotz der gegenteiligen Versicherung der Eingeborenen ebenso ungiftig wie alle andern Eidechsen, mit Ausnahme einer einzigen Gattung (Heloderma), die aber nur in Mittelamerika vorkommt. Diese Weisheit habe ich vielen Tataren, Russen und Armeniern gepredigt, aber stets, ohne auf Glauben zu stossen.

Ungefähr eine Stunde lang zogen wir durch das rote Sandsteintal, das sich dann zu einer von mittelmässigen Bergen eingeschlossenen Ebene eröffnete. Mitten durch die Ebene fliesst der Araxes, an dessen linkem Ufer Russisch-Dschulfa liegt. Ein Dorf kann man es nicht nennen; es ist ein typischer Grenzposten. Eine Kaserne, ein Zollamt, Post und Telegraph, zwei Karawansarais und ein halbes Dutzend Wohnhäuser, alles auf eine grosse Fläche verstreut. Platz für Entwicklung ist reichlich vorhanden, und wenn erst die Bahn bis Dschulfa führt, wird es an Entwicklung nicht fehlen. Ich war sicher, dass es unmöglich sein würde, im Lauf des Tages noch die Grenzformalitäten zu erledigen, und so beschloss ich, für eine Nacht in Russisch-Dschulfa Quartier zu nehmen. Das eine der beiden Karawansarais führte den stolzen Namen »Hotel Araxes«, erwies sich aber als schmutzige Bude. Im Hof lag alle Art von Abfall bunt durcheinander, verwahrloste Hunde strichen um die Düngerhaufen, und meine Foxterriers, die mir von Tag zu Tag lästiger wurden, waren Gegenstand wütender Angriffe. Immerhin schien mein Quartier das eleganteste in Dschulfa zu sein, denn die unverheirateten Beamten assen hier zu Mittag. Unter ihnen traf ich zu meiner Freude auch einen geborenen Hamburger, Namens Rothe, der mir verschiedene wertvolle Dienste leistete. Er erwirkte mir beim Vorstand des Zollamtes die Erlaubnis, nach Persisch-Dschulfa überzufahren, wo ich auf dem persischen Zollamt zu tun hatte. Der Araxes umschliesst bei Dschulfa

eine flache Sandinsel; vom russischen Ufer nach dieser Insel führt eine Drahtseilfähre, von der Insel nach dem persischen Ufer ein recht primitiver Kahn. Auch Persisch-Dschulfa besteht aus nur sieben oder acht Häusern, und das Zollamt war rasch gefunden. Es war jedoch Freitag, der Feiertag der Mohammedaner, und das Zollamt daher geschlossen. Trotzdem meldete ich meinen Besuch dem Amtsvorstand an und lernte in ihm einen liebenswürdigen Armenier kennen, der geläufig französisch sprach. Ich hatte bereits aus Tiflis meine Empfehlungsschreiben an die österreichische Gesandtschaft in Teheran gesandt und ungefähr den Tag meiner Ankunft in Dschulfa angegeben; daran hatte ich die Bitte geknüpft, mir die Bewilligung zur zollfreien Einfuhr meines Gepäcks, besonders der Waffen und der Munition, zu erwirken, und ich war sicher, die diesbezüglichen Dokumente auf dem persischen Zollamt vorzufinden. Herr Sacharianz jedoch, der vertretende Vorstand des Zollamts, hatte noch gar nichts über mich erfahren, und ich konnte daher noch nicht daran denken, nach Täbris weiter zu reisen, bevor diese Angelegenheit erledigt war. Doch war für den folgenden Tag die Post aus Täbris fällig und damit konnte vielleicht Nachricht eintreffen. So fuhr ich wieder auf die russische Seite zurück und machte nachmittags eine Exkursion mit Weichbold, wobei wir einige Skorpione, Wüsten spinnen, zahlreiche Käfer und vier Eidechsen der Gattung Phrynocephalus erbeuteten. Es herrschte ein heftiger Wind aus Osten, und wie man mir sagte, war dies in den Monaten April bis Oktober der gewöhnliche Zustand. Der Wind riss allen Staub und Sand, der die Umgegend von Dschulfa fast ausschliesslich bedeckt, in dichten Wolken auf und überzog damit selbst die verborgensten Gegenstände. Der feine Sand setzt sich in Haar und Kleider, dringt bis auf die Haut, erfüllt Ohren, Augen, Nase und Mund; ich musste alle 10 Minuten meine Brille reinigen, und ein Buch, das man eben aufgeschlagen hatte, war nach wenigen Augenblicken rauh von Sand. Der Sand lag auf Brot und Fleisch, auf Gemüse und Käse, er fand sich in Tee und Wein, er erschien unter dem Glas meiner Taschenuhr, in den Fugen des Federmessers, im Innern des photographischen Apparates; es gab keine Stelle, wohin er nicht kam. Daran muss man sich gewöhnen.

Beim Abendessen traf ich wieder Herrn Rothe, mit dem ich lange beisammen sass; er war ebenso froh wie ich, einen Landsmann zu finden, denn deutschsprechende Leute sind in Dschulfa nicht häufig. Wir sprachen hauptsächlich über die geplante Eisenbahn; alles erwartete sie mit Ungeduld, und der Wert des Bodens war bedeutend gestiegen. Besonders das Land in der Nähe des projektierten Bahnhofes stand hoch im Preis; während man früher gar nicht daran dachte, dem hoffnungslos sterilen Sandboden irgendwelchen Wert beizumessen, wurde jetzt der Grund für ein mässig grosses Haus bereits um 3—400 Rubel gehandelt. Das ganze Terrain ge-

hört der russischen Krone. Von dieser aber hatten spekulative Köpfe bereits grosse Flächen gekauft und machten nun glänzende Geschäfte, indem sie einzelne Parzellen davon weiterverkauften, ja teilweise sogar an die Regierung, da der für den Bahnhof in Aussicht genommene Platz hatte verlegt werden müssen und die Regierung das umliegende Terrain voreilig an Privatleute abgegeben hatte.

25. Juni. Das Zubettgehen vollzog sich gestern mit Hindernissen. Als ich gewohnterweise das Holzgestell meiner Lagerstätte im »Hotel Araxes« auf Bewohner untersuchte, wurde ich durch ein grossartiges Insektenleben überrascht. Ich will mich gar nicht bei den gewöhnlichen Bettgästen aufhalten; diese waren allerdings zahlreicher als je zuvor, aber dass ich die Mianazecke (Argas persicus) hier antraf, überstieg meine kühnsten Erwartungen. Dieses Tierchen hat seinen Namen von der persischen Stadt Mianeh, zwischen Täbris und Teheran, und über die Gefährlichkeit seines Stiches werden von Eingeborenen wie Europäern die abenteuerlichsten Dinge erzählt. Und nicht nur dieses Tier fand ich in mehreren schönen Exemplaren, sondern auch noch ausserdem eine überwältigende Menge von — ich bitte um Verzeihung — Läusen. Es schien, dass ein wenig sauberer Herr aus Persien kurz vor mir in dem Zimmer gewohnt hatte. Nachdem ich alle erreichbaren Exemplare in Alkohol gebracht hatte, schlief ich auf meinem Feldbett relativ ungestört.

Heute vormittags beauftragte ich Abdull, zwei Reitpferde zu beschaffen; ich wollte mit Weichbold nach dem Sandsteintal reiten, um die gestern begonnene Jagd auf Eidechsen und Spinnen fortzusetzen. Um 12 Uhr brachte man zwei Basargäule, die ich in Ermanglung von etwas Besserem mietete. Unsere Sättel, die nun das erstemal zur Verwendung kamen, erregten das Staunen der Tataren; allerdings waren sie sehr schön, ganz neu, hellgelb und ohne Risse oder Flecken. Auch sie haben sich im weiteren Verlauf der Reise stark geändert. Die Pferde erwiesen sich trotz ihres reduzierten Aussehens als gute Gänger, und fröhlich trabte ich mit Weichbold davon. Im Sandsteintal hielten wir zuerst an einem kleinen Bach, der voll von Fischen war. Diese ohne Angel oder Netz zu fangen, schien schwierig; allein Weichbold wusste Rat. Mit grosser Geschicklichkeit warf er sie mit Steinen tot oder betäubte sie wenigstens, so dass ich bald mein grösstes Glas, das ich hinter dem Sattel aufgeschnallt hatte, mit einem Dutzend der kleinen Fische — es war Capoeta sp. — füllen konnte. Von Eidechsen erbeuteten wir nur eine Agama, dagegen viele schöne Heuschrecken und einen prächtigen Galeodes, der noch grösser war, als der von gestern. Nach zwei Stunden ritten wir wieder heim, ich liess einen Lastwagen kommen, das Gepäck wurde allmählich aufgeladen, und um 5 Uhr fuhren wir zum Zollamt, um den Uebergang nach Persien zu bewerkstelligen. Aber es ging nicht. Um punkt 5 Uhr wird das Zollamt gesperrt, und dann

ist jeglicher Verkehr über die Grenze geschlossen. Weder Mensch noch Tier darf nach 5 Uhr bei Dschulfa den Araxes überschreiten. Alle Bemühungen waren fruchtlos, und es blieb nichts übrig, als zum »Hotel Araxes« zurückzukehren. Hier muss ich also noch eine Nacht zubringen, trotz Argas und Pediculus, Cimex, Periplaneta und Pulex. Aber morgen früh geht es über die Grenze, nach Persien!



Zweiter Teil.

Von Dschulfa nach Täbris und Urmia.

Am 26. Juni war ich bereits um 8 Uhr früh mit meiner ganzen Expedition auf dem Zollamt und es schienen keine Hindernisse für den Uebertritt nach Persien zu gewärtigen. Unsere Pässe waren gestempelt und die Träger hatten bereits die erste Kiste nach der Fähre geschafft. Da trat einer der Beamten zu mir und fragte, ob ich auch Waffen in meinem Gepäck hätte. Ich bejahte; damit war das Unglück geschehen. Waffen dürfen von Russland nicht nach Persien gebracht werden! — Anfangs konnte ich dieser Eröffnung, die mir ganz unsinnig erschien, nicht glauben. Wenn die persische Regierung keine Waffen in ihr Land eingeführt haben will, so ist das ihre Sache, aber wie kommt das russische Zollamt dazu, Waffen, die nicht einmal russischer Herkunft sind, einfach zurück zuhalten? In Batum hatte ich Himmel und Hölle in Bewegung setzen müssen, um meine Gewehre nach Russland hineinzubekommen; jetzt liess man sie nicht wieder heraus! Aber der freundliche Beamte erklärte mir, es gäbe einen besonderen russisch-persischen Vertrag darüber, und ohne direkte Weisung des Ministeriums könne er nicht von seiner Vorschrift abgehen. Was tun? — Es gab nur ein Mittel; ich sandte auf der Stelle ein Telegramm an die österreichische Botschaft in Petersburg, kramte alle meine Mordwaffen aus und liess sie auf dem Zollamt in Verschluss. Nun konnte ich frei und ungehindert reisen, — d. h. bis zum persischen Zollamt; dort war ein neuer Haltepunkt. Herr Sacharianz bedauerte mich sehr, denn auch er hatte von Teheran noch keinerlei Weisungen erhalten. Dagegen war mit der Post ein Beamter aus Täbris eingetroffen, ein freundlicher, älterer Herr, Namens Gulam Hussejn Chan, der beauftragt war, für mein Wolergehen und »die meiner würdige Behandlung« Sorge zu tragen. Das war wenigstens etwas; bis die verschiedenen Ordres aus Petersburg und Teheran eintrafen, musste ich eben in Persisch-Dschulfa warten.

Es hätte schlimmere Orte für diese Wartefrist geben können. In Dschulfa gab es wenigstens einige Leute, mit denen sich angenehm verkehren liess. Da meine Ankunft ein bedeutendes Ereignis war, lernte ich sie rasch alle kennen. Der Bruder des Herrn Sacharianz, der für gewöhnlich in Täbris

lebt, sprach geläufig englisch, ebenso der armenische Kassierer des Zollamtes. Der Bau der Strasse nach Täbris hatte eine kleine Kolonie von Arbeitern hervorgerufen, deren Chefs, zwei russische Ingenieure, sehr liebenswürdige Herren zu sein schienen; dann gab es noch einen jungen russischen »Feldscher« mit einer hübschen jungen Frau, und in dem Beamten des indoeuropäischen Telegraphen, Herrn Thomas Mnatzakaniantz, lernte ich einen Mann kennen, der mir vom ersten Augenblick an sehr sympathisch war. Er stammte mütterlicherseits von Deutschen und sprach das Deutsche und Russische ebenso fliessend wie das Tatarische und sein heimisches Armenisch. So waren wenigstens eine Menge Leute da, die mir bei der Konversation mit meinem Beschützer Hussejn Chan helfen konnten; denn dieser sprach nur persisch und tatarisch. Er hatte mir im Regierungsgebäude ein grosses Zimmer vorbereiten lassen, das auf eine schöne, von Säulen getragene Veranda führte, von der ich den Fluss und Russisch-Dschulfa überblickte. Die Veranda ging nach Norden, also war ich dort vor der Sonne sicher. Aus meinem Gepäck durfte ich mir die nötigsten Gebrauchsgegenstände nehmen, der Rest wurde im Zollamt untergebracht.

Kaum war ich in meinem Quartier einigermassen eingerichtet, als ein Bote des Gouverneurs erschien und mir eine Einladung zum Mittagessen überbrachte. Herr Sacharianz der Jüngere würde als Dolmetscher zugegen sein. Ich sagte sofort zu und liess mich nach einer Viertelstunde durch den Boten hingeleiten. Hussejn Chan begleitete mich. Wir trafen dort bereits etwa zehn Personen, alles Perser, die in den verschiedensten Stellungen auf dem Fussboden sassen, lagen und kauerten. Möbel wies das Gemach keine auf, dagegen waren Wände und Boden mit Teppichen überkleidet, und auf der Veranda lief eine niedere, polsterbelegte Steinbank um ein Alabasterbassin, in dem aber kein Wasser war. Unter den Persern lernte ich den Gouverneur selbst kennen, dann seinen Bruder, der der Chef der Verkehrsanlagen von Dschulfa war; ferner den Postmeister, den persischen Vorstand des Zollamtes und noch einige Würdenträger geringerer Kategorie.

Man rauchte teils Zigaretten, teils Kaljan; dies ist die persische Wasserpfeife, die sich vom türkischen Nargileh dadurch unterscheidet, dass sie keinen Schlauch, sondern ein langes Weichselrohr als Rauchkanal hat, das in ein Mundstück von Glas, Bernstein oder Ebenholz ausläuft; dieses Mundstück ist so gross, dass man es nur mit weit geöffnetem Mund fassen kann; daher kann man nicht, wie bei einer Zigarette, den Rauch durch Bewegung von Zunge und Backen bloss in die Mundhöhle saugen, sondern muss ihn mit einem tiefen Atemzug direkt in die Lunge ziehen. Dem Neuling ist daher beim Gebrauch des Kaljan Vorsicht zu empfehlen. Allerdings hat das Mundrohr seitlich ein Loch, durch welches eine Menge den Rauch verdünnende Luft mit eingezogen wird. Dieses Loch kann man während des tiefen Zuges nach Belieben mit dem Finger verschliessen und so die Konzentration des

eingeatmeten Rauches regulieren. Das turmartige Gefäss des Kaljan ist entweder aus Glas, meistens aber aus Flaschenkürbis, der den Tabak enthaltende Aufsatz aus Eisen oder Silber. Man reichte mir sofort einen angezündeten Kaljan, ich zog mich aber aus der Affäre, indem ich ihn nach einem tüchtigen Zug mit höflicher Gebärde meinem Nachbar weiter gab.

Vor dem Eintreffen des Herrn Sacharianz beschränkte sich die Konversation auf einige Phrasen russisch, das keiner der Perser gut sprechen konnte. Als wir aber dann einen gewandten Uebersetzer hatten, entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch, das erst durch das Servieren des Mittagmahles



14. Regierungsgebäude in Persisch-Dschulfa.

unterbrochen wurde. Drei Diener brachten zuerst einen quadratischen Teppich, der in der Mitte des Zimmers auf den Boden gebreitet wurde. Dann kamen Stösse des lederartigen, Lawàsch genannten Brotes, Schüsseln mit saurer Milch, Käsestückchen und Kresse, und endlich, als wir uns schon um den Teppich gelagert hatten, eine enorme, kreisrunde Kupferplatte von etwa 80 cm Durchmesser, die einen Berg von Hammelpilaf trug. Dem Armenier und mir wurden Holzlöffel gereicht, die übrigen hatten keinerlei Besteck. Als Teller dienten grosse Stücke Lawàsch. Den Pilaf nahm man von der Schüssel, indem man entweder aus Brot eine Schaufel formte, oder aber, wie die meisten der Herren, indem man einfach eine tüchtige Handvoll herausfasste und auf den Brotteller übertrug. Dazu ging die Milchschüssel im Kreis umher, und nach Belieben nahm man Käse und

5*

Kresse. Sehr appetitlich war das alles nicht, aber dafür echt. Zum Nachtisch gab es Kirschen und Aprikosen, und der Hausherr meinte: »Man muss sie essen, bevor die Cholera kommt!« Von dieser wurden die verschiedensten Nachrichten kolportiert. Dass sie in Teheran, Rescht und Kaswin, sowie im ganzen Süden stark auftrat, war allgemein bekannt. Der Postmeister behauptete, sie sei auch in Täbris bereits erschienen, ja selbst in Sofian und Marand, und ihr Eintreffen in Dschulfa sei nur eine Frage weniger Tage. Andere wieder waren optimistischer und sagten, sie würde von Täbris erst nach Maragha, Urmia und Khoi gehen und erst dann nach Dschulfa kommen. Darin aber waren alle einig, dass ich mich auf meiner Reise sicher in verseuchtem Gebiet bewegen würde, und ich kann nicht behaupten, dass diese Perspektive für mich sehr viel Angenehmes hatte. Uebrigens war ich ohnedies noch einige Tage an Dschulfa gefesselt und konnte somit die Entwickelung der Ereignisse in Ruhe abwarten.

Inzwischen hatte Hussejn Chan in mein Zimmer einen Tisch und einige Stühle schaffen lassen, auch eine Holzpritsche, und Weichbold hatte bereits alles möglichst wohnlich eingerichtet. Ich machte mit ihm nachmittags eine weite Exkursion; die Hitze war verschwunden, wohl vor dem ständig wehenden Oststurm, und in den wärmsten Stunden stieg das Thermometer nicht über 27°. Die Gegend von Dschulfa ist vegetationslos, aber durchaus nicht ohne landschaftlichen Reiz. Die Berge im Süden lassen eine Ebene von etwa 6 Kilometern Breite frei, in der sich ein isolierter Felsberg schätzungsweise 500 Meter hoch erhebt. Weiter im Osten und Westen tritt das Gebirge hart an den Fluss. Aus der Vogelperspektive würde die Gegend von Dschulfa als eine kreisförmige Fläche von ungefähr 10 Kilometern Durchmesser erscheinen, rings von Bergen eingeschlossen. Durch eine enge Pforte tritt der Araxes in diese grosse Arena, durchfliesst sie und verlässt sie durch ein zweites enges Tal. In der südlichen der so gebildeten Hälften steht der isolierte Felsberg. Im Norden, auf der russischen Seite, bildet das schon wiederholt erwähnte rote Sandsteintal einen dritten Zugang, und ein vierter findet sich im Süden, wo die Bergumwallung durch ein weiteres, schluchtartiges Tal gestört wird, das Défilé von Daradiss.

Auf unsrem ersten Ausflug wandten wir uns nach Süden, erreichten aber den Rand der Ebene nicht. Auf dem dürren, kaum bewachsenen Steppenboden sammelte ich sechs Skorpione, sieben Eidechsen, und Weichbold entdeckte eine grosse Landschildkröte, die wir mit nach Hause nahmen. Es war Testudo ibera. Abends kam Hussejn Chan, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Ich versicherte ihn meiner grössten Zufriedenheit und log dabei nicht, denn ich hatte es mir in der Tat schlimmer vorgestellt. Nur die unsichere Länge meines Aufenthaltes machte mir Sorgen. Teils war die Zeit an sich kostbar, denn ich hatte noch sehr viel auf dem Programm, teils gewann sie noch an Wert, wenn ich an die Gefahr der Cholera dachte.

Wenn es mir gelang, Täbris zu erreichen, bevor die Epidemie dort zum Ausbruch gekommen war, so reiste ich dann in der Folge vor ihr her und hatte nie mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, denen jemand überall begegnet, wenn er aus verseuchten Gegenden kommt. Trat aber die schreckliche Krankheit dort auf, solange ich noch in Dschulfa weilte, so musste ich gewärtigen, meine ganzen Wege in Persien durch krankes Gebiet zu machen. Und das ist in einem Land, in dem Hygiene und Heilkunst noch überhaupt auf keiner Stufe stehen, eine ernste Sache. Auch war ich nicht allein, sondern hatte die Verantwortung für zwei andre Menschenleben, die mein Befehl vom Seuchenherd entfernen oder direkt hineinführen konnte. Aber schliesslich war ich vorläufig noch gar nicht Herr meiner Entschlüsse, denn bevor nicht Petersburg und Teheran geantwortet hatten, blieb ich auf den Platz genagelt, wenn ich nicht einen traurigen Rückzug antreten wollte.

Abends kam Herr Sacharianz und holte mich zu einem Spaziergang ab. Dschulfa hat eine »Promenade«, nämlich die ersten fünfhundert Schritte des Weges nach dem Daradiss. Dort ist der Grund durch die Tausende von Kamel- und Pferdehufen tennenglatt getreten, und in den Sommermonaten stört kein Regenguss die harte Ebene des Bodens. Der Feldscher hatte ein Fahrrad, auf dem wir abwechselnd spazieren fuhren, auch Frau Feldscher und der ältere Herr Sacharianz waren erschienen. Wir sprachen fast ausschliesslich von der Cholera, die nach zuverlässigen Meldungen in Täbris bereits über 300 Opfer gefordert hatte. Aber keiner von uns wollte recht daran glauben. Der jüngere der armenischen Brüder wollte am nächsten Tag dorthin zurückkehren und versprach, mich telegraphisch sofort über den Stand der Dinge zu benachrichtigen. Während wir noch im Mondschein spazierten, näherte sich vom Fluss ein langer Zug von Dromedaren, schwer bepackt, ohne Lärm, nur angekündigt durch das monotone Klingen der Glocken, die die Leittiere um den Hals hatten. Etwa ein Dutzend Tataren begleiteten zu Pferd die Karawane, die, wie wir erfuhren, aus 250 Dromedaren bestand, mit Zucker und Baumwollstoffen beladen; sie waren für Täbris bestimmt und begannen eben ihre Reise. Es lag viel Stimmung in dem gleichmütigen Dahinschreiten der riesigen Tiere; die Sandwolken, die unter den tausend Füssen entstanden, wurden vom Wind hochaufgewirbelt und liessen die silberne Scheibe des Mondes in blutigem Orange erscheinen; immer neue Mengen von Lasttieren kamen vom Araxes, während die ersten bereits im Dunkel verschwunden waren. Leise schnaubend stampfte die Masse von Körpern an uns vorbei, schweigend ritten die Hüter nebenher, bis die letzten der ungeschlachten Tiere in einer monddurchleuchteten Staubwolke verschwanden und nur mehr der traurige Ton der Glocken verschwimmend über das öde Land zitterte.

Vier Tage verstrichen, und noch war keine Nachricht gekommen. Ich hatte neue Depeschen nach der russischen und persischen Hauptstadt gesandt und begann ungeduldig zu werden. Zwar hatte ich reichlich Zeit zur Arbeit und zum Sammeln und füllte sie auch nach Kräften nützlich aus, allein die Unsicherheit, in der ich schwebte, war mir mehr als unangenehm. Oft suchte ich bei Herrn Mnatzakaniantz Trost und machte dort auch die Bekanntschaft des persischen Telegraphenbeamten, der ein Prinz war. Dies ist in Persien nichts seltenes. Nasr-ed-Din Schach hatte einen grossen Harem unterhalten und alle seine Söhne sind Prinzen, ebenso wieder deren Söhne und die Söhne Mussafer-ed-Din Schachs. Asis Chan, der Telegraphist von Dschulfa, war ein Sohn des gegenwärtigen Schachs, aber nicht mit einer ebenbürtigen Gemahlin — sonst wäre er Asis Mirsa und kaiserliche Hoheit gewesen —, sondern mit einer Frau aus dem Harem. Sein Titel war Schachsada, d. i. Sprössling des Schach, die Anrede aber einfach Asis Chan. Er war ein schöner Rassentypus und zeigte eine unverkennbare Familienähnlichkeit mit Kameran, dem Prinzen von Etschmiadsin. Er hatte grosse, schwarze, rollende Augen, ein feines dunkles Gesicht mit kühn geformter Nase und ein elegantes schwarzes Schnurrbärtchen über dem ausdrucksvollen Mund. Elegant, wie sein Aeusseres, war auch sein Benehmen, selbst in dem sehr primitiven Milieu, in dem er sich befand. Mnatzakaniantz, Asis Chan und ich hatten uns rasch zusammengefunden und sassen bald im englischen, bald im persischen Bureau oder auf den respektiven Dächern, tranken ungeheure Mengen von Tee und rauchten Berge von Zigaretten. Asis Chan hatte eine Art Mandoline, auf der er vorzüglich spielte, teils die einfachen, schwermütigen Lieder seiner Heimat, teils russische und auch solche Lieder, deren Melodie ich ihm angab und die er mit feiner Empfindung wiederbrachte. Besonders hatte er die »Franchesa Napolitana« ins Herz geschlossen, und schon nach zwei Tagen spielte er sie mit aller Verve, die je ein begeisterter Sohn Italiens in sein Instrument gelegt hat.

Bei einer der Exkursionen, die ich mit Weichbold machte, entdeckten wir einen frisch begangenen Dachsbau und fanden die Haare des Besitzers vor der Einfahrt. »Prinz« und »Sherry« waren toll vor Jagdlust und begannen, als sie freigegeben waren, ein wütendes Graben, während ich ein zweites, Weichbold ein drittes Ausfahrtsloch belagerten. Sherry drang tief in den Bau ein, gab drinnen heftig Laut, kam aber wieder ans Tageslicht, ohne dass sich ein Erfolg gezeigt hätte. Wir verstellten die Zufahrten durch gekreuzte Aestchen und kamen am folgenden Tag mit allem Nötigen zum Ausräuchern wieder. Der Dachs hatte zwei der Zugänge passiert, auch fanden wir frische Losung. Wir zündeten ein grosses Feuer an und lauerten, jeder mit einem Hund, vor den zwei übrigen Oeffnungen, aber Herr Grimbart kam nicht zum Vorschein, und wir gaben das Ver-

fahren auf. Beim Heimweg bemerkten wir im Araxes Wasserschildkröten, die knapp am Ufer sassen und sofort in der trüben Flut verschwanden, als wir näherkamen. Vom Land aus war ihnen nicht beizukommen; allein Weichbold entkleidete sich und schwamm zu den Stellen, die ich ihm vom Ufer aus angab, und fing auf diese Art zwei schöne Exemplare von Clemmys caspica; sie hatten olivgrüne Gehäuse, das Bauchschild war schwarz und orangegelb, die Unterseite von Hals, Beinen und Schwanz schwarz und schwefelgelb gefärbt. Auch zwei Landschildkröten erbeuteten wir, so dass ich zu Hause schon eine ganze Menagerie hatte.

Den Abend brachte ich wieder bei den Telegraphenmännern zu, und auch Hussejn Chan fand sich ein. Mnatzakaniantz hatte in Russisch-Dschulfa Kartoffeln gekauft, und dies gab Anlass zu einer besonderen Festlichkeit. Nach Tisch schrieben meine freundlichen Wirte unter geheimnisvollem Flüstern und listigen Seitenblicken nach mir einen Brief und sandten den kleinen Diener damit fort. Es sollte eine Ueberraschung werden, und ich war in der Tat überrascht, als man nach einigen Minuten ein grosses Grammophon hereinbrachte, das dem Gouverneur gehörte. Nun liessen wir den Apparat spielen, hörten einen Walzer, Niggersongs, die Marseillaise, das Champagnerlied aus Don Juan auf Russisch, bis es so spät war, dass dem guten Hussejn Chan die Augen zufielen. Beim Zubettgehen entdeckte ich in meinem Feldbett eine Galeodes-Spinne, die wie der Blitz im Zimmer umherfuhr und sich nur mit Mühe fangen liess; sie war, ohne die Beine zu rechnen, 7 cm lang und das grösste Exemplar, das ich jemals gesehen habe. Solche Gäste in meinem Zimmer waren mir ein wenig unheimlich, und ich durchsuchte den Raum genau, ohne aber mehr zu finden als einen gelben Skorpion. Für die Hunde war die Gefahr bedeutend grösser, als für uns, und ich war in der Folge um Sherry und Prinz sehr besorgt; aber so eifrig die beiden auch hinter Eidechsen und Heuschrecken drein waren, vor Spinnen, Käfern und Skorpionen zeigten sie doch einigen Respekt; die Schildkröten belagerten sie stundenlang, fuhren wütend los, wenn sich Kopf oder Fuss schüchtern aus der Schale streckte, wälzten und drehten den gepanzerten Feind in hilflosem Aerger hin und her, um dann wieder eine halbe Stunde lang sprungbereit auf Posten zu liegen. Feinde hatten sie in Dschulfa so gut wie keine; die wenigen Hunde des Ortes standen mit meinen Foxterriers auf gutem Fuss, und bei den Menschen waren die munteren Kerlchen sogar sehr beliebt.

Am folgenden Morgen kam wieder eine kleine zoologische Exkursion zustande, die einige Eidechsen und Blattiden als Resultat ergab. Meine Schildkröten-Menagerie begann sich unangenehm bemerkbar zu machen, aber ich hatte bisher noch kein Gefäss auftreiben können, das geeignet gewesen wäre, die Tiere in konserviertem Zustand transportfähig aufzu-

nehmen. Infolgedessen trat mir der Gedanke immer näher, die Schildkröten nicht so sehr einer wissenschaftlichen, sondern einer gastronomischen Bestimmung zuzuführen; turtle-soup gilt ja allgemein als vorzüglich, obzwar meistens andere Arten dazu verwendet werden, als die, über die ich verfügen konnte. Die Post aus Teheran, beziehungsweise Täbris, hatte an diesem Tag wieder nichts fur mich gebracht, ebensowenig wie aus Petersburg eine Nachricht eingetroffen war. Dem zurückfahrenden Wagen gab ich einen Brief an den österreichischen Konsul in Täbris mit, Herrn Dr. v. Klodzianowski, in dem ich ihn um Hilfe bat, da man mich in Teheran offenbar ganz vergessen hatte. Zum Zeitvertreib sandte ich auch eine neue Depesche nach St. Petersburg.

Wenn ich meine Gewehre hätte erhalten können, wäre mir wenigstens Gelegenheit zu einem Jagdausflug geboten gewesen, so aber musste ich mich auf Tiere beschränken, denen man auch ohne Flinte mit Erfolg nachstellen konnte. Mit Schildkröten war die Umgebung von Dschulfa reichlich gesegnet, und seit wir ein Verfahren hatten, auch die im Wasser lebenden zu fangen, hätte ich beliebig viele Exemplare sammeln können. Doch waren gegenwärtig sowohl die Möglichkeit, sie zu konservieren, als auch die Notwendigkeit dazu sehr gering, denn ich konnte sicher sein, tiefer in Persien noch genug Exemplare zu finden, um sie in eine meiner Kisten zu packen, wenn gerade eine zum Zulöten bereit war. So beschloss ich, die, die ich auf Vorrat hatte, zu verzehren. Dazu mussten sie zuerst getötet werden, und dies ist bei Schildkröten nicht einfach, da sie in ihrer Schale einen sehr widerstandsfähigen Panzer haben, in den sie sich bei der geringsten Beunruhigung sofort zurückziehen. Die Methode, die man anwenden muss, wenn das Tier unverletzt bleiben soll, wird manchem, wie auch mir, sehr wenig human erscheinen, ist aber die einzig mögliche; man muss die Schildkröte erhängen. Dieser Prozedur darf keine Betäubung mittels Chloroform vorhergehen, wie es sonst bei höheren Tieren geschieht, weil sich die Schildkröte in ihrem Haus verstecken würde und dann, nach eingetretener Leichenstarre, nicht mehr intakt hervorgeholt werden könnte. Man muss also mit einer vorbereiteten Schlinge in einem günstigen Augenblick den Hals der Schildkröte fangen und sie dann aufhängen. Bald erlahmt die Kraft, die den ganzen Körper am Halse zu tragen, hat und die Schildkröte lässt sich soweit sinken, als es die Länge des Halses erlaubt. Nun liegt der Kopf frei und man kann durch chloroformgetränkte Watte, die man auf die Nasenlöcher legt, den Todeskampf lindern. In meinem Fall konnte ich das betäubende Mittel entbehren, denn sowie der Hals freilag, schnitt ich ihn mit einer starken Schere durch und tötete so das Tier augenblicklich.

Drei Landschildkröten waren meine Opfer, die Clemmys-Exemplare setzte ich in Freiheit, nachdem ich sie als die gewöhnliche Art

C. caspica erkannt hatte. Das Aufsägen der Schalen, das Ausweiden und Zerlegen nahm geraume Zeit in Anspruch; in den Kloaken der drei Stücke fand ich eine Menge Nematoden, Würmchen von etwa 15 mm Länge, die ich sorgfältig konservierte. Das Fleisch wurde in kleine Stücke zerschnitten und mit Reis und Pfeffer gedämpft. Mein armenischer Wirt war entsetzt über den Gedanken, Schildkröten zu essen, und weigerte sich entschieden, seine Teller und Kessel dazu herzugeben; aber meine Aluminiumfeldküche, die ich mit Erlaubnis des Herrn Sacharianz aus meinem Gepäck holen durfte, überhob uns dieser Schwierigkeit. Wir gewannen soviel Fleisch von den drei Tieren, dass es zu zwei reichlichen Mahlzeiten für mich und Weichbold langte. Abdull entzog sich dem Genuss unter Berufung auf seine Glaubensvorschriften; ich fand den Geschmack, der sehr an Kaninchenfleisch erinnert, recht angenehm.

Ich hatte in Dschulfa bereits bekannt machen lassen, dass ich mir überbrachte Tiere welcher Art immer, Haustiere ausgenommen, mit guten Preisen bezahlen wollte, und liess nun durch Abdull neuerlich einen Tarif verkündigen, in dem eine Prämie von 5 Kopeken für jede Wüstenspinne oder gelben Skorpion festgesetzt war, für schwarze Skorpione 20, für Schlangen 25 und für Springmäuse 50 Kopeken. Man brachte mir aber nur Heuschrecken und Käfer, deren ich schon genug besass.

Ich war abends regelmässiger Gast bei Herrn Mnatzakaniantz geworden und traf dort meistens Asis Chan und Gulam Hussejn Chan, beides Leute, die der europäischen Kultur ebensowenig abhold waren, wie einem gelegentlichen Glas Bier oder Schnaps. Herr Mnatzakaniantz machte jeden Tag, wie wir es nannten, Beutezüge nach Russisch-Dschulfa und brachte allerlei Leckerbissen mit, wie z. B. Ochsenfleisch, Kartoffeln oder europäisches Brot und ich steuerte ab und zu von meinen Konservenvorräten bei. Ich war nun schon über eine Woche in Dschulfa, und noch liess sich das Ende meines Aufenthaltes nicht absehen. Als ich meinem neuen Freund wieder einmal mein kummervolles Herz ausschüttete und klagte, dass ich mein ganzes Leben in Dschulfa bleiben müsste, meinte er in seinem gemütlich gebrochenen Deutsch: »Nicht ganze Leben, aber Teil; Sie sind erst sieben Tage hier, ich aber sieben Jahre, und weiss nicht, wann wegkomme.« Das tröstete mich wieder etwas. Von der Cholera hörten wir nicht viel neues; es hiess nur, dass sie auch schon in Maragha und Urmia aufgetreten sei und in Täbris sehr stark wüte. In meinem Brief an das Konsulat hatte ich um genaue Auskunft gebeten und mir vorgenommen, nichts anderes zu glauben als diese authentischen Mitteilungen. Bei unsern abendlichen Gesprächen erfuhr ich manches über Land und Leute, besonders über den Grenzverkehr und den damit zusammenhängenden Schmuggel und sonstigen Missbrauch. Besonders gefiel mir eine Geschichte aus dem Zuckerhandel.

Die russische Regierung hat, um den russischen Zucker auf Kosten des westeuropäischen in Persien einzuführen, eine Exportprämie von 2 Rubeln auf das Pud (= 16 kg) gelegt. Infolgedessen kostet das Pud Zucker in Persisch-Dschulfa nur 4 Rubel, während man es in Russisch-Dschulfa mit 6 Rubeln bezahlen muss. Zu den 4 Rubeln kommt noch ein halber als Zoll, so dass der Ladenpreis auf persischer Seite mit einem weiteren Aufschlag von 50 Kopeken, die der Händler einsteckt, auf 5 Rubel kommt. Nun kaufen gewisse Leute in Persisch-Dschulfa Zucker zu 5 Rubel, schmuggeln ihn über den Araxes nach Russland zurück und verkaufen ihn zu 5½ Rubel an den russischen Händler, der ihn zum Normalpreis von 6 Rubeln verkauft oder ihn neuerlich nach Persien »exportiert«. Auch im Telegraphenwesen gibt es ähnliche Schliche. Eine Depesche vom europäischen Russland nach Teheran würde je nach der Entfernung 24 bis 52 Kopeken per Wort kosten. Innerhalb Russlands kostet jedoch das Wort bloss 5 Kopeken, und etwa ebenso hoch ist die Taxe innerhalb Persiens. Nun sitzt in Russisch-Dschulfa ein freundlicher Mann, der sich aber bisher unentdeckt gehalten hat. Dieser Mann empfängt Telegramme aus Russland, bringt sie persönlich über die Grenze oder merkt sie sich auswendig, und gibt sie in Persisch-Dschulfa neu auf. Es ist klar, dass dadurch viel Geld zum Nachteil der beiden Regierungen erspart wird, und es ist schwer, unter den grösstenteils chiffrierten Depeschen diejenigen herauszufinden, die auf die billige Weise befördert werden. Auch steht diesem Verfahren gesetzlich nichts im Wege, da jeder Mensch Depeschen aufgeben kann, wo und wohin es ihm beliebt.

Ueber das nordpersische Kurdistan, das ich auf meinem Weg von Urmia nach Wan durchreisen sollte, erfuhr ich wenig erfreuliche Dinge. Vor wenigen Tagen war ein englischer Missionar zwischen Urmia und Khoi von Kurden ermordet worden, und der englische Konsul von Täbris war nach Urmia abgereist, um die Verfolgung der Mörder zu leiten. Dass armenische Dörfer von Kurden überfallen wurden, schien ein alltägliches Ereignis, und aus türkischem Gebiet hatten reisende Kaufleute von blutigen Kämpfen zwischen Türken und Armeniern gemeldet. In der Tat, wenn nun zur Cholera noch Krieg und Aufstand kam, war es wenig einladend, gerade in diese Gegenden zu reisen. Aber durch blosse Gerüchte durfte ich mich von meinem Vorhaben nicht abhalten lassen. In Täbris wollte ich das Nähere sehen und danach meine Entschlüsse fassen. Allerdings hing meine ganze Reise in der Luft, falls alles, was man mir erzählte, auf Wahrheit beruhte, aber ein bischen Gefahr kann man schon bestehen, und vor Gespenstern soll man nicht davonlaufen. Wenn wir abends, nach des Tages Hitze auf dem Dache des Telegraphenamtes sassen oder lagen, vergingen bald alle Sorgen vor dem Zauber, der uns umgab. Der herrlich klare Himmel, der Mond, der sich im breiten Fluss widerspiegelte, die

feierliche Stille der Wüste, die sich bis zwischen die wenigen Häuser herein erstreckte, liessen kein anderes Gefühl aufkommen, als andächtige Bewunderung der Natur. Wir sprachen Viertelstunden lang kein Wort, alle gleich ergriffen von der wundersamen, traurigen Schönheit der Szenerie. Der Wind sang in den Drähten, die auf dem Dach zusammenliefen, und nach Süden zu verloren sich allmählich die Eisenträger im Dunkel, die den weltumspannenden Metallfaden durch die Einöde führen. Dann nahm Asis Chan seine Laute und griff leise Akkorde, mit halblauter Stimme eines der fremdartigen, schwermütigen Lieder seiner Heimat singend. Still hörten wir andern zu; eine Mondscheinnacht auf dem Dache eines persischen Hauses, bei Saitenspiel und weichem Gesang — wie leicht ist diese Stimmung zu erfassen, wie unvergesslich ist sie dem Fremdling, der sie zum erstenmal geniesst, und wie schwer sind die tausend Gedanken und Gefühle wiederzugeben, die ihn erfüllen! In solchen Momenten schämt man sich, je mit dem Schicksal unzufrieden gewesen zu sein. —

Am 1. Juli unternahm ich mit Weichbold eine grössere Exkursion nach den Sandsteinbergen im Westen, südlich vom oberen Araxesdurchbruch. Der Tag war heiss, und selbst in der Ebene, wo der ständige Ostwind Kühlung brachte, brannte die Sonne sehr ausgiebig nieder. Zwischen den sonndurchglühten Sandsteinfelsen aber, in deren Klüften die heisse Luft zitternd lag, herrschte eine fast unerträgliche Temperatur. Der Sonne voll ausgesetzte Partien waren heiss, wie die Wände eines Kachelofens in vollem Brand, und die grösste Dürre machte sich allenthalben bemerkbar. Selbst unter grossen Steinen war die Erde so trocken wie ein frisch gebrannter Ziegel. Wir erkletterten einige Höhen der rötlichen Felsberge, die in ihrer Bildung an die sächsische Schweiz erinnern, mit Türmen, Zinnen und Kanzeln, in deren Nischen zahllose Vögel nisteten, meist der Familie der Accentoriden oder Flühvögel angehörig. Ueber den Höhen kreisten, oft in unserer nächsten Nähe, einige grosse Geier, die ich aber nicht genauer erkennen konnte. Mit der Flinte wäre es ein leichtes gewesen, einen von ihnen herunterzuholen, aber die lag fest im Zollamt, und einige Revolverkugeln hatten nur den Erfolg, dass aus allen Ecken Schwärme von kleineren Vögeln laut schreiend aufflogen, um sich auf dem nächsten Felsen wieder niederzulassen. Eidechsen waren häufig, besonders die Dornechsen fuhren mit ihren sonderbar zappelnden Bewegungen aus der Ruhe des Sonnens auf und flohen unter grosse Steine, wo sie unerreichbar waren. Zwei von ihnen konnte ich jedoch mit der Hundspeitsche erlangen, so dass sie einen Augenblick gelähmt waren; der nächste sah sie bereits im formolgefüllten Glas. Auch eine Echse der Gattung Eumeces wurde erbeutet, neben den gewöhnlichen Wüstenspinnen, Käfern und Skorpionen. Leere Schneckengehäuse fanden wir in ziemlicher Anzahl, auch eine lebende Schnecke, die aber einen Deckel vor ihr Haustor gebaut hatte, um sich

das bischen Feuchtigkeit, das in ihr war, möglichst lange zu erhalten. Die zum Teil noch ganz frische Losung von Wildziegen fanden wir an vielen Stellen, und in einer Kluft lag auch ein Horn, das auf Capra caucasica schliessen liess. Von den Tieren selbst jedoch konnten wir nichts entdecken, trotzdem wir alle Winkel der Berge mit dem Feldstecher scharf absuchten. Auch von Springmäusen, die ich in diesen nie von Hirten oder Reisenden betretenen Bergen, beziehungsweise in den sandigen Niederungen derselben anzutreffen gehofft hatte, fand ich nur ein Schädelfragment im Gewölle eines Raubvogels. Wir kletterten trotz der glühenden Hitze über drei Stunden im Gefels umher und bewerkstelligten dann einen recht unangenehmen Abstieg durch ein ausgetrocknetes Wildbachbett, das uns in nördlicher Richtung an den Araxes brachte. An einer Stelle, wo das Wasser leidlich klar war, gestattete ich uns nach einigem Zögern je einen Schluck Flusswassers; es war bratofenheiss unter der sengenden Sonne, und alle verfügbare Flüssigkeit des Körpers war in den letzten Stunden durch die Schweissporen gelaufen; der Mund war trocken wie Löschpapier; ich konnte mir eine bescheidene Vorstellung davon machen, was es heisst, wirklich Durst zu leiden. Mit dem Trunk aus dem Araxes sollte, das nahm ich mir fest vor, für die Zeit in Persien der letzte Schluck ungekochten Wassers für mich getan sein, und soweit dies in meiner Macht stand, auch für meine Leute; nur direkt quellendes Wasser sollte eine Ausnahme bilden. Dabei blieb es auch, wenngleich später oft der Durst und die Versuchung gross waren; aber mit der Cholera darf man nicht spassen, auch nicht mit Typhus oder dem Medinawurm. Ein langer, unmässig heisser Weg trennte uns noch vom Quartier, wo dann einige Flaschen Limonade in kürzester Zeit ihres schäumenden Inhaltes beraubt wurden. Bis 6 Uhr abends schlief ich dann friedlich auf meinem Feldbett, nachdem ich vom Maximumthermometer eine Höchsttemperatur von 37,5° im Schatten abgelesen hatte. Aber wir waren von 9 bis 4 Uhr in der schönsten Sonne gewesen, und ich glaube, dass ich für dort der Schattentemperatur ohne weiteres 12—15° hinzufügen darf. Um 6 Uhr abends war die Temperatur bereits auf 29° gesunken, und das Tagesminimum, das jedenfalls in die Zeit von 3—4 Uhr früh zu setzen ist, stand auf 24°, während um 6 Uhr früh das Thermometer 28,5° anzeigte. Es hiess allmählich, sich an die Hitze zu gewöhnen, denn der 1. Juli konnte kaum der wärmste Tag des Sommers sein.

Um 6 Uhr kam ein Bote von Mnatzakaniantz, der mir zwei Depeschen brachte, eine aus Petersburg, die andere aus Teheran! Jubel! Die Botschaft in Petersburg drahtete, dass der Befehl zur Freigabe meiner Waffen ergangen sei, die Gesandtschaft in Teheran teilte mir mit, dass das Zollamt in Persisch-Dschulfa beauftragt sei, »accorder facilités«. Ich stürzte mit dem Papier zu Herrn Sacharianz, der sein Schläfchen hielt, und rüttelte

ihn aus seinen Träumen, und er mich, denn bei ihm war keinerlei Nachricht eingetroffen, und ohne direkten Auftrag konnte er nichts machen. Meine Freude war natürlich bedeutend gedämpft, aber ich war nun sicher, dass die morgige Post die ersehnten Dokumente bringen würde, und auf jeden Fall konnte ich wenigstens meine Gewehre und Revolver über die Grenze holen; von meinem kleinen Taschenrevölverchen hatte ich der russischen Behörde gegenüber geschwiegen, da ich doch nicht ganz ohne Waffe bleiben wollte; dies als nachträgliches Geständnis.

Am folgenden Morgen schickte ich Abdull nach dem russischen Zollamt, um die Waffen zu holen; nach einer Stunde kam er leer zurück; auch dort war noch keine Nachricht angelangt! Mein kleiner Wutanfall half nichts; nun war der 4. Juli mein nächster Hoffnungstermin. Meinem Reiseprogramm nach sollte ich an diesem Tag bereits Täbris verlassen und die verlorene Zeit war doppelt kostbar, weil ich nicht wissen konnte zu welchen Aenderungen meiner Route mich noch Cholera und Kurden zwingen konnten. Ich dachte daran, Täbris zu streichen und von Dschulfa direkt nach Urmia zu reisen, wodurch ich sechs Tage erspart hätte. Aber einerseits musste ich dann auf die interessante Stadt verzichten, ebenso wie auf Maragha, und anderseits hatte ich in Täbris Geld zu beheben und erwartete dort die Papiere aus Konstantinopel, die über meine Pläne in betreff der Reise nach Wan entscheiden sollten. Alles war unsicher, nichts konnte ich bestimmt voraussehen, und doch hatte ich mich in Teheran wirklich rechtzeitig angemeldet. Ich war sehr unzufrieden.

Abends lernte ich den Ingenieur Sultanoff kennen, der den Strassenbau im Defilee von Daradiss leitete und sich jetzt zwei Tage Ruhe gönnte. Herr Sultanoff, der gut französisch sprach, hatte drei Jahre an der mandschurischen Bahn gearbeitet, hatte Indien und Ceylon bereist und wusste über alles sehr anziehend zu erzählen. Die Strasse nach Täbris ist der Vorläufer einer Bahnlinie, die dann gebaut werden soll, wenn die fast fertig gestellte Strecke Eriwan-Dschulfa vollendet ist. Bei der persischen Bevölkerung stösst das Projekt auf grossen Widerwillen und wird daher geheim gehalten; doch ist für den Kundigen sofort zu sehen, dass diese Strasse, die auf einem so festen Unterbau mit Dämmen und Einschnitten geführt und im Daradiss durch einen Tunnel gelegt wird, nur der Boden ist, auf den man jederzeit sehr rasch Schienen legen kann. Aber es mag noch einige Jährlein dauern, bis Täbris Bahnstation ist und in Dschulfa »Zollrevision, 20 Minuten, alles aussteigen!« gerufen wird.

In Russisch-Dschulfa wurde am 4. Juli für alle aus Persien kommenden Reisenden eine fünftägige Quarantäne angeordnet. Gleichzeitig erfuhr man offiziell, dass Täbris und das ganze nordwestliche Persien vorläufig noch seuchenfrei seien. Das war gut, aber mir blühte jetzt die Aussicht, später bei meiner Rückkehr aus Persien ebenfalls Quarantäne halten zu müssen;

ganz abgesehen davon, konnte niemand voraussehen, wie die Türkei ihre Grenzen gegen Persien sichern würde, und ob der Uebertritt am Ende nicht ganz verboten wurde. Dabei war ich noch immer ohne Nachricht! Um wenigstens irgend etwas zu unternehmen, sandte ich zwei neue Depeschen ab und habe mich wahrscheinlich bei den österreichischen Legationen in Petersburg und Teheran dadurch sehr wenig beliebt gemacht, was aber auf Gegenseitigkeit beruht. Gegen Abend mietete ich zwei Pferde und ritt mit Weichbold nach dem Daradiss und zurück. Dort war beim Strassenbau eine ziemlich starke Quelle angefahren worden, in deren Abfluss ich einige Süsswasserkrabben (Telphusa) und eine Würfelnatter (Tropidonotus tesselatus) erbeutete. Auf dem Heimweg fing ich auf der Steppe eine zweite Schlange, eine Natter der Gattung Coelopeltis. Abends war wieder »Sitzung« bei Mnatzakaniantz; die persischen Herren hatten eine in Tiflis gedruckte tatarische Zeitung, in der ein Artikel über moderne Geschütze enthalten war. »Zum Abfeuern der grössten Kanonen«, hiess es darin, »werden nur Freiwillige verwendet, denn meistens stirbt der, der das Geschütz abzieht, durch den blossen Knall.« Aber zur Ehre der beiden Perser sei gesagt, dass sie beide über die Geschichte lachten. Mitten in die Lektüre fiel ein grosser Galeodes, der auf einem Vorhang hinaufgeklettert war und oben seinen Halt verloren hatte. Nach einer aufregenden Jagd wurde die widerliche Spinne mit einer Zigarettenschachtel gefangen und hingerichtet. Man war in Dschulfa nirgends sicher vor diesen Tieren.

Als ich heimkam, überraschte ich meinen Abdull bei der Tätigkeit des Bartfärbens. Aus dem grünen Reng-Pulver, das überall in den Basars feilgehalten wird, bereitete er sich mit Essig einen Brei, den er dick auf seinen sonst etwas stark melierten Bart strich. Beim Trocknen wird die Substanz tiefschwarz und wird alsdann herausgekämmt. Abdull schien dieses Toilettengeheimnis ängstlich hüten zu wollen, denn er schämte sich sehr, als ich dazukam. Um sich zu rehabilitieren, sprach er einen deutschen Satz, den ich aber erst mit Weichbolds Hilfe verstehen konnte. »Hond Matöss schloff, gott, gott« bedeutete nämlich »Hund Matthias schlafen, gut, gut« oder »die Hunde (Prinz und Sherry) schlafen gern bei Matthias«. Das war immerhin ein Anfang; später lernte er manches dazu.

Am Morgen des 6. Juli kamen endlich die langersehnten Depeschen, und ich holte frohen Herzens meine Gewehre, die mir aber nur gegen die Versicherung übergeben wurden, sie alle nach Möglichkeit wieder nach Russland zurückzubringen, damit keines in Persien bleibe. Auch die persische Erlaubnis hatte ihre Einschränkung; mein Gepäck musste plombiert nach Täbris geschafft werden; dort sollte der französische Konsul, der seinen auf Urlaub befindlichen österreichischen Kollegen vertrat, das weitere veranlassen. Bereitwilligst ging ich auf alles ein und bestellte

einen Reise- und einen Gepäckwagen für den nächsten Morgen. Zum Pferdekaufen war nicht mehr Zeit und vorher hatte ich es nicht tun wollen, weil ich nicht wusste, ob und wann ich weiterreisen konnte. Jetzt setzte ich alle Hoffnungen auf Täbris, liess meine Sachen verladen und brachte den Rest des Tages teils bei Mnatzakaniantz, teils bei Sacharianz zu. Der liebenswürdige Herr Mnatzakaniantz, der mir soviel Freundschaft erwiesen hatte, gab mir noch Empfehlungsbriefe an die deutschen Missionen in Urmia und Khoi und war sogar am nächsten Morgen schon auf, um mir nochmals gute Reise zu wünschen. Nach herzlichem Abschied stieg ich in meinen Wagen. Der Gepäcks-Fourgon war bereits zwei Stunden vorher abgefahren, aber wir rechneten darauf, ihn und Abdull, unter dessen Hut er war, noch im Daradiss einzuholen. Noch ein letzter Händedruck, dann zogen die vier Gäule an und der Wagen rasselte aus Dschulfa hinaus, den Bergen zu.

Die wenigen Kilometer Ebene, die Dschulfa von der Daradiss-Enge trennen, hatten wir rasch durchmessen, und bald schlossen sich die Berge immer fester um das schluchtartige Tal zusammen, in das wir nun einfuhren. Die erkennbare Strasse ging ohne viel Zwischenstufen in das Bachbett über, das nahezu wasserleer war. Auf dieser primitiven Fahrbahn suchte der Kutscher nun seinen Weg, den übermässig grossen Geröllblöcken nach Möglichkeit ausweichend, über die kleineren rücksichtslos hinüber holpernd. Wo der Bach stark von Felsen eingeengt war, waren mitunter so schmale Passagen, dass die vier Pferde, die alle in einer Reihe eingespannt waren, unmöglich nebeneinander Platz hatten und aus den Strängen gelassen werden mussten, um am Felshang entlang zu gehen, ähnlich wie Pferde, die vom Ufer eines Flusses aus einen Kahn stromauf ziehen. Die neue Strasse wird jedenfalls einem sehr gerechtfertigten Bedürfnis abhelfen. Schon in der Ebene hatte sie auf immer höher anwachsendem Unterbau, schliesslich auf einer Art Viadukt eine Niveaudifferenz dem umgebenden Terrain gegenüber erreicht, die ihr den Eintritt in das Defilee bereits etwa 12—15 m über der Sohle des Bachbettes ermöglichte, so dass für sie die ersten Steigungsschwierigkeiten entfielen. Nur in einem Land, dessen Bevölkerung die Eisenbahn nur dem Namen nach kennt, war es möglich, diese kunstvoll gearbeitete Verkehrsanlage für eine gewöhnliche Chaussee auszugeben. In der Schlucht selbst führt die Trasse an der Felslehne sanft und stetig bergan, auf fest gemauerten Brücklein kleine Seitengräben übersetzend, einmal auch das Bachbett überquerend; an dieser Stelle war aber von den Anfängen einer Brücke noch nichts zu sehen. Weiter oben führt die neue Linie mitten auf einen vorspringenden Felsberg los, vor dem sie plötzlich aufhört, um einige hundert Meter dahinter ebenso unvermittelt wieder anzufangen. Ein kleiner Stollen, der hier in den Berg getrieben war, ein Lokomobil und einige Arbeiter-

zelte liessen darauf schliessen, dass man sich hier mit dem Herstellen eines Tunnels beschäftigte. Auf meine Veranlassung versuchte der Kutscher einmal, ob man nicht schon auf dem neuen Weg fahren konnte, aber es zeigte sich rasch, dass die Strassendecke noch nicht fahrbar und überdies wiederholt durch kleine Gräben, die noch der Brücken entbehrten, unterbrochen war. So mussten wir schon in unserm Bachbett bleiben, das mit seinen zahlreichen Engen und launenhaften Krümmungen eine zwar interessante und abwechslungsreiche, aber durchaus unbequeme Verkehrsader darstellte. Meistens gingen wir zu Fuss, da wir auf diese Art schnell genug und weniger gerüttelt vorwärts kamen. Wiederholt kamen wir an Stellen, durch die der Wagen nur durch die äusserste Anstrengung der vier Pferde und halb auf der Seite liegend durchgebracht werden konnte; ich zerbrach mir den Kopf darüber, wie es die Fourgonleute angestellt hatten, ihren schwer beladenen und plumpen Wagen da vorbei zu bekommen, und ich erwartete jeden Augenblick, meinen »Train« an irgend einer Biegung umgestürzt oder wenigstens mit einem Radbruch zu erblicken. Aber nichts ähnliches ereignete sich, vielmehr mussten die Leute sogar sehr rasch vorwärtsgekommen sein, da wir sie noch immer nicht eingeholt hatten. Allmählich hörte die neue Strasse auf und ihr künftiger Verlauf war nur mehr durch gelegentliche Steinpyramiden oder in die Erde gerammte Pflöcke bezeichnet. Die Steigung wurde immer stärker, das Tal immer enger, wilder und romantischer. Steile Felsmauern schlossen den Weg von beiden Seiten ein, und ab und zu konnte man wie durch einen langen Kanal nach einem Stückchen der Ebene von Dschulfa zurückblicken, die schon tief, wohl über 300 m, unter uns lag. Die Bahnlinie wird seinerzeit wahrscheinlich in den Reisehandbüchern ein Sternchen erhalten, denn die Szenerie gibt der des Enns-Gesäuses oder des unteren Teiles der nördlichen Gotthardstrecke an wilder Schönheit wenig nach. Im Frühling ist jedenfalls auch der Bach sehr stark, und der Kutscher sagte, dass zeitweise der Verkehr mit Wagen durch das Daradiss dann ganz unmöglich ist und die Reisenden auf Kamelen oder Pferden kilometerlang im rasch strömenden Wasser stromauf oder sogar stromab reiten müssen.

Schon begann sich die Gegend vor uns zu einer Talöffnung zuzubereiten, und noch bevor wir das Ende der Schlucht erreichten, fing wieder ein vom Flussbett unabhängiger Fahrweg an. Hier überholten wir den Fourgon, der den schwierigsten Teil des Weges glücklich ohne Zwischenfall hinter sich gebracht hatte. Es wurde den Pferden eine kleine Rast vergönnt, denn es war bereits 11 Uhr geworden, und seit $6^1/_2$ Uhr früh waren wir unterwegs. Die Hitze, die ziemlich bedeutend war, wurde durch den kühlen Luftzug, der das Tal herabkam, sehr gemildert. Um 6 Uhr früh hatte ich 26° gemessen, und als wir das Ende des Tales er-

reichten, waren es bereits 30 geworden. Die Hochfläche, die wir jetzt betraten, sah aus wie ein riesiger Teller von etwa 15 Kilometern Durchmesser, dessen Rand an zwei Stellen ausgeschlagen war. Durch die eine Stelle hatten wir eben die Tellerfläche betreten, die zweite lag am Horizont uns gerade gegenüber. Es war offenkundig der Grund eines ehemaligen Sees, über den wir nun rasch dahinfuhren, und die Schlucht von Daradiss der Abfluss des Beckens. Die Pferde, froh, das anstrengende Steigen in dem Gerölltal hinter sich zu haben, liefen nun aus Leibeskräften, und es sprach sehr für die Geschicklichkeit des Kutschers, dass der Wagen trotz der zahllosen unvorhergesehenen Gräben und Unebenheiten nur selten auf weniger als drei Rädern fuhr; alle vier allerdings berührten kaum jemals gleichzeitig den Boden. Der Packwagen war wieder zurückgeblieben, aber das konnte er ruhig tun, da meine Kisten ohnedies plombiert waren und ich daher nichts aus ihnen entnehmen konnte. Schon von weitem hatten wir eine grosse Ruine erblickt, die an der Strasse stand, und beim Näherkommen zeigte es sich, dass es sehr wohlerhaltene Reste eines grossen, festungsartigen Gebäudes waren. Wie der Kutscher sagte, war es ein altes Karawansarai, erbaut von Schach Abbas. Dieser den Erbauer betreffende Zusatz war damals für mich noch nötig; später merkte ich, dass fast alle nennenswerten Moskeen, Schlösser, Brücken, Festungen usw., die nicht aus der jüngsten Zeit stammen, dem Schach Abbas ihre Entstehung verdanken, der von 1586 bis 1628 herrschte. Seither scheint bis auf Nasr-ed-Dins Zeiten für das Land sehr wenig geschehen zu sein, um so mehr aber unter der Regierung dieses und des gegenwärtigen Schachs. Der fast völlige Mangel bedeutender Bauten in der Zwischenperiode führt deutlich vor Augen, wie sehr das Land von der fortschrittlichen oder gemeinnützigen Gesinnung seines Herrschers abhängt, und die Verehrung, die das Volk für Abbas und Nasr-ed-Din Schach bekundet, ist ein sprechender Beweis für die Dankbarkeit der Nation. Dass viele Leute mit den gegenwärtigen modernen Bestrebungen der Regierung nicht einverstanden sind, braucht niemand wunderzunehmen; denn wo ist das Land — ausser Japan —, in dem sich nicht die Bevölkerung, in erster Linie aber die Priester, den besten Neuerungen lange Zeit dickköpfig widersetzten? Die Bahnlinie Dschulfa—Täbris beispielsweise, deren geplanter Bau der Bevölkerung sogar geheim gehalten werden muss, wird zwar eine Anzahl Kutscher und Tschärwadars (Kamel-Transportunternehmer) nötigen, sich ihr Brot auf anderm Gebiet zu suchen, wird aber die in Persien schon unentbehrlichen europäischen Produkte ungemein verbilligen, ein Nutzen, der der Gesamtheit zugute kommt. Hauptsächlich wird freilich Russland davon profitieren, ganz abgesehen davon, dass eine Bahnverbindung aller Teile Russlands mit diesem reichen und wichtigen Teil Persiens eine grosse politische Bedeutung für das Zarenreich hat.

Allein nicht nur aus diesem Grunde unterstützt und fördert, ja ermöglicht überhaupt die russische Regierung das Zustandekommen des neuen Schienenweges, sondern auch deshalb, weil dann die russischen Industrieprodukte jede andere europäische Konkurrenz für Nordpersien unbedingt totschlagen werden. Der Transit europäischer Waren durch Russland ist untersagt und daher Batum als Hafen für den persisch-westeuropäischen Handel ohne Bedeutung. Der zweite Hafen, der in Betracht kommt, ist Buschir im Persischen Golf und dann noch Bender Abbas in der Strasse von Ormus. Diese beiden Plätze kommen jedoch nur für den Verkehr mit Südpersien in Betracht, denn der über 800 bezw. 1200 km lange Landweg von Buschir nach Teheran oder Täbris würde die Ware zu sehr verteuern. Derart ist der kürzeste und beste Weg für westeuropäische Güter nach Täbris der über Trebisonde, wobei nur 700 km Landweg zu bewältigen sind. Da Russland für Teheran die Wasserwege der Wolga und des Kaspischen Meeres benutzen kann, hat es für diesen Platz von vornherein ein prae, und dem Konkurrenzweg Trebisonde—Täbris stand bisher der ebenso lange Weg Batum—Täbris gegenüber. Seit in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Bahn von Batum bis Tiflis und seit 1902 sogar bis Eriwan gebaut wurde, verminderte sich die mittels Karawane zu bewältigende Distanz für die russischen Produkte auf etwa 400 km. Unter diesen Umständen konnten die westeuropäischen Waren den russischen, dank ihrer besseren Qualität und billigeren Preise, immerhin noch erfolgreiche Konkurrenz machen, trotz des Transitverbotes; wenn aber Russland in der Lage sein wird, seine Erzeugnisse per Bahn bis an die persische Grenze und bis Täbris selbst zu bringen, während die anderer Länder auf den Weg über Trebisonde angewiesen bleiben, auf dem sobald keine Bahn führen wird, so wird Aserbejdschan rettungslos eine handelspolitische Provinz Russlands werden, das sich auch durch Bergbau-Unternehmungen, Errichtung von Bankfilialen usw. immer mehr in Nordwestpersien festsetzt. Natürlich alles nur, solange das russische Transitverbot besteht; aber dieses wird Russland freiwillig nicht aufheben, ausser wenn es bereits so festen Fuss gefasst hat, dass es die westeuropäische Konkurrenz nicht mehr zu fürchten braucht.

Das alte Karawansarai Abbas Schachs also war noch recht gut erhalten, aber nicht mehr in Betrieb. Seine Lehmmauern, seine vier Rundtürme und das hohe, ehemals bunt bekachelte Portal umschliessen nur mehr ein Stück Steppe mit verstreuten Trümmern. An seiner Stelle ist drei Kilometer weiter gegen Süden die kleine Ansiedlung Chala Tschuchân entstanden, die wir bei drückender Hitze kurz nach 12 Uhr mittags erreichten. Ich stellte das Thermometer an den kühlsten Platz, den ich finden konnte, in den Schatten einer mächtigen Platane, dicht an einem kleinen Wasserlauf. Trotzdem wollte es nicht unter 31,5 sinken, und als

ich es dann in die Sonne stellte, stieg es sehr bald auf 42°. Das Maximum im Schatten mass ich an diesem Tag mit 39°. Ich hatte mir aus Dschulfa meine Lederfeldflasche, mit kaltem Tee gefüllt, mitgenommen; der Tee war natürlich mehr als lauwarm, aber der reichliche Zusatz von kristallisierter Zitronensäure, den ich ihm gegeben hatte, verlieh ihm dennoch eine etwas erfrischende Wirkung. Während neuer Tee und Eier gekocht wurden, zog ich unter den Bäumen auf Beute aus und erbeutete dank der Fertigkeit, die ich mir in der Handhabung der Hundspeitsche



15. Karawane im Araxes.

angeeignet hatte, eine Feldmaus und ausserdem eine Riesenheuschrecke von 14 cm Länge.

Chala Tschuchân war eine kleine Oase von wenigen hundert Metern im Umfang und beherbergte in seinen 4—5 Häuschen etwa 40 Menschen, die alle neugierig um mich herumstanden. Wenn sie zu zudringlich wurden, liess Weichbold für einen Augenblick die beiden Hunde los, die durch ihr energisches Losgehen die Eingeborenen in halb ärgerliche, halb lachende Fluchtbewegungen versetzten. Es war merkwürdig, welchen Respekt die Leute, die doch an riesige und wirklich bissige Köter gewöhnt sind, vor meinen beiden kleinen Foxterriers hatten. Nach einer halben Stunde kam der Packwagen nach, rastete eine Stunde und fuhr dann wieder voraus. Da wir an diesem Tag doch nicht weiter als bis

6*

Marand fahren konnten, liess ich bis gegen 3 Uhr rasten, dann fuhren wir weiter. Bald kamen wir an den südlichen Rand der Ebene, und über eine kleine Wasserscheide gelangten wir in das tief eingeschnittene Tal des Silbir Tschai, das hier in ostwestlicher Richtung fliesst, um sich später gegen Norden dem Araxes zuzuwenden. Einige Bewässerungskanäle ermöglichten in dem Tal einen bescheidenen Gerstenbau und die Leute waren eben mit der Ernte beschäftigt. Ich sah mir die Sense eines der Arbeiter an und entdeckte darauf zu meiner patriotischen Freude als Erzeugungsort Wolfsberg in Kärnten angegeben. In Tábris fand ich später neben den wolfsberger Sensen auch noch solche aus Spital am Pyhrn; hier hat also noch die alte norische Eisenindustrie ein Absatzgebiet, das der Konkurrenz bisher standgehalten hat.

Noch ein Höhenzug war zu übersetzen, dann erblickten wir im Tal vor uns einen Wald, der von einer Mauer umschlossen war. Das war die Stadt Marand, und ich lernte hier zum erstenmal das Bild einer kleineren persischen Stadt aus der Entfernung kennen. Häuser sah man vorläufig noch nicht, nur Bäume, aber Bäume sind in diesem Land etwas so seltenes, dass ihr Anblick herzerfreuend wirkt; und nun gar ein kleiner Wald und die Aussicht, in diesem Wald eine Ortschaft zu finden, hoffentlich auch ein gutes Quartier, Kühle unter rauschenden Blättern nach der heissen Dürre der Steppe, erfüllte mich mit grossem Vergnügen. Wir kamen näher und fuhren durch ein festes Tor ein; erst sah man nur Bäume, dann tauchten rechts und links Häuschen zwischen ihnen auf, und endlich kamen wir in eine prächtige Allee aus hohen Silberpappeln, die rechts und links von Lehmhäusern eingefasst war. Mitten auf der Strasse floss ein munteres Bächlein, an dessen Rand Hühner und Tauben, Schafe, Hunde und schreiende kleine Kinder sich durcheinander tummelten. Ueberall herrschte frische Kühle, Schatten, es war ein reizendes Bild.

Wir fuhren langsam die Allee entlang, um das Karawansarai zu finden und kamen an einen mit Nussbäumen, Platanen und Weiden bestandenen Platz. Auf einer Erhöhung war ein schönes Zelt aufgeschlagen und unter diesem sass auf einem Stoss von Kissen, umgeben von Dienern und andern respektvollen Personen ein würdiger älterer Mann in persischer Tracht, offenbar ein grand personnage. Ein Diener kam herbei und richtete an mich einige Worte, die ich natürlich nicht verstand. Ich beauftragte Abdull, mit dem Diener zum Zelt zu gehen und dem Herrn meinen Gruss zu überbringen und Abdull kam sofort mit der Meldung zurück, dass der Sutschan Nisam (Gouverneur) von Marand, Schütschür Chan, mich einlade, in seinem Hause zu wohnen. Das liess sich hören; ich stieg aus dem Wagen und begrüsste mit grosser Würde, um meine Quartierbedürftigkeit nicht allzudeutlich zu zeigen, den hohen Herrn, der mich sofort zum Sitzen auf rasch herbeigeschafften

Polstern einlud und die Konversation mit »Bonjour, monsieur« einleitete. Hocherfreut, einen französisch sprechenden Menschen zu finden, gab ich diesem Gefuhl auf französisch Ausdruck, merkte aber sofort, dass meines Wirtes Kenntnisse in dieser Sprache nicht viel über »bonjour, monsieur« hinausreichten. Also wurde Abdull als Dolmetscher zugezogen, während der Packwagen unter Weichbolds Führung nach dem Haus des Chans dirigiert wurde.

Kaum hatte ich mich gesetzt, hatte ich auch schon ein Glas Tee und eine bereits angezündete Zigarette in der Hand, durfte aber mein



16 Rastort Chala Tschuchän.

Unbehagen über die letztere Art der Höflichkeit beileibe nicht merken lassen. Nach den ersten Fragen über Namen, Herkunft, Zweck und Ziel der Reise lud mich der Chan ein, nach seinem Haus zu fahren; er selbst würde sofort folgen. Sein Sohn sprang auf das Trittbrett und in zwei Minuten hielten wir vor einem dicht von Bäumen umgebenen grossen Gebäude. Weichbold hatte bereits das Handgepäck hinaufschaffen lassen und die Kutscher und Pferde schickte ich ins Karawansarai, um meinem Wirt nicht zu sehr zur Last zu fallen. Dann wurde ich über eine schöne Holztreppe in den ersten Stock geleitet, dessen Fenster, wie alle übrigen im Haus, nicht die Strasse, sondern einen grossen Garten über-

blickten. Erst kam ich durch ein grosses Zimmer, das bis auf einen Filzteppich auf dem Steinboden leer war; darauf durch eine Eisentüre in einen zweiten Raum, der rechts und links Fenster hatte und ebenfalls ohne Möbel war; dafür waren Boden und Wände reich mit grossen, prächtigen Teppichen bester persischer Arbeit bekleidet. An diesen Raum schloss sich, bloss durch ein Rahmenwerk von Holz, Leinwand und bemaltem Glas von ihm getrennt, ein veranda-artiger Vorbau in den Garten, dessen Wände durch gazebespannte Holzrahmen hergestellt waren, ein reizendes, luftiges Gemach, das nach drei Seiten vom Garten umgeben war. Hier stand ein runder Tisch und mehrere Sessel aus gebogenem Holz mit Strohgeflecht. Dieser Raum sollte mein Quartier sein; man schaffte das Gepäck und das Feldbett herein, brachte Wasser zum Waschen und liess mich einige Minuten allein.

Dann erschien wieder der Sohn Schütschür Chans, mit ihm zwei ältere Männer und zwei Diener mit Tee und Zigaretten. Der junge Mann konnte keine fremde Sprache, und da Abdull anderwärts beschäftigt war, konnte kein Gespräch zustande kommen. Ich prunkte zwar mit meinen tatarischen Kenntnissen, indem ich das Zimmer als »tschoch jachschi« (sehr gut oder sehr schön) bezeichnete, aber das war alles. Eine Viertelstunde verstrich so, und wir beschränkten uns auf verbindliche Gebärden, Zureichen von Tee und Zigaretten, mit der beständigen Bewegung der Hand an die Stirne als Zeichen des Dankes, eine etwas eintönige Pantomime, die ihr Ende fand, als der Chan und noch zwei Würdenträger und mit ihnen Abdull eintrat. Nun kam eine russisch-tatarische Dolmetsch-Konversation zustande und der Chan begann mir sein Arsenal zu zeigen. Zu meiner Ueberraschung hatte er eine Colt-Browning-Repetierpistole, die viel schöner war, wie meine, obzwar er das Gegenteil behauptete. Ich hatte meinen Browning solange umgeschnallt behalten, bis mich der Chan in seinem Haus offiziell begrüsst hatte; dann hatte ich ihn demonstrativ abgelegt und einem Diener übergeben. Diese Höflichkeit fand den Beifall der Perser, den mir Abdull heimlich übersetzte. »Er weiss, was sich schickt, er ist ein gebildeter Mann« hatte der Chan über mich gesagt. Ausser der genannten Waffe besass der Chan einen einschüssigen Mauser-Militärkarabiner, einen Lefaucheux-Revolver und einen zum Schiessen eingerichteten Spazierstock. Gern hätte ich auch meine Waffen vorgeführt, zumal ich sicher war, mit meinen Repetierstutzen keine Schande aufzuheben. Aber diese waren in der plombierten Kiste, mit Ausnahme der Browningpistole und Weichbolds Revolver.

Dann brachte der Chan das Gespräch auf ein anderes Gebiet. Abdull hatte natürlich wieder erzählt, dass ich ein »hakim« sei, und der Chan wollte meinen ärztlichen Rat. Er litt an einer Krankheit, die

bei einem ordentlichen Ehemann nicht vorkommen soll, und ich hatte in meiner Apotheke den Fall auch nicht vorgesehen. Um aber etwas zu tun, schrieb ich einige Zeilen an den Feldscher in Dschulfa, bei dem ich ein geeignetes Mittel gesehen hatte, und riet dem Chan, sich durch einen Vertrauensmann dieses und die nötigen Verhaltungsmassregeln von dort kommen zu lassen. Gelegentlich seiner Dolmetscherdienste erzählte Abdull sehr pompös von meinen Verbindungen mit Ministern, Konsuln und Gouverneuren, von der dschulfaer Empfangsdepesche usw., und steigerte mein Ansehen dadurch scheinbar bedeutend. Dieses Herausstreichen meiner Persönlichkeit unternahm Abdull eigenmächtig und sagte mir, das müsse so sein, denn ich sei ja wirklich ein hoher Herr, ein grosser Gelehrter und der Freund mächtiger Leute. Ich schärfte ihm ein, nur ja keine Lügen zu erzählen, die mich in Ungelegenheiten bringen konnten und liess ihn im übrigen gewähren in der Erwägung, dass bei der an Superlativen reichen Sprache der Orientalen ohnehin 30 % des Gesagten als landesübliche Uebertreibung in Abstrich kamen. Der Chan erwies sich als ausserordentlich freundlich und liebenswürdig und äusserte wiederholt, das Haus sei nicht seines, sondern meines, ohne dass ich natürlich daraufhin mit dem Fortschaffen der Teppiche oder der Intabulierung einer Hypothek hätte beginnen können. Nach einer Stunde zogen sich die Perser zurück, man brachte drei Petroleumlampen und deckte den Tisch in europäischer Weise. Ich besah einen der Sessel von der Unterseite; er war von Thonet aus Wien, das Esszeug war von Krupp in Berndorf, die Lampen von Ditmar, alles österreichische Erzeugnisse. Das Menu bestand aus der üblichen Riesenschüssel Hammelpilaf und aus einem mir neuen Gericht, nämlich in Oel gebratenen, mit gehacktem Fleisch gefüllten Gurken. Nach dem Essen wurde in winzigen Schälchen schwarzer Kaffee serviert, der sehr stark, süss und mit Rosenessenz parfümiert war.

Nachdem ich meine Notizen beendet hatte, liess ich das Feldbett aufstellen und ging zur Ruhe. In dem luftigen, mückenfreien Raum schlief ich herrlich bis 4 Uhr früh. Um diese Zeit war die Abfahrt festgesetzt und man brachte uns noch trotz der frühen Morgenstunde ein reichliches Frühstück. Der Chan liess sich durch seinen Sohn entschuldigen, ich verteilte die erforderlichen »peschkesch« an die Dienerschaft, dann ging die Reise weiter. Der Gepäckwagen war bereits um 2 Uhr nachts abgefahren. Wir verliessen bald die Stadt und es begann eine lange Fahrt bergauf, im Tal eines fast leeren Flusses, einer bedeutenden Passhöhe zu. Die Gegend zeigte Spuren einstiger Vergletscherung jedenfalls diluvialen Ursprungs, Moränen und roches moutonnées. Die Passhöhe lag bei 1730 m, dann ging es einige Zeit lang eben und schliesslich führte der Weg in einem ähnlichen Tal bergab; bald kamen wir an eine etwa 2 km lange

Ebene, einen alten Seegrund, und an den Talhängen waren rundherum drei parallele horizontale Streifen, die ich für Strandlinien eines Glacialsees halte. Eine photographische Aufnahme der Gegend fiel leider ganz unzureichend aus. Am Ende des Seebodens setzte sich das Tal fort und bald erreichten wir das Städtchen Sofian, das wir aber nicht durchfuhren.

Wir rasteten in einem kleinen Karawansarai ausserhalb des Ortes und ich traf dort einen armenischen Herrn aus Täbris, der mit Frau und Kind vor der Cholera nach Russland flüchtete. Wie er mir sagte, war die Seuche in Täbris vor einigen Tagen ausgebrochen, ohne aber bedeutendere Dimensionen erlangt zu haben. Er hatte lange Zeit in Amerika gelebt, sprach daher vorzüglich englisch und war Bürger der Vereinigten Staaten. Von den Kurdenwirren erzählte er ganz unheimliche Geschichten und meinte, dass ich bestimmt, wenn nicht umgebracht, so doch mindestens ausgeraubt werden würde. Ich sollte übrigens in den von Kurden durchzogenen Gegenden nur ja keine Waffen tragen, da man mich sonst gerade der Waffen wegen überfallen würde. Mir schien es aber doch besser, zur Verteidigung bereit zu sein, statt bei etwas geringerer Ueberfallswahrscheinlichkeit gegebenenfalls völlig wehrlos zu sein. Wir konnten uns über diesen Punkt während der gemeinsam verbrachten halben Stunde nicht einigen.

Um 12 Uhr mittags setzten wir unsern Weg fort. Zur rechten öffnete sich die Gegend zu einer weiten Salzsteppe, und in der Ferne war ein nördlicher Ausläufer des Urmiasees zu sehen. Wir wandten uns nach Südosten und erreichten bald den Salian Rud, einen ausgetrockneten Zufluss des Urmiasees. Ueber das Flussbett führte eine ehemals sicher sehr schöne Brücke, die aber halb verfallen und durch eine ebenfalls zerfallene Holzbrücke ergänzt war; infolgedessen fuhren wir einfach durch den wasserleeren Fluss. Schon war Täbris zu sehen, aus der Ferne ein Wald, wie Marand, nur viel grösser. Es war gegen vier Uhr, als wir die Stadtgrenze erreichten, die gegen Norden zu durch das Bett des Adschi Tschai gebildet wird. Eine gut erhaltene, hochgewölbte Bogenbrücke führt über ihn hinweg, und jenseits der Brücke befindet sich ein Militärposten und eine Art Verzehrungssteueramt. Wir wurden angehalten, jedoch sofort wieder freigegeben, und ein Soldat ritt mit uns, um uns den Weg nach dem französischen Konsulat zu zeigen.

Die in Täbris stationierten Truppen tragen Uniformen oder wenigstens Fellmützen mit Sonne und Löwen, während auf dem Land die Soldaten sich in der Tracht nicht von den tatarischen Eingeborenen unterscheiden. Die Bevölkerung der Provinz Aserbejdschan ist nur zum geringern Teil persisch, meistens tatarisch; ausserdem gibt es noch zahlreiche Armenier, Syrer und im Gebirge Kurden. In der Tracht unterscheidet sich der Perser, der auch an den regelmässigen Gesichtszügen,

den ausdrucksvollen Augen und der starken gekrümmten Nase leicht kenntlich ist, sehr von den Tataren, die in noch viel ausgeprägterem Mass wie die Osmanen den mongolischen Typus aufweisen. Während die Tataren halbkugelige Mützen aus graugelbem Filz tragen, meistens mit einem lichten farbigen Tuch umwunden, ist der echte Perser von seiner schwarzen Lammfellmütze buchstäblich unzertrennlich; nur zum Schlafen wird sie abgelegt und zeigt dann einen kurzgeschorenen oder rasierten Kopf, von dem nur die Schläfengegend lange Haare trägt. Ein weiteres charakteristisches Kleidungsstück der Perser ist der lange dunkle Kaftan, der bei Beamten und vornehmen Personen durch einen stark in die Taille geschnittenen, unten vielfach senkrecht gefaltelten, über knielangen Rock ersetzt wird, der sehr an unsere Gehröcke erinnert. Dazu



17. Alte Brücke über den Salian Rud.

tragen die Perser immer lange Hosen, während die Tataren ihre Beine mit Lappen umwickeln und ihren grauen oder braunen, vorne das Hemd freilassenden Kittel um den Gürtel durch eine bunte Leibbinde zusammenhalten. Die weiten, weissen Leinenhosen sind bei den Tataren nicht so häufig wie bei den Kurden, bei welchen sie neben dem weissen, buntumwickelten Fes die am meisten bezeichnenden Kleidungsstücke bilden. Die Armenier endlich haben stets etwas ausgesprochen Europäisches in ihrer Tracht, ja vielfach sind sie vollständig abendländisch gekleidet. Der Tracht nach sind somit Perser, Tataren, Kurden und Armenier kaum zu verwechseln, nur bei den Syrern, die keine ausgesprochene Tracht haben, wäre ein Zweifel möglich, der aber meistens durch den stark judischen Gesichtsausdruck beseitigt wird.

Auf der breiten, von niedern Lehmhäusern und Gartenmauern eingefassten Vorstadtstrasse, die wir zunächst durchfuhren, herrschte reges

Treiben. Zahlreiche Reiter, teils auf schönen Pferden, teils auf grossen weissen Eseln, mischten sich unter das Gewühl der Fussgänger, Karrenführer, Kamel- und Schaftreiber, und eine grosse Anzahl von Kindern und Bettlern lief schreiend hinter meinem Wagen her. Hatte Täbris von weitem gesehen einen ähnlich waldartigen Eindruck gemacht wie Marand, so zeigte sich jetzt ein grosser Unterschied insofern, als zwar Bäume, besonders Silberpappeln sehr häufig, aber durchwegs auf die mauerumschlossenen Höfe und Gärten beschränkt waren. Die Strasse bot, von dem bunten Menschengetriebe abgesehen, einen sehr wenig schönen Anblick, denn kein einziges der Häuser hatte nach der Strasse zu Fenster; man bewegte sich zwischen einförmig gelben Lehmmauern von verschiedener Höhe, je nachdem sie Gärten umfassten oder die Wände von Häusern bildeten. Schmale Seitengässchen zweigten beiderseits von der Hauptstrasse ab, eröffneten aber wieder nur Blicke in staubige, von Lehmmauern eingefasste Wege; höchst selten war eine der Hausmauern durch ein eng mit Holz vergittertes Fenster unterbrochen. Nach ungefähr einer Viertelstunde kamen wir auf einen weiten, freien, sandigen Platz, der als eine Art Glacis die befestigte innere Stadt umgibt. Aus dieser ragte das massige Lehmprisma der alten Burg klotzig hervor, sonst erhoben sich nur die Bogenportale und Kuppeln einiger Moskeen über das Meer der flachen Dächer. Auf dem Glacis selbst stand isoliert ein hoher Torbogen, der Rest einer ehemaligen Burg, der bis in die letzten Jahre dazu diente, vermöge seiner bedeutenden Höhe von oben heruntergeworfenen Verbrechern, besonders Giftmischerinnen und Ehebrecherinnen, die nötige Fallbeschleunigung zu verschaffen. Dieser wenig schönen Art der Rechtspflege hat erst in der allerjüngsten Zeit der europäische Einfluss ein Ende bereitet.

Durch ein mächtiges, eisenbeschlagenes Bohlentor fuhren wir in den Stadtteil Lilawa ein, der das Gros der armenischen Bewohner, ferner die Basare, Regierungsgebäude und schliesslich die europäischen Konsulate und Wohnhäuser umfasst. Ein eigentliches Europäerviertel jedoch, das durch besser angelegte, gepflasterte oder beleuchtete Strassen und europäisch aussehende Häuser ausgezeichnet wäre, hat Täbris nicht. Die Gassen von Lilawa sind ebenso staubig, fensterlos und unschön wie die der übrigen Stadt, nur finden sich hier und da Schilder mit armenischen oder russischen Aufschriften.

Durch das Gedränge einiger kleiner gedeckter Basare hindurchfahrend, erblickte ich einen abendländisch gekleideten Herrn und erkannte in ihm den jüngern Sacharianz, den ich in Dschulfa getroffen hatte. Er trug einen Arm in der Binde und erzählte mir, sein Wagen wäre auf der Fahrt durch das Daradiss umgestürzt, und er hätte sich das Handgelenk gebrochen. Er war aber zufallig in Marand mit einem

armenischen Arzt zusammengetroffen, der den Bruch gut eingerichtet hatte, so dass keinerlei Komplikation zu fürchten war. Herr Sacharianz gab mir seine täbriser Adresse und versprach, mich zu besuchen.

Bald hatten wir das französische Konsulat erreicht, das sich von den übrigen Häusern durch die schönen Zinnen der Gartenmauern und durch das Konsulatsschild mit der Fahnenstange vorteilhaft unterschied. Ich liess mich bei Konsul Bergeron anmelden und durchschritt den schönen Garten, sehr gespannt auf die Neuigkeiten, die mir die nächste Minute bringen sollte. Hier sollten die persischen Geleitschreiben sein, hier mussten bereits die Dokumente aus Konstantinopel liegen, die mir die Reise auf türkischem Gebiet ermöglichten, hier erwartete ich Nachrichten aus der Heimat, hier würde ich erfahren, wie es um Kurdenaufstand und Cholera stände. Welche Enttäuschung stand mir bevor! Konsul Bergeron, der mich mit echt französischer Liebenswürdigkeit begrüsste, hatte weder aus Teheran noch aus Konstantinopel die geringste Mitteilung über mich erhalten. Die einzige Nachricht, durch die er, abgesehen von meinem Brief aus Dschulfa, über meine Existenz etwas erfahren hatte, war eine Depesche aus Wien, in welcher mich die heimischen Behörden aufforderten, mich nicht in allzu unsichere Gegenden zu wagen und den Ratschlägen der Konsulate Folge zu leisten. Von Passierscheinen, Empfehlungen, Geleitbriefen keine Spur.

Ich war niedergedonnert, konsterniert, ratlos. Was sollte ich jetzt beginnen? Mein Gepäck war sofort nach der Ankunft an der Stadtgrenze auf das Zollamt geschafft worden und lag dort fest. Der zugesicherte persische Pass fehlte und damit jede Möglichkeit, das Land mit der für meine Zwecke nötigen Freiheit zu bereisen. Die ganze türksiche Tour schien undurchführbar, und die Gesandtschaft in Teheran hatte es sogar unterlassen, das Konsulat auch nur mit wenigen Worten von meiner Ankunft überhaupt zu verständigen.

Herr Bergeron tröstete mich, so gut es ging. Er versprach mir, sofort nach Teheran zu depeschieren und mir nötigenfalls ohne Vermittelung der dortigen österreichischen Mission die erforderlichen Papiere in Täbris selbst zu verschaffen, soweit dies möglich war. Das besserte meine Stimmung wieder etwas und nachdem ich Herrn Bergerons Einladung zum Abendessen mit Freude angenommen hatte, dirigierte ich meinen Wagen nach dem »Hotel de Russie«, das ebenfalls in Lilawa liegt. Unter dem stolzen Namen verbarg sich eine sehr mittelmässige Herberge, die von einem Armenier geführt wurde und einige bescheidene Zimmer enthielt. Ich bekam eins, das durch eine Tür mit einem grossen Lehmvordach in Verbindung stand, so dass ich mich nach Wunsch im Zimmer oder auf der Terrasse einrichten konnte, von wo man einen sehr hübschen Ueberblick über die Stadt und die benachbarten Gärten hatte. Ein Dach

hatte man in dieser Jahreszeit kaum nötig, da Regen ausgeschlossen war und das Schlafen unter freiem Himmel sogar angenehmer war wie in einem Zimmer. Weichbold und Abdull schlugen ihre Lagerstätten auf der Terrasse auf, ich hatte mein Bett knapp an der Tür.

Nachdem ich mich, soweit es die Unzugänglichkeit meines Gepäcks erlaubte, im Hinblick auf meine Toilette etwas verschönert hatte, liess ich mich zum türkischen Generalkonsul führen, wo ich jedoch auch den Bescheid erhielt, dass keinerlei mich betreffende Nachricht eingelangt sei. Darauf begab ich mich in das Bureau des anglo-indischen Telegraphen. Der Leiter der Station, Mr. Brown, kannte meinen Namen von den Depeschen her, die aus Dschulfa durch seine Hände nach Teheran weitergegangen waren und lud mich zu einer Flasche Bier ein, was ich mit Vergnügen akzeptierte. Ich sandte vier lange Depeschen ab, nach Wien an meine Eltern, nach Teheran, nach Konstantinopel und an Herrn Stevens in Batum; das kostete zirka 80 Mark, die ich mir hätte sparen können, wenn man am Fuss des Demawend und am Goldenen Horn mehr meinen Erwartungen entsprechend gehandelt hätte Eine mir angenehme Nachricht erfuhr ich jedoch, nämlich die, dass die Cholera bisher in Täbris noch nicht »eingetroffen« sei. Man hatte sogar an der Strasse nach Rescht, Kasvin und Teheran eine Quarantäne-Station errichtet, die aber im Grunde nur den Zweck hatte, den dortigen Funktionären eine kleine Nebeneinnahme zu verschaffen, denn tatsächlich kamen nach wie vor Kaufleute und Beamte aus Teheran an, ohne irgendwie aufgehalten oder gar desinfiziert worden zu sein. Aber Herr Brown hatte eine originelle Auffassung der Lage. Man brauchte von Teheran nach Täbris 8—10 Tage. Ging nun ein Mensch mit Cholera im Leib von Teheran weg, so musste er notwendig schon in Kasvin krank werden und konnte gar nicht weiter, und hielt er gesund bis Täbris aus, so war dies ein Beweis dafür, dass durch ihn die Cholera nicht eingeschleppt werden konnte. Einer genaueren Kritik hält diese Anschauung nun freilich nicht stand, aber einiges hat sie immerhin für sich.

Abends begab ich mich nach dem französischen Konsulat, wo ich in Gesellschaft des Herrn Bergeron, seiner Schwiegermutter und seines lieben kleinen Töchterchens einige reizende Stunden verbrachte. Europäer sind in Täbris selten; die dortige Kolonie ist, die Kinder mitgerechnet, etwa 100 Köpfe stark, und man kennt einander natürlich bereits auswendig. Ein Fremdling aus dem Abendlande ist daher dort eine willkommene Abwechselung und wenn er sich noch anständig zu benehmen weiss und die gebräuchlicheren Sprachen spricht, findet er sicher überall offene Türen. Dass der österreichische Konsul und seine Familie auf Ferien in Europa weilten war mir begreiflicherweise sehr leid; wie man mir sagte, war ich seit mehreren Jahren der erste Österreicher, der nach Täbris kam; der öster-

reichische Konsul, Dr. von Klodzianowski, hatte diese Funktion übertragen bekommen, als er in der Eigenschaft eines persischen Obersanitätsbeamten vor Jahren nach Täbris kam, und was in dieser Stadt an hygienischen Einrichtungen zu finden ist, ist sein Werk.

Leicht mag es wohl nicht sein, eine ultrakonservative, fanatische Bevölkerung von den Vorteilen einer Wasserleitung, einer Kanalisation, der Isolierung kontagiös Erkrankter, der Desinfektion verseuchter Häuser usf. zu überzeugen, aber in den letzten Jahren haben die diesbezüglichen Einrichtungen in Persien relativ sehr grosse Fortschritte gemacht. Vergebens aber ist es, die Leute von den grossen Pilgerfahrten, den ständigen Ausgangspunkten der jährlichen Epidemien, abhalten zu wollen; hier stösst die Hygiene auf die Religion, und man braucht nicht nach Persien zu gehen, um zu erfahren, welche Schwierigkeiten sich in diesem Fall stets ergeben. Ärzte in unserm Sinn gibt es ja unter der eingeborenen mohamedanischen Bevölkerung nicht; dagegen finden sich unter den armenischen Ärzten solche, die in den europäischen Missionsspitälern, ja auch im Ausland studiert haben und wieder junge Armenier zu Heilgehilfen heranbilden. Auch gibt es in Täbris zwei griechische Ärzte und vor allen den Leibarzt des Kronprinzen, einen Belgier, Dr. Copin, der eine vollständig modern eingerichtete Apotheke leitet, und besonders in jenen Tagen, in welchen die Cholera an die Tore der Stadt pochte, eine vielkonsultierte und Beruhigung spendende Persönlichkeit war.

Der persische Thronfolger oder Wali-achd (d. i. Erste Hoheit) ist seit langer Zeit regelmässig der Vertreter des Schach in der wichtigen Provinz Aserbejdschan und residiert in Täbris. Ausserdem hat die Provinz wie alle übrigen des Reiches ihren Amir Nisam oder Generalgouverneur, und alle bedeutenderen Städte haben Amir Toman's; diese sind Militärgouverneure und haben einen Zivilgouverneur oder Sutschan Nisam neben sich. Amir Nisam ist also gleich Statthalter oder Landespräsident, Amir Toman Korpskommandant und Sutschan Nisam Bezirkshauptmann oder Kreispräsident. Damit ist der Katalog der persischen Beamtenhierarchie aber noch lange nicht erschöpft, denn es gibt noch Gouverneure mit kirchlichen Funktionen, ausser dem Grossmuschtahid, den Muschtahids, Scheich-ül-Islam's, Andis und Mollah's, die rein kirchliche Ämter bekleiden. Unserm Staatanwalt entspricht in Persien der Mufti, der also hier keine so hohe Persönlichkeit ist wie in der Türkei. Die Bürgermeister grösserer Städte heissen Hakims. Das Wort Hakim bedeutet »Weiser« und wird auch allen Ärzten beigelegt, Meschad' Abdull übersetzte das »Doktor« vor meinem Namen stets mit Hakim, allerdings nur in der Bedeutung von Arzt; für weise hätte ich schon gelten mögen, aber für einen Arzt gehalten zu werden, ist besonders in Cholerazeiten nicht wünschenswert.

Es war schon tiefe Nacht, als ich mich von der liebenswürdigen Gesellschaft trennte, und Herr Bergeron liess mich durch einen Diener mit einer grossen Laterne heimbegleiten. Allein hätte ich den Weg nie gefunden, wenigstens am ersten Tag nicht, denn das Winkelwerk der Gässchen und Basare ist anfangs sehr verwirrend. Der Diener, der ein wenig französisch sprach, riet mir, den Revolver schussbereit zu halten, da fast allnächtlich Mordanfälle in den Strassen vorkämen. Ich konnte die Stichhaltigkeit dieser Meinung nicht beurteilen und befolgte daher den Rat. In den stark dunkeln Basars bemerkte ich einige verdächtige Gestalten, die sich vor dem Schein der Laterne in verschiedene Winkel zurückzogen, weiss aber nicht, ob es Bösewichter oder Liebespärchen waren; jedenfalls war es ein wenig unheimlich, plötzlich einen halben Meter entfernt neben sich flüstern zu hören und verhüllte Menschen zu erblicken, und es kann wohl sein, dass ein einzelner unbewaffneter Europäer mit Vorliebe zum Gegenstand eines Überfalles gemacht wird. Indessen kamen wir damals unbeanstandet zu meinem Hotel, und in der Folge dachte ich weniger ernst über die nächtlichen Heimwege. Dass ich mich regelmässig von einem meiner Diener abholen liess, geschah mehr mit Rücksicht auf das standesgemässe Auftreten, ohne welches der Europäer sofort tief in der Achtung der Eingeborenen sinkt. — Viel Erspriessliches für die weitere Durchführung meiner Reise hatte mir der erste Tag in Täbris nicht gebracht, und ich konnte in der Tat unmöglich vorhersehen, wo ich nach Ablauf einer Woche sein würde; ob noch in Täbris, ob schon am Urmiasee, ob vielleicht gar auf dem Rückweg nach Eriwan — aber man wird Fatalist in diesem Land und überlässt es dem lieben Gott, die Wege zu ebnen.

Am folgenden Morgen erhielt ich den Besuch des Sekretärs vom österreichischen Konsulat, Mirsa Risa Chan, eines französisch sprechenden, sympathischen jungen Persers, der sich mir für die Dauer meines Aufenthaltes in Täbris als Fremdenführer, Dolmetscher und allgemeiner Schutzengel zur Verfügung stellte. Unser nächster gemeinsamer Gang sollte zum Zollamt führen, da ich mein Gepäck um jeden Preis bekommen wollte. Der Leiter des Zollamtes, Herr Prime, ein Belgier, hatte keinerlei mich betreffende Orders erhalten, erklärte sich aber bereit, mir meine Kisten und Koffer auszufolgen, wenn ich versprechen wollte, eine eventuelle Gegenorder zu befolgen. Dies tat ich bereitwilligst, denn in Teheran hatte man mich allem Anschein nach vollständig vergessen, und Schwierigkeiten würde man mir sicher nicht in den Weg gelegt haben. So erhielt ich mein Gepäck, liess es schleunigst nach meinem Quartier schaffen und konnte mir nun all den Luxus gönnen, den der Inhalt meiner Kisten gestattete.

Den Nachmittag verbrachte ich mit der Durchsicht und Neuordnung der Sachen, für den Abend war ich wieder zu Herrn Bergeron

geladen, auf dessen Vermittelung und Hilfe ich alle Hoffnung gesetzt hatte. Von ihm erfuhr ich auf Grund offizieller Depeschen aus Teheran, dass die Cholera dort täglich mehrere hundert Opfer fordere und das in Rescht, Enseli und Kaswin ebenfalls zahlreiche Personen daran gestorben seien; auch in Aserbejdschan, und zwar in den Städten Hamadan und Kirmanschah hatte sich der schreckliche Gast eingefunden, und was noch schlimmer war, auch in Baku und einigen andern Orten des russischen Kaukasien. Wenn es mir gelang, meine Rundtour in Persien zu Ende zu führen, ohne durch verseuchte Gegenden zu müssen, konnte ich wahrhaftig von Glück reden. Es ist schon schlimm genug, in einer verseuchten Stadt wohnen zu müssen, wenngleich man sich dann in seinem Haus wie gegen einen belagernden Feind verschliessen kann; das offene Land, die kleinen Städtchen und Dörfer in solchen Zeiten zu bereisen, heisst, sich einer sehr bedeutenden Gefahr aussetzen, selbst wenn man alle Vorsichtsmassregeln beobachtet, die die primitive Umgebung ermöglicht. Wir besahen uns auf einer Landkarte die Situation und markierten die verseuchten Punkte mit Stecknadeln, ganz, als ob es sich um militärische Positionen gehandelt hätte, die teils noch frei, teils schon vom Feind besetzt waren. Von Osten her rückte unser Gegner, gegen den aber mit Säbeln und Pistolen nichts auszurichten war, stetig vor; eine zweite Kolonne rückte von Süden gegen das Urmiagebiet heran und hatte bereits Hamadan besetzt, und nun zeigte sich der Feind auch in bedrohlicher Nähe der Rückzugslinie nach Russland. Die strategische Lage war misslich, noch dazu war ich in allen Aktionen gehemmt, solange ich die zur Fortsetzung der Reise nötigen Dokumente nicht hatte. Es stand aber zu hoffen, dass meine und Konsul Bergerons Depeschen, die sehr dringlich abgefasst waren, noch Erfolg haben konnten. Wir erwogen die Möglichkeit, dass die Gesandtschaften vielleicht vor der Cholera aus Teheran geflüchtet waren, aber eine Depesche, die tags darauf von dort für mich ankam, bewies das Gegenteil. Ihr Inhalt war, dass das Zollamt von Täbris aufgefordert worden sei, mir meine Gepäckstücke frei auszufolgen; das war zwar bereits geschehen, aber eine Bestätigung war mir dennoch sehr lieb. Ich begab mich also wieder zu Herrn Prime, musste aber erfahren, dass er keinerlei Nachrichten erhalten hatte. Trotzdem hielt er sich durch die vorläufige Depesche für autorisiert, mir einen Freibrief auszustellen, der mir auch anstandslose Wiederausfuhr meiner Sachen sicherte. Damit war eine Schwierigkeit beseitigt, aber noch zahlreiche andere harrten der Lösung.

Als ich in meinen Gasthof zurückkehrte, erzählte mir Abdull, es sei ein Mann dagewesen, der mir zwei »antike Fliegen« hätte verkaufen wollen. Ich dachte erst an Fossilien oder ägyptische Skarabäen, denn ich wusste, dass es mit Abdulls zoologischen Kenntnissen nicht allzuweit

her war. Als ich ihn näher befragte, kam ich dahinter, dass er das Wort »antik« im Sinne von »interessant« brauchte, ein Irrtum, der darauf zurückzuführen ist, dass den europäischen Antiquitätensammlern nur antike Gegenstände interessant erscheinen und dass die einheimischen Händler die beiden Fremdworte mit einander verwechseln. Es handelte sich also um interessante Fliegen. Befragt, ob es Stein-, Bronze- oder was sonst für Fliegen seien, meinte er sehr erstaunt, dass mich doch nur lebende Tiere interessierten, und es wären lebende Fliegen. Noch genauere Forschungen ergaben, dass Abdull die russischen Worte »mucha« und »müisch« verwechselte und dass ich mich also auf zwei lebende Mäuse gefasst machen konnte. Denn der Verkäufer hatte versprochen, wiederzukommen Dies tat er bald, und das Rätsel löste sich in zwei niedliche junge Iltisse auf, für die der Biedermann die Kleinigkeit von 25 Toman gleich 100 Mark forderte. Er ging zwar bis auf 12 Toman herab, aber ich erklärte ihm, dass ich die Tiere nicht brauchte und höchstens einen Toman für alle beide zahlen würde. Darauf zog er entrüstet ab und kam nicht wieder.

10. Juli. Der Tag war der Besichtigung der Stadt und der Basare gewidmet; der freundliche Mirsa Risa Chan übernahm die Führung. Der grosse Basar von Täbris ist ein von Mauern umschlossener Stadtteil für sich und übertrifft an Grossartigkeit der Anlage und bewegtem Leben die Basare von Tiflis, Batum und selbst Konstantinopel noch bedeutend. Er umschliesst etwa ein Dutzend Karawansarais, grosse Höfe, in denen Hunderte von Wagen Platz finden, und enorme Lagerhäuser. Innerhalb des Basarviertels befinden sich auch die Kontore der grossen Handelsfirmen, die russische Bank und die Imperial Bank of Persia. Die grossen Höfe sind von Doppelreihen von Verkaufsgängen eingesäumt, und jeder Gang besteht aus lauter nebeneinander gebauten, schön gewölbten Kuppeln. Von aussen sehen diese Kuppeln aus wie eine Serie von Backöfen, innen aber sind sie mit Ziegelverzierungen reich geschmückt und erhalten Licht und Luft teils durch kleine Fenster an den höchsten Punkten der Kuppeln, teils durch die grossen Pforten, die aus den Verkaufsgängen nach den Lagerhöfen fuhren.

Im Innern herrscht angenehme Kühle, der Boden wird unablässig mit Wasser besprengt, so dass ein Gang durch die Basare in kühler, staubfreier Luft und angenehm gedämpftem Licht ein wirklicher Genuss ist. Die einzelnen Zünfte sind ziemlich scharf voneinander geschieden; eine Zeile gehört den Kesselschmieden, eine den Schuhmachern, einige den Tuch- und Baumwollzeug-Händlern, eine den Mehl-, Obst- Waffen-, Schmuck-, Sattel-, Glas-, Eisen-Händlern usw. Vielfach wird Herstellung und Verkauf an derselben Stelle betrieben, und daher geht es beispielsweise bei den Blechschmieden etwas laut zu. In den Textil-

abteilungen dagegen, besonders im Teppich- und Seidenbasar, wohin das Gewühl der kleinen Käufer nicht vordringt, herrscht vornehme Stille. Ueber den Kreuzungspunkten der Hauptzeilen wölben sich weite und hohe Kuppeln, von denen einige eine sehr schöne Innenarchitektur zeigen. Ich war überrascht über die grosse Anzahl ganz moderner Waren, die hier feilgehalten wurden; so konnte man in Deutschland gemachte Ansichtskarten von Täbris erhalten, die schönsten Lackstiefel, Leitz-Schnellhefter, ja sogar einige photographische Apparate bemerkte ich. Im Waffenbasar waren Gewehre der modernsten Konstruktionen zu sehen, allerdings



18. Aussenansicht eines Basars.

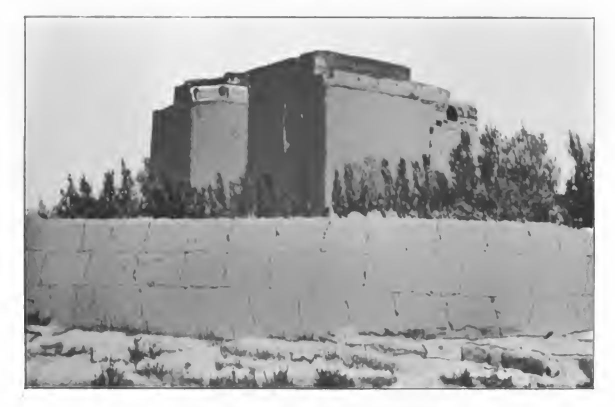
zu enormen Preisen, da sie fast durchwegs und natürlich als Konterbande über Indien importiert werden. Für meinen kleinen Westentaschenrevolver konnte ich Patronen finden, und sogar Browningpistolen nebst Munition waren zu sehen.

Risa Chan erzählte mir eine interessante Geschichte, die ich später wiederholt bestätigen hörte, über eine Affäre mit russischen Berdangewehren. Ein Sekretär des russischen Konsulats bemerkte einmal einige ganz neue russische Militärgewehre bei einem der Händler und machte dem Konsul davon Mitteilung. Dieser ging sich die Gewehre ansehen und erkannte in ihnen das allerneueste Modell, das in Russland noch nicht einmal an die Mannschaften übergeben worden war. Der

Händler wurde scharf ins Gebet genommen und verriet endlich den Namen des Mannes, von dem er die Gewehre gekauft hatte, eines tatarischen Kaufmannes aus dem russischen Kaukasien. Nicht nur, dass die Gewehre selbstredend geschmuggelt waren, mussten sie noch obendrein gestohlen sein, da sie noch nicht aus den Zeughäusern herausgekommen waren. Nach langem Suchen wurde der Tatar auf russischem Gebiet verhaftet und man fand in seinem Besitz einige Dutzende dieser Gewehre. Eine Untersuchung seines Wohnhauses förderte ein ganzes Arsenal desselben Modelles zutage, und nun beeilte sich der ertappte Gauner, seinen Spiessgesellen zu verraten; dieser war niemand geringerer als der Oberst und Zeughausverwalter der Stadt Schuscha. Er hatte einfach die ganzen für die Schuschaer Garnison bestimmten Gewehre verkauft, und da der Händler in Persien für ein solches Stück 150 Tomans = 600 Mark und mehr erhalten konnte, hatte auch der Oberst auf diese Art viele tausend Rubel erschwindelt. Er entzog sich der Strafe durch Selbstmord und der russische Konsul kaufte die Exemplare, die er in Persien auftreiben konnte, zu ungeheuren Preisen zurück. Angesichts solcher Tatsachen kam mir die Strenge, die man der an Grenze für den Export von Waffen hat, etwas verständlicher vor, obzwar ich doch sicher nicht in der Absicht nach Persien gekommen war, meine paar Gewehre zu verkaufen.

Mittags ging ich zu Konsul Bergeron, der mir bereits die Versicherung geben konnte, dass ich einen Geleitbrief des Amir Nisam an alle Behörden der Provinz erhalten würde. Ferner hatte er an den Prinzen Imam Guli Mirsa geschrieben, der der Herr des Urmiagebietes ist, und ihm von meiner Absicht, diese Gegend zu besuchen, Mitteilung gemacht. Das liess mir die Welt wieder in rosigerem Licht erscheinen, nur wegen der türkischen Route war ich noch in Sorge, denn bisher war nichts für mich angelangt, was auf die Sache Bezug hatte. Ich nahm das Dejeuner bei meinem liebenswürdigen Beschützer und sah mir dann mit grossem Interesse seine reichen Sammlungen von Muscheln, Fossilien, Stein- und Bronzewerkzeugen kleinasiatischer Herkunft an. Herr Bergeron war drei Jahre lang Konsul in Erserum gewesen und hatte dort eine bewegte Zeit mitgemacht; im ersten Jahr war drei Monate lang die Cholera in der Stadt, im zweiten war Hungersnot und im dritten fanden fürchterliche Armeniermassakres statt. Die gegenwärtige Lage an der türkisch-persischen Grenze war ebenfalls sehr ernst. Auf osmanischem Gebiet waren die Gegenden von Bitlis, Musch und Wan in hellem Aufruhr, und auf persischer Seite war es nicht viel besser. Die Energie, mit welcher der englische Konsul von Täbris die Mörder des amerikanischen Missionsarztes Dr. Labaree verfolgte, hatte unter den Kurden von Urmia, Salmas und Khoi grosse Erregung hervorgerufen und diese äusserte sich teils in Angriffen gegen die Missionsstationen, mehr noch aber in Ueberfällen auf

armenische Dörfer. Auf Verlangen der europäischen Vertreter hatte die persische Regierung einige Bataillone berittener Soldaten nach Salmas gesandt, und blutige Kämpfe zwischen diesen und den Kurden fanden fast täglich statt. In diese Gegend sollte ich reisen und vermutlich noch die drohende Cholera als angenehme Draufgabe erhalten; eine hübsche Perspektive, die aber anderseits des Reizes, den jede Gefahr bietet, nicht entbehrte. Uebrigens hatte ich unterwegs überall sichere Stationen und musste eben nötigenfalls in Urmia oder Khoi solange aushalten, bis die schlimmsten Zeiten vorbei waren. Auch stand mir, solange ich noch



19. Die »Aerk« (alte Burg) von Täbris.

nicht von insurgiertem oder verseuchtem oder in beiden Zuständen befindlichem Gebiet eingeschlossen war, immer noch der Rückzug auf Täbris und Dschulfa offen, wo schlimmstenfalls eine zweiwöchentliche Quarantäne meiner harrte.

Nachmittags holte mich der Mirsa wieder ab und wir gingen die nach den Basaren sehenswertesten Gebäude von Täbris besichtigen, die »Aerk« oder alte Burg und die »Göi Metschet«, was in diesem Fall »blaue Moskee« bedeutet. Die Aerk ist ein hohes, düsteres Lehmbauwerk, dessen Inneres nicht zugänglich ist. Sie wird nicht mehr bewohnt und ist dem Verfall preisgegeben. Abgesehen von ihrer imponierenden Massig-

7*

keit, hat sie keinerlei Reiz. Auch die Blaue Moskee ist halb zerfallen, aber das stehengebliebene mächtige Portal und die Reste der eingestürzten Gewölbe zeugen von der grossartigen Schönheit der Moskee zur Zeit ihres Bestandes. Erbaut ist sie unter Schach Abbas (1586—1628), zerstört wurde sie vor mehr als hundert Jahren durch ein Erdbeben. Man baute sie nicht wieder auf und sie diente lange Zeit als bequeme Bezugsquelle für Baumaterial. Erst in jüngster Zeit hat man sie zwar nicht restauriert,



20. Partie der »Göl Metschet« in Täbris.

aber wenigstens durch Mauer und Tor verschlossen und so vor weiterem Ruin bewahrt. Das Portal ist 16 m hoch und trägt noch viele der bunten glasierten Kacheln, die den orientalischen Bauten ihren eigenartigen Reiz verleihen. Die mächtigen Reste der inneren Gewölbe sind vielfach noch ganz mit Glasziegeln bekleidet, die in teppichartigen Mustern angeordnet sind. Weiss und türkisblau sind hier die vorherrschenden Farben.

Von den höher gelegenen Punkten geniesst man einen herrlichen Blick über die gartenreiche Stadt, die wie eine grüne Insel in dem öden, sandigen Steppenmeer liegt. Jenseits des Adschi Tschai und jenseits der äusseren

Umfassungsmauer beginnt sofort die Wüste; an den Abhängen des Sehend im Süden und des Karadagh im Norden liegen verstreut einige Dörfchen und Landsitze, wie Flecken grünen Mooses auf einem kahlen Felsen, sonst, soweit der Blick reicht, steriles, dürres Land. In Europa wäre eine Stadt von fast 250 000 Einwohnern — soviel zählt Täbris nach zuverlässigen Schätzungen — in einer derartigen Umgebung ein Ding der Unmöglichkeit; die Leute müssten entweder verhungern oder ihre Nahrung viele Meilen weit herbeischaffen. Täbris aber ist ein Land für sich. Abgesehen vom Getreide, wird fast aller Mundvorrat in der Stadt selbst produziert. Die Gärten der Vorstädte beherbergen Schafherden, Obstgärten, Milchwirtschaften, so dass von weiter her nur Gerste und Reis gebracht zu werden brauchen, abgesehen natürlich von ausländischen Produkten, wie Zucker und Tee.

Am folgenden Tag erhielt ich eine Depesche aus Wien, von meinen Eltern, aber auf meine Telegramme nach Batum, Teheran und Konstantinopel traf keine Antwort ein. Auf der Imperial Bank präsentierte ich meinen Kreditbrief und liess mir einen Teil der behobenen Summe in russischem, einen andren Teil in persischem Geld auszahlen. Das persische Münzwesen, das in den Jahren vor 1870 sehr im argen gelegen hatte, verdankt seine gegenwärtige Regelung einem Oesterreicher, Ritter von Pechan. Die Haupteinheiten sind der Toman, dessen zehnter Teil der Kran und dessen zwanzigster Teil der Schahi. Bei der Münzreform wurde der Toman dem Fünffrankenstück gleichgestellt, ist aber seither im Wert um etwa 15% gesunken. Dem Frank entspricht das Silberstück zu 2 Kran, der Schahi ist gleich $2^1/_2$ Centimes. Es gibt Silbermünzen zu 1, 2 und 5 Kran, die also $^1/_2$, 1 und $2^1/_2$ Franken annähernd gleichkommen. Nickelgeld, das ebenso wie das Silbergeld recht hübsch geprägt ist, gibt es in Stücken zu 1 Schahi und zu 2 Schahi = 5 Ctmes. Kupfergeld alter Prägung existiert in Stücken zu $^1/_{50}$ Kran und $^1/_{20}$ Kran. Das Stück zu $^1/_{50}$ Kran heisst Pul. Die Formel ist also diese: 1 Toman zu 10 Kran zu 20 Schahi zu $2^1/_2$ Pul. Gold befindet sich nicht im Kurs. Das persische Papiergeld, das dem Silber vollständig gleichwertig ist, wird in England gedruckt und ist sehr hübsch. Es gibt Noten (bloss die der Imperial Bank sind gut) zu 1, 2, 3, 5, 10, 20, 25, 100, 500 und 1000 Tomans. Die Silberstücke sind im Verhältnis zu ihrem Wert ausserordentlich gross; das 5 Kranstück ist so gross wie ein Fünffrankenstück, trotzdem es nur halb soviel wert ist. Dies hat seinen Grund in der starken Legierung des Silbers mit Blei, weshalb die Münzen auch stark abfärben. Beschädigte oder durchlochte Stücke haben zwar im Volk Gültigkeit, werden aber Fremden nie abgenommen; dagegen trachten die Einheimischen nach Kräften, solche Münzen dem Fremden in die Hände zu spielen. Beim Wechseln von Papiergeld gegen Silber wird in der Regel 1 Schahi von

jedem Toman abgezogen, was aber nicht als Disagio des Papiergeldes, sondern als Wechslergebühr aufzufassen ist. In Aserbejdschan sind Stücke zu einem Kran höchst selten.

Der Direktor der Imperial Bank für Täbris, Herr Fuchs, ist ein Deutsch-Engländer, der mich auf das freundlichste empfing und für den folgenden Abend zu sich einlud. Ihn wie alle meine sonstigen Bekannten bat ich um ihren Rat in Teppichsachen; ich sollte nämlich für Konsul di Rosa einen Teppich kaufen und wollte meinem liebenswürdigen tifliser Helfer diesen Dienst nach Möglichkeit leisten. In Bezug auf Muster, Grösse und Preis hatte ich genaue Instruktionen und liess mir überall vertrauenswürdige Händler empfehlen, um dann mit Mirsa Risa Chan einmal eine grosse Exkursion nach allen Teppichbasaren zu machen. Allein die Aussichten, den gewünschten Teppich zu bekommen, schienen schlecht zu stehen, denn in Täbris werden nur Teppiche ganz bestimmter Technik erzeugt und diese stimmte mit Herrn di Rosas Wünschen nicht ganz überein. Die täbriser Teppiche sind berühmt wegen der Genauigkeit ihrer Arbeit und wegen ihrer grossen Haltbarkeit. Dementsprechend sind sie auch sehr teuer, und unter den Teppichen, die man in Europa als »Perser« kauft, sind nur sehr selten Exemplare aus Täbris. Diese werden meist im Land selbst verwendet.

Nachmittags sandte Herr Bergeron an mich einen Brief, in dem er mich einlud, mit ihm gemeinsam die Schweizer Kolonie zu besuchen und den Abend dann bei ihm zu verbringen. Die Schweizer Kolonie bestand aus den zwei Familien der Herren Grossmann und Graf, die die Täbriser Filiale der grossen Handelskompanie Ziegler leiten. Die beiden Familien bewohnen ein grosses und schönes Grundstück am Südostende der Stadt, das von allen andern Gebäuden durch Gärten getrennt ist und ein kleines Reich für sich bildet. Man bereitete sich dort eifrig auf die zu erwartende Cholerazeit vor. Herr Grossmann hatte bereits eine Schafherde in seinem Garten untergebracht, grosse Vorräte an Mehl und Reis angesammelt, die Damen fabrizierten in grossem Stil Dunstobst, Mineralwasser und Limonaden, kurz, es war wie in einer Festung, die einer Belagerung entgegensieht. Diese an sich weise Vorsicht war in Anbetracht der kleinen Schweizer Kinderschar doppelt angebracht. Sobald die Epidemie ausbrach, wollte Herr Grossmann seine Tore schliessen und ohne jeden Verkehr mit der Aussenwelt, abgesehen von einem Telephon nach der Imperial Bank, die Belagerung durch die Cholera durchhalten. Die Cholera ist auch nach Täbris gekommen, und die Schweizer Kolonie hat fünf Wochen hinter ihren Mauern ausgeharrt, bis der Feind abgezogen war.

12. Juli. Heute besichtigte ich mit Mirsa Risa Chan gegen hundert Teppiche, aber ohne Erfolg. Es waren Stücke dabei, die ich gerne in meinem Zimmer gehabt hätte, schwere, prächtige, herrlich gefärbte

Teppiche mit wunderbar feinen, genau und liebevoll gearbeiteten Dessins; daneben wieder solche, denen das Anilin schon auf hundert Schritte anzusehen war und die für den Kundigen daher gar keinen Wert besitzen. Unter den letzteren fand sich auch einer, der in allen Punkten Herrn di Rosas Wünschen entsprochen hätte und auch nicht teuer war, aber die schönsten Anilinfarben können nicht den harmonischen Effekt hervorbringen, den die Eingeborenen mit ihren Pflanzenfarben erzielen, die seit altersher nach demselben Rezept gekocht werden und die doch niemand nachahmen kann. Den Vor- und Nachmittag brachten wir in den Teppichbasaren zu, allein das Gesuchte war nicht zu finden. Abends ging ich zu Herrn Direktor Fuchs, und bis zwei Uhr nachts sassen wir rauchend und plaudernd beisammen. Dann geleitete mich ein Diener mit einer Riesenpapierlaterne nach Hause.

Der folgende Morgen brachte einige Aufregung dadurch, dass »Prinz« verschwunden war. Der einzige Weg, den er hatte einschlagen können, führte in den Nachbargarten und von dort hatte ihn jemand auf eine am entgegengesetzten Ende gelegene Gasse gejagt. Der Mirsa bot drei Soldaten auf, und die Nachforschungen ergaben, dass ein Schmied in einem der kleineren Basare in früher Morgenstunde einen Burschen gesehen hatte, der Prinz an einer Schnur hinter sich herzog. Der Bursche wurde ausfindig gemacht und in einer Kammer des Hauses fand man »Prinz« eingesperrt. Der Missetäter behauptete natürlich, er hätte den Hund auf der Strasse gefunden und nur mitgenommen, um ihn seinem Besitzer gegen ein »peschkesch« zurückzubringen. Prinz hätte sich arg gewehrt und sei nur mit Mühe zu überwältigen gewesen. Das letztere glaubte ich gerne, auch das erstere schien nicht unwahrscheinlich, aber Belohnung gab es für den Entführer dennoch keine.

An diesem Tag erhielt ich auch eine Depesche von Herrn Stevens in Batum. Er hatte alle meine Papiere schon seit langer Zeit nach Konstantinopel gesandt, aber auch ebensowenig Antwort erhalten wie ich selbst. Im übrigen warnte er mich dringend, die osmanische Grenze zu überschreiten, da die Gegenden um die Stadt Wan zurzeit für Fremde völlig unbereisbar seien. Ich nahm mir den Rat zu Herzen und beschloss, auf den türkischen Teil meiner Reise zu verzichten, zumal ich ohne die nötigen Geleitschreiben ohnehin nicht über die Grenze gelassen worden wäre. Die Zeit, die ich auf türkischem Boden zuzubringen gedacht hatte, war zum Teil bereits durch den unvorhergesehen langen Aufenthalt in Dschulfa und Täbris aufgebraucht worden; was ich noch ersparte, indem ich aus Persien direkt nach Russland zurückkehrte, wollte ich am Urmiasee oder in Khoi hinzufügen. Die Cholera und der Kurdenaufstand sollten mich nicht daran hindern, meine Reise wenigstens zu beginnen; umkehren konnte ich immer noch.

Mein Plan stand nun fest; ich wollte noch etwa vier Tage in Täbris bleiben, Pferde kaufen und beritten die weiteren Wege zurücklegen. Für das Gepäck waren, wie man mir sagte, Tragtiere nicht nötig, da die landesüblichen zweirädrigen Arbas auf allen Wegen meiner Route weiterkommen konnten, von Abstechern ins Gebirge natürlich abgesehen. Es konnten also drei Reitpferde genügen; diese wollte ich in Täbris kaufen, die Arbas von Stadt zu Stadt mieten. Von Täbris wollte ich zuerst nach Schischawan am östlichen Ufer des Urmiasees, wo Prinz Imam Guli Mirsa seinen Wohnsitz hatte. Dann beabsichtigte ich einen Abstecher nach Maragha zu machen, um in der Nähe dieser Stadt den französischen Geologen Roland de Mecquenem zu besuchen, der dort im Auftrag der französischen wissenschaftlichen Mission Morgan in den pliocänen Fossilfundstätten arbeitete. Danach sollten, wenn Prinz Guli es gestattete, die Inseln im Urmiasee besucht und Urmia selbst nach Ueberquerung des Sees erreicht werden. Die weitere Reise, die durch insurgiertes Gebiet führte, musste von den dann herrschenden Verhältnissen abhängig gemacht werden. Jedenfalls wollte ich versuchen, Khoi zu erreichen und von dort aus möglichst weit in die kurdischen Berge vorzudringen. Nach der Länge der Quarantäne an der russischen Grenze sollte sich mein Aufenthalt in Khoi richten; nach Russland zurück wollte ich über Schachtachty, weit oberhalb Dschulfa. Dann kamen auf dem Programm der Ararat, Eriwan, Tiflis und Baku; diese Stadt sollte der Ausgangspunkt der auf zwei Monate berechneten Reise in Turkestan werden.

Soweit war ich mit meinen Absichten im Reinen, und es zeigte sich, dass ich sie, kleine Abweichungen ungerechnet, bis zu Ende durchführen konnte. Für Schwierigkeiten, wie die, mit denen ich hier zu tun hatte, gelten die Gesetze der Perspektive nicht; je näher man an die vermeintlich unübersteigbaren Hindernisse herankommt, desto kleiner werden sie, und ich bin jetzt sehr froh, dass ich mich nicht von der Verfolgung meiner Ideen hatte abschrecken lassen. Alle Unannehmlichkeiten dauern nur so lange, bis sie vorüber sind, und dieser Zeitpunkt muss notwendig früher oder später eintreten. Gewiegte Reisende hätten die Sachlage sicher klarer überblicken können, und ihnen wäre mancher Moment der Unentschlossenheit erspart geblieben; allein ich war zurzeit ein völliger Neuling auf asiatischem Boden; jegliche eigene Erfahrung mangelte mir gänzlich; aber gerade um diese zu erwerben, wollte ich, solange es irgend anging, meinem Programm treu bleiben; und dass ich dies getan habe, hatte ich bisher zu bereuen noch keine Ursache. Ich habe auf dieser Reise gelernt, dass manche Gefahren, die ich für sehr gross hielt, in Wirklichkeit kaum der Rede wert waren, dass aber anderseits Schwierigkeiten, an die ich kaum dachte, beinahe zu Unmöglichkeiten wurden. Jedenfalls war, nachdem ich Herrn Stevens Depesche erhalten hatte, nicht daran zu denken, nach Wan

zu gehen; später sah ich genau, dass es glatter Selbstmord gewesen wäre. War mein Aktionsgebiet dadurch auch bedeutend beschränkt, dass ich von Khoi direkt nach Russland zurück musste, so wollte ich es um so eingehender studieren; ich sah nun wenigstens einigermassen klare Bahn vor mir, und nach der lästigen Ungewissheit der letzten Wochen gab mir dieser Gedanke meine ganze gute Laune wieder zurück.

Den Abend brachte ich wieder im gastlichen Kreis der Schweizer Kolonie zu — »Port Arthur« nannten wir den für die Cholerabelagerung so wohl vorbereiteten Platz —, nachdem ich vorher bei Konsul Bergeron



21. Strassenjugend in Täbris.

gewesen und von ihm dankbaren Herzens drei persische Geleitbriefe empfangen hatte, die allen theoretischen Reiseschwierigkeiten ein Ende bereiteten. Von Teheran im Stich gelassen, verdanke ich es nur der seltenen Liebenswürdigkeit des Konsuls Bergeron, dass ich jetzt auf eine so lehrreiche und interessante Reise in Persien zurückblicken kann und nicht einen ruhmlosen Rückzug nach Dschulfa antreten musste. Prinz Imam Guli Mirsa hatte mich telegraphisch einladen lassen, als sein Gast bei ihm zu wohnen und die Inseln im Urmiasee zu besuchen, und an ihn war der erste der Briefe gerichtet, in dem über meine Person, Begleiter, Absichten und Wünsche genau Auskunft gegeben war nebst dem Dank des Konsulats für die Erfüllung der letzteren. Ein zweiter Brief richtete sich

speziell an den Gouverneur von Maragha, auf dessen Gebiet das Arbeitsfeld des Herrn de Mecquenem lag, der dritte, gleichfalls vom Amir Nisam untersiegelt, wandte sich an alle Gouverneure der Provinz. Dem Brief war die französische Uebersetzung beigefügt, nach Abstrich der blumenreichen orientalischen Anfangs- und Höflichkeitswendungen, und sein derart gekürzter Inhalt lautet auf Deutsch folgendermassen:

»Befehl Seiner Exzellenz des Amir Nisam an die Gouverneure der Provinz.

Der österreichische Gelehrte Dr. Erich Zugmayer wird sich von Täbris nach Maragha, Urmia, Khoi und andern Orten der Provinz begeben. Das österreichische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hat unsere Regierung, mit der es in steter Freundschaft lebt, ersucht, den Gelehrten mit der Rücksicht zu behandeln, die er auf Grund seiner Kenntnisse beanspruchen kann. Die Gouverneure werden also den Herrn Zugmayer überallhin mit seinen Waffen, seinem Gepäck und seinen Begleitern reisen lassen, wohin er wünscht, und werden ihm so viele Soldaten zum Schutz mitgeben, als er verlangt. Sie werden alle seine Wünsche, die mit dem Gesetz in Einklang sind, erfüllen, solange er in der Provinz reist. Mögen die Gouverneure nicht vernachlässigen, ihn zu behandeln, wie es sich schickt, damit er keinen Aerger erlebe und befriedigt in seine Heimat — wenn Gott es will — zurückkehren möge.

Dafür unser eigenes Siegel.

Der Amir Nisam zu Täbris.«

Einen schöneren Geleitbrief konnte ich mir wahrhaftig nicht wünschen; er war noch besser wie mein russisches otkrütij list. Und er funktionierte tadellos, mit einer Ausnahme, die ich gelegentlich erzählen will.

Ich hatte meine Abreise von Täbris nunmehr auf den 17. Juli festgesetzt, da ich den Ankauf der Reitpferde nicht überstürzen wollte. Dadurch war es mir möglich, an dem Fest teilzunehmen, das Konsul Bergeron am 14. Juli, dem französischen Nationalfeiertag, den persischen Würdenträgern und der europäischen Kolonie gab. Er hatte mich mit den lächelnd hinzugesetzten Worten eingeladen, jetzt, wo er ausser Frankreich auch noch Österreich in Täbris vertrete, sei ich bei dem Fest nicht nur ein selbstverständlicher Gast, sondern auch eine von meiner Regierung empfohlene, also offizielle Persönlichkeit. Das hatte ich aber nicht ernst genommen.

Der Beginn des Empfanges für die Perser war auf 4 Uhr, der für die Europäer auf 5 Uhr festgesetzt, eine Massnahme zugunsten derjenigen persischen Besucher, die sich nicht gern in europäischer Gesellschaft bewegten. Ich verbrachte den Tag bis dahin zu Hause, mit allerlei Arbeiten beschäftigt. Dann warf ich mich in Staat, und da es in Täbris keine Droschken gibt und ich auch noch keine Pferde hatte, ging ich zu

Fuss nach dem Konsulat. Diesen Mangel an Eleganz glich ich dadurch aus, dass ich mich durch das gesamte Hotelpersonal begleiten liess. Vor dem Tor des Konsulatsgebäudes standen über ein Dutzend reichgesattelte Pferde, einige weisse Esel, eine Sänfte, ein Wagen und zahllose Diener und Zuseher. Die Trikolore der französischen Republik wehte vom Flaggenmast, und längs der ganzen Umfassungsmauer waren auf den Zinnen blau-weiss-rote Lampions und Fähnchen angebracht. Aus dem Garten tönte ein kriegerischer Marsch, und ab und zu erdröhnte ein Böllerschuss.

Die Diener und die persische Soldatenwache waren in Gala-Uniform und man führte mich zunächst in die Pförtnerloge, wo man mich sorgsam abbürstete. Bei meinem Eintritt war ein Diener nach dem Haus gerannt, um mich anzumelden, und die Militärkapelle hatte ihren Marsch abgebrochen. Es ist bei solchen Festen üblich, dass man die besuchenden Konsuln und sonstigen Vertreter durch ihre respektiven Nationalhymnen begrüsst; allein dass Herr Bergeron diese Sitte auch auf mich ausdehnen würde, hatte ich nicht erwartet. Dass man mir zu Ehren das »Gott erhalte« spielte, das war eine bisher noch nicht gemachte Erfahrung für mich. Auf der luftigen Terrasse und im anschliessenden Empfangssaal war eine illustre Gesellschaft versammelt. Feierlich stellte mich der Konsul den persischen Würdenträgern vor, dann den Mitgliedern der europäischen Kolonie, soweit ich sie nicht schon kannte. Die Europäer von Täbris waren bis auf die Kinder vollzählig erschienen, nur der russische Generalkonsul kam erst nach einigen Minuten. Auch Damen waren zugegen, und der Anblick eleganter Sommertoiletten war ein Genuss, den mein Auge lange entbehrt hatte Damit soll aber beileibe nichts gegen die Damen selbst gesagt sein; es war unter ihnen wenigstens eine, für deren Schönheit das weltferne Tabris eine sehr unzureichende Umgebung war. In Herrn Dr. Copin, dem Leibarzt des Thronfolgers, lernte ich einen hochgebildeten und weitgereisten Mann kennen, dessen interessante Erzählungen sogar imstande waren, mich längere Zeit aus der Nähe der anmutigen Damen zu bringen.

Von den anwesenden Personen hatte jeder drei bis vier schwarz gekleidete Diener mitgebracht, die als doppelte, feierlich schweigsame Menschenmauer an den Wänden standen. Andere reichten unablässig Konfekt, Kaffee, Scherbet und Zigaretten, und nachdem man eine Zeitlang in mehr zeremonieller Art verkehrt hatte, wie es die persische Sitte verlangt, begann man nach dem Weggang des Amir Nisam auf der Terrasse und im Garten zu zirkulieren. An vielen schattigen Plätzen waren Tische und Bänke unter Baldachinen aufgestellt, überall waren tadellos dienstbereite Diener, überall fiel das Auge auf bunte Fähnchen, die in der kühlenden Abendbrise munter flatterten, und

dreifarbige Lampions, die durch das Grün der Bäume schimmerten. Die persische Kapelle spielte europäische und einheimische Märsche mit einem Feuer, das die übrigen Qualitäten des Gehörten milder beurteilen liess. Die persischen kriegerischen Weisen waren lärmend, aber voll packendem Rhythmus und von zündender Wirkung mit ihren wilden, gellen Beckenschlägen, rasselnden Trommelwirbeln und schmetternden Fanfaren; es war die Art von Musik, die man sich bei einem Siegesfest Timur Lenks denken muss, und sie erweckte den Gedanken an toll einhersprengende, waffenklirrende, jauchzende Reiterscharen. Und nach einem solchen Mongolensturm kam dann wieder zum soundsovielten Mal die Marseillaise, die jedenfalls das schönste und schneidigste Sturmlied ist, das je komponiert wurde. So oft es zu Ende war, brachen die Spieler in Jubel aus, und einige unter ihnen verstiegen sich sogar zu einem rauhen »Wüff la Frons!« Es lag eine für mich völlig neuartige Stimmung über diesem Fest, in dem sich französische Eleganz mit persischem Prunk mischte, wo zwischen den goldbetressten Uniformen der Konsuln, den tadellosen Fräcken der europäischen Herren und den pompösen Gewändern der persischen Würdenträger die duftigen Damentoiletten leuchteten, wo unter dem wolkenlosen Himmel Persiens und inmitten der lehmgebauten Stadt Täbris fröhliche Scherzworte und Galanterien in der graziösen Sprache Frankreichs hin und her flogen, während die schwarz gekleideten Diener mit unbeweglichen Gesichtern und geräuschlosem Schritt wie Schatten standen, kamen und gingen, aber wie Schatten, die auf silbernen Tassen die erlesensten Leckerbissen servieren, die das Land zu bieten hat.

Mit Einbruch der Dunkelheit verabschiedeten sich alle Perser bis auf den Hakim von Täbris, der, wie eine Anzahl europäischer Gäste, auch zum Diner eingeladen war. Nach der offiziellen Rede, die der Hakim auf Persisch hielt und der Konsul französisch erwiderte, schmetterte im Garten wieder die Marseillaise, und wir alle, auch der Hakim, leerten mit lautem »Vive la France!« den Becher Cliquot bis zum Grund auf das Wohl der Republik und ihres Vertreters, des ritterlichen Herrn Bergeron. Dann gedachte der Konsul mit herzlichen Worten meiner Heimat und meiner fernen Eltern, von denen, wie er mir mit Raffinement erst jetzt mitteilte, nachmittags ein Brief und ein offenes Telegramm angelangt war. Und während im Garten die österreichische Hymne ertönte und alle mit mir anstiessen, übergab er mir einen dicken Brief, den ersten, den ich auf der Reise von zu Hause erhielt. Ich konnte ihn ruhig bis zur Nacht ungelesen lassen, da die Depesche, die über das Konsulat in Tiflis gegangen war, nur die besten Nachrichten enthielt und natürlich viel jünger war als der Brief. Der Konsul bestand aber darauf, dass ich den Umschlag sofort öffnete, da er nicht dulden wollte, dass ich aus Zeremonie so lange warten sollte. In dem Brief steckten noch sechs andere, deren

einer sogar aus Island kam und durch dessen Marke ich einer der Damen grosse Freude bereitete, da Briefe aus Island in der Tat nur selten nach Täbris gerichtet werden.

Wir sassen nach dem Essen noch lange auf der Terrasse und erfreuten uns an dem Leuchten der vielen Lampions, die jetzt angezündet waren und wie bunte Reihen von Glühwürmchen aus den Ecken des Gartens glänzten. Allmählich meldeten sich die Diener, die zum Abholen ihrer Gebieter bestellt waren, und die Gäste brachen auf. Eine Zeitlang blieb der Zug beisammen, dann zweigten einige rechts und links ab und die letzten zwei Minuten vor meinem Gasthof war ich mit meinen Leuten schon allein. Froh und zufrieden las ich noch im Bett meine Briefe und schlief dann in der Kühle der Nacht friedlich ein, dem Schicksal dankbar, das mich einen so schönen Abend hatte erleben lassen.

Im Verlauf des Tages hatte der treffliche Mirsa Risa Chan nach Pferden für mich Umschau gehalten, und am folgenden Morgen liess er mir vier zur Ansicht bringen. Es versteht sich, dass ich nicht die Absicht hatte, von den prächtigen Turkmenenhengsten zu kaufen, die die Vornehmen des Landes reiten. Diese Pferde, deren Preis zwischen 100 und 1000 Tomans schwankt, wären mir erstens zu kostspielig gewesen und zweitens halten so feine Pferde die Anstrengungen weiter und täglich wiederholter Ritte nicht gut aus; abgesehen davon, bilden sie eine zu grosse Versuchung für heimliche Liebhaber oder solche, bei denen die Besitzverschiebung auch ohne Heimlichkeiten vor sich geht; solche gibt es besonders unter den Kurden. Ich wollte nichts anderes, als drei kräftige Tiere einheimischer Zucht, natürlich Hengste, da es in Persien eine Schande ist, auf einer Stute zu reiten. Wallache gibt es nicht oder nur höchst selten. Im übrigen war zurzeit in Täbris die Auswahl nicht gross, da die Armenier die Stadt in Scharen verliessen, um sich vor der Cholera in die Dörfer des Sehend und Karadagh zu flüchten; daher waren Pferde eine gesuchte Ware.

Unter den mir vorgeführten waren zwei Schimmel, ein Eisenschimmel und ein Brauner; die beiden letzteren gefielen mir recht gut, doch behielt ich diese Ansicht für mich, da der Händler jedenfalls entschlossen war, den fremden Herrn tüchtig zu schröpfen. Allein ich hatte in Mirsa Risa Chan einen Helfer, der mich sicher vor unnötiger Ausbeutung bewahrte. Er sagte mir sogleich, ich solle nicht mehr als 30 Toman für das Stück bieten und nicht mehr als 40 geben. Als ich dies dem Händler sagte, rief er Allah und den Propheten an, nahm seine vier Gäule und zog ab. Diese Komödie beunruhigte mich wenig; schon nach einer Stunde kam er zurück und verlangte für alle drei Pferde 150 Toman; ich bot 100, er ging auf 140 herab, ich auf 110 hinauf; nachdem wir so weit waren, ging er wieder entrüstet fort. Nach dem Essen hatte

er sich schon zu 130 entschlossen, während ich 110 festhielt, bis er 120 sagte; zu diesem Preis schlossen wir ab, falls der Proberitt zufriedenstellend ausfiel.

Dieser wurde sofort angetreten; wir nahmen den Braunen, den Eisenschimmel und den jüngeren der beiden Schimmel, ich liess satteln und versuchte zunächst den Braunen, der Mirsa und Weichbold bestiegen die beiden andern Pferde, Abdull folgte auf dem beiseite gestellten Schimmel. Ich hatte bei diesem Ritt zum erstenmal Gelegenheit, Abdulls Tatarensattel zu versuchen und verstehe bis heute noch nicht, wie sich ein Mensch ohne zwingenden Grund auf einen derartigen Marterbock setzen kann. Der Sattel meines Meschadi war in seiner Art gar nicht schlecht; ich lernte später noch viel schlimmere kennen; aber im Vergleich zu einem europäischen Sattel war er ein schreckliches Gerät. Er fiel nach vorne zu ab, so dass man nur durch den spannhohen hölzernen Sattelknopf davor bewahrt wurde, selbst bei stillstehendem Pferd auf den Hals des Tieres hinab zu gleiten. Des normalerweise zum Sitzen bestimmten Körperteils konnte man sich auf diesem Sattel gar nicht dazu bedienen und infolgedessen fehlte jede Art von Sattelschluss oder Freiheit in der Bewegung der Beine. Die Bügel hingen ganz rückwärts, so dass die Stellung des Reiters etwa die war, die man beim steil bergab Reiten einnehmen muss, nur mit dem Unterschied, dass dort die gezwungene Haltung Zweck hat, was hier entschieden nicht der Fall ist. Das Pferd mit Schenkel, Knie oder Waden zu lenken, ist ganz ausgeschlossen, nur die Absätze kann man ihm zu fühlen geben. Man ist zwar fest auf seinem Sitz, aber hilflos wie eine Wäscheklammer, wenn der Wind am Leintuch zerrt. Jedenfalls hat auch diese Art von Sätteln ihre Vorteile, denn sonst wären wohl andere Konstruktionen üblich, mir aber sind sie bisher verschlossen geblieben. Ich hörte später einmal einen Kurden sagen: »Wir reiten auf den Flanken des Pferdes, aber die Leute unten auf dem Maul.« Und tatsächlich spielt bei dem tatarischen Reiten der Zügel die Hauptrolle während die Hilfen des europäischen Reiters gar nicht angewendet werden können. Damit mag es auch zusammenhängen, dass die Pferde, die ich kennen lernte, mit Ausnahme der Paradehengste und der kurdischen Bergpferde, alle sehr hartmäulig und schwach auf den Vorderfüssen waren, denn beim Uebergang aus dem Galopp in den Schritt oder Trab muss der tatarische Reiter mit Wucht nach vorne fallen und das Pferd knickt dann leicht in den vorderen Knien ein; dies muss durch Hochreissen am Zügel verhindert werden, da ein nach rückwärts Setzen durch die Bauart des Sattels unmöglich gemacht wird.

Ich war herzlich froh, einen bequemen Bocksattel mitgebracht zu haben, und der Proberitt verlief zufriedenstellend. Zwar schien der Braune ein Durchgänger zu sein, aber dergleichen setzt sich nach dem ersten

Zehnstundenritt rasch. Wir ritten eine Stunde lang in allen Gangarten vor der Stadt umher, ich versuchte alle vier Pferde, und als wir heimkamen, kaufte ich die drei, die ich schon vorher ausgesucht hatte. Der Preis von 120 Toman = ca. 480 Mk. für drei mittelgute und nicht alte Hengste ist nach unsern Begriffen sicher sehr gering, und ich war auch mit dem Handel zufrieden. Es stand mir frei, die Pferde noch vier Monate lang zu benutzen, bevor ich sie verkaufte, und der Verlust, den ich dabei notwendig erleiden musste, war viel, viel geringer, als der Betrag, den gemietete Pferde in der halben Zeit gekostet hätten.

Im allgemeinen kann die Regel gelten, dass es sich bei derartigen Reisen schon lohnt, ein Pferd zu kaufen, wenn man es auch bloss drei Wochen lang braucht; dies vom Geldstandpunkt; das Futter kostet sehr wenig, und unter einem Toman pro Tag wird man kaum ein leidliches Tier zu mieten bekommen. Dazu kommt noch, dass man bei Mietpferden stets einen begleitenden Mann mitzahlen muss, dass man alle Tage einen andern Gaul unter sich hat, dass man von den Vermietern, die die Zwangslage des Reisenden ausnützen, in unverschämter Weise ausgebeutet wird und oft genug überhaupt keine Pferde erhalten kann, besonders für unsichere Gegenden. Hat man dagegen die Pferde als Eigentum, so ist man stets frei und mobil, und ausserdem ist das Pferd eine Sparkasse, aus der man beim Verkauf einen Betrag erhält, der in der Zwischenzeit nicht ausgegeben werden kann. Man lernt das Rechnen, wenn man wochen- und monatelang von jeder Geldquelle fern ist und doch nie allzugrosse Summen bei sich tragen will.

Nun hatte ich weder Grund noch Vorwand mehr, lange in Täbris zu bleiben; die Zeit war kostbar. Nur eines blieb mir noch zu erledigen, nämlich die Einrichtung einer besonderen Cholera-Apotheke. Es gibt zwar keine radikalen, aber immerhin ganz gute Mittel, besonders zur Verhütung dieser Krankheit, und Dr. Copin hatte deren zurzeit reichlich auf Lager. Ich überliess ihm die Zusammenstellung und er gab mir zu jedem Mittel genaue Anweisungen. Milchsäure, Chloroformwasser, Lerebouletsche Flüssigkeit und andere Wässerchen erhielt ich in genügenden Mengen, um nötigenfalls noch davon an andere Leute als mich und meine Begleiter abgeben zu können, und ich überlegte, dass ich mich damit in Urmia oder Khoi sehr beliebt machen könnte, falls mich die Seuche dort zernieren sollte. Leider hatte ich alle die schönen Dinge umsonst gekauft, und sie waren in Täbris natürlich nicht eben billig; niemand von unserer Expedition bekam die Cholera, und wenn wir in der Folge auch nicht immer in seuchenfreien Gegenden reisten, so hatte ich doch nur für die Präventivmittel Verwendung. Ich ergänzte meine Vorräte noch durch ein Dutzend Flaschen Limonade und Mineralwasser russischer Herkunft, um nicht Durst leiden zu müssen, falls einmal das

Abkochen von Wasser einen Tag lang unmöglich war. So konnte ich nun wenigstens mit dem Gefühl in die unsichere Zukunft reiten, der Vorsicht ihr Recht nicht versagt zu haben. Alles übrige lag bei Allah; sein Name töne ewig, wie das Rauschen der Ströme!

Am letzten Tag lernte ich bei Konsul Bergeron noch den Assistenten des Herrn de Mecquenem kennen, Herrn Cherel, der eine Maultierkarawane von Täbris nach Kirdschawa bringen musste, von wo sie mit Fossilien beladen wieder zurück sollten. Es war anzunehmen, dass Herr Cherel früher bei seinem Chef eintraf als ich und ihn daher auf meinen Besuch vorbereiten konnte; trotzdem gab mir Herr Bergeron noch einen Brief an den französischen Forscher mit und verdiente sich nochmals meinen Dank; ich nahm herzlichen Abschied von ihm und seinen Angehörigen und erfuhr später noch zu meiner Freude durch einen Brief von ihm, dass seine Familie und die ganze europäische Kolonie von der Cholera verschont geblieben waren, die wenige Tage nach meiner Abreise ihren Einzug in Täbris hielt, wo sie über zwei Monate herrschte.

Am Vorabend meiner Abreise war ich noch mit Weichbold und Abdull bei Mirsa Risa Chan zu Gast, und am frühen Morgen des 17. Juli sass ich endlich im Sattel und der Weg begann. Um 3 Uhr waren wir aufgestanden, um $4^{1}/_{2}$ Uhr verliessen wir Täbris. Ich ritt den Braunen, der zwar noch immer sehr munter war, aber doch zu merken schien, dass eine Zeit tüchtiger Arbeit für ihn herannahte. Weichbold hatte den grossen Schimmel unter sich, Abdull trottete auf dem kleinen Grauen neben den Arbas her. Es waren ihrer zwei, mit je einem Pferd und je einem Kutscher, eine dritte war bereits vorausgefahren. Es war ein wohltuendes Gefühl, nun endlich, frei von Postwagen und Pferdeverleihern froh des Weges ziehen zu können, als Herr einer wenn auch kleinen, so doch leicht beweglichen Expedition, die ich halten lassen konnte und wieder in Bewegung setzen, wann und wo es mir beliebte. Was ist das Reisen, solange es in Bahn oder Wagen nur von einer Station nach der nächsten und übernächsten geht! Erst wenn man den Gaul zwischen den Beinen und ein ordentliches Stück Erde vor sich hat und über sich den Himmel, dann erfasst man das herrliche Gefühl des Wanderns und Reisens! Aber dazu gehört kein Land, wo es auf Schritt und Tritt Hotels und Bahnhöfe gibt, dazu gehört der weite Horizont, die Wildnis, die Steppe, die Wüste, dazu gehören schlechte Wege und schlechtes Quartier, Hitze und Staub oder Frost und Schneetreiben, dazu gehört das, was uns Europäern fehlt, ein bischen Kampf mit der freien Natur! Dann scheint ein Schluck lauwarmen Tees köstlicher als der feinste Sekt, dann mundet ein Bissen lederzähes Brot besser als das zarteste Hühnerfilet, dann schläft sichs auf einem ungehobelten Brett friedlicher als im schönsten Messingbett mit Daunen und Rosshaar! Herrgott, wie stark und frei und gesund fühlt



Ruinen der Göi Metschet in Täbris
pinx. Heinz Pinggera n. Orig.-Phot.

man sich da, wie stolz und glücklich, wie mächtig und reich, — wenn auch der Sand die feuchten Haare verklebt und die Sonne auf den Helm heruntersengt! Der Mann hat es erfasst, was Reisezauber heisst, der da gedichtet hat:

Lasst mich nur auf meinem Sattel gelten,
Bleibt in euern Hütten, euern Zelten,
Und ich reite froh in alle Ferne,
Ueber meiner Mütze nur die Sterne.

Schon verschwand Täbris hinter einem Schleier von Staub und Dunst, und vor uns stieg in der Richtung nach dem See die Vulkaninsel des Schahi-Daghi über dem Horizont empor. Nur wenige Kräuter sprossten aus dem dürren Sandboden, kärgliche Nahrung für kleine Schafherden, auf die Prinz und Sherry, die jetzt endlich auch ihre Freiheit geniessen konnten, wilde Jagden machten, zum Entsetzen der schafehütenden Kinder, die vor den blutdürstigsten Tigern keine grössere Angst haben konnten, als vor meinen kleinen Kläffern. Mit heraushängender Zunge und keuchend kehrten diese von ihren Opfern zurück und baten winselnd, ein Stückchen auf der Arba fahren zu dürfen; war ihnen dies gestattet worden, dann standen sie auf der höchsten Kante der obersten Kiste auf der Lauer, und sowie sich ein neues Schaf oder ein weidendes Eselein zeigte, stürzten sie herab, sich überkugelnd in ihrem Eifer, und sprengten das arme Tier nach allen Richtungen, bis irgendwoher mit wütendem Gebell ein riesiger Köter gerannt kam, vor dessen Zähnen sie sich dann eiligst zwischen unsere Pferde retteten. In gerechtem Zorn umtollte uns dann der Hüter der Herden, bis einer der Gäule unwillig nach ihm ausfeuerte oder der Arbadschi ihn mit einem wohlgezielten Peitschenhieb in die Flucht schlug.

Zur Linken lag das riesige Massiv des Sehend, der noch Spuren von Schnee auf seinem über 4000 Meter hohen Gipfel zeigte und sparsame Bächlein über seine Hänge sandte, die von den Eingeborenen sorgsam in kleine Kanäle geleitet waren. An einigen Stellen ermöglichten es diese, den Sandboden in Wiesengrund und Weideland zu verwandeln. Das Verteilen des Wassers auf die Felder oder Grasflächen geschieht meistens mittels Schöpfrädern, hier aber lernte ich eine neue Art der Wasserförderung kennen. Der Kanal mündet in einen mehrere Meter tiefen Schacht, über dessen Oeffnung eine Welle angebracht ist, wie bei einem Eimerbrunnen. Ueber die Welle läuft ein Seil, an dem ein Ledersack hängt; dieser hat die Form einer Düte, deren unteres Ende abgerissen ist; am unteren Ende ist ein zweiter Strick befestigt, der über eine zweite, am Brunnenrand angebrachte Welle läuft; beide Seilenden sind an dem Joch eines Büffels festgebunden, der in einer Wandelbahn vom Brunnen und wieder zurückgeht. Ist er dem Schacht ganz nahe, so dass beide

Stricke locker sind, so senkt sich der Sack mit eingeknicktem Unterende ins Wasser hinab und fullt sich; bewegt sich nun der Büffel vom Brunnen weg , so hebt er erst an dem oberen Strick den Sack bis an den Brunnenrand; dann erst übt der zweite Strick seinen Zug auf das eingeknickte Unterende aus; dieses klappt auf und das im Sack enthaltene Wasser ergiesst sich durch das Loch im unteren Ende der Düte in eine Holzrinne, von wo es sich selbsttätig in viele kleine Berieselungskanälchen verteilt. Diese Einrichtung ist viel primitiver als das Schöpfrad, das ein Göpelwerk mit Kegelzahnrädern und zahlreiche, an das Schöpfrad schräg festgebundene Krüge erfordert; aber der Ledersack und der biedere Büffel tun ihren nützlichen Dienst so gut, wie das Kamel, das im Stelzschritt den Göpel treibt.

Um 10 $^{1}/_{2}$ Uhr rasteten wir in einem Dorf, Namens Ilchitschi, das nur aus drei oder vier Häusern und einer Teebude an der Strasse bestand. Hier erhielten die Pferde Grünfutter, und ich liess ein Dutzend Eier und Tee kochen. Kein Fleckchen war frei von dem feinen Sand, den der Wind in Wolken dahintrug. Er erfüllte jeden Kubikfuss Luft mit zahllosen Körnern, und wenn man das Stück Brot, das man in der Hand hielt, eben mit dem Taschentuch abgestaubt hatte, so knirschte es schon wieder von Sand, wenn man es im nächsten Augenblick zum Mund führte. Ein Glas Tee, das eine halbe Minute unbedeckt stand, zeigte schon einen Bodensatz von Sand, das Salz wurde gelbgrau wie Pfeffer, und die hartgekochten Eier musste man mit einem einzigen Bissen in den Mund nehmen, um nicht mehr Sand als Dotter zu verschlucken. Unter diesen Umständen schien es das beste, die Rast nach Möglichkeit zu verkürzen, und als die Pferde sich einigermassen gesättigt hatten, sassen wir von neuem auf und ritten in den Staubsturm hinaus. Die Temperatur war infolge der starken Luftströmung bedeutend geringer als in den Vortagen, und das Thermometer stieg im Schatten nicht über 29°, während ich in Täbris wiederholt 39—39,5° gemessen hatte, und in der Sonne bis zu 53 Grad.

Vor uns erblickten wir bald zwei Reiter mit einigen ledigen Pferden; es waren Kurden, wie sich leicht an den weiten weissen Hosen und dem weissen, bunt umwickelten Fes erkennen lies. Ihre kurzen Kittel, die den Rücken nur zum Teil bedeckten, liessen die wohlgefüllten Patronengürtel sehen, und als wir näher kamen, nahmen sie ihre Martinikarabiner ab und legten sie quer vor sich über den Sattel. Dies ist eine allgemein verbreitete Vorsichtsmassregel, die zwar nicht von gegenseitigem Vertrauen zeugt, aber auch nicht beweist, dass man dem andern an den Hals will; man macht sich nur bereit, falls es etwas geben sollte. Bald hatten wir sie hinter uns gelassen, und als wir um 3 $^{1}/_{2}$ Uhr in dem Dorf Göigän Quartier bezogen, kamen sie uns wieder nach, und Abdull erfuhr von

ihnen, dass sie Leute des Prinzen Guli seien, die für ihren Herrn drei Pferde aus Täbris gebracht hatten. Da in der Gegend erst unlängst ein Trupp reisender Kaufleute seiner Pferde beraubt worden war, waren sie sehr auf ihrer Hut, aber von einem »Färängi-Sahab« (Herrn Europäer) hatten sie nichts derartiges zu fürchten. Uebrigens ersuchten sie sogar, der Sicherheit halber mit mir bis Schischawan reiten zu dürfen, aber ich lehnte ab. Wir hatten einen mehr als neunstündigen Ritt hinter uns, und mehr sollte den Pferden am ersten Tag nicht zugemutet werden.

In Göigän erwartete uns auch die dritte Arba, so dass wir jetzt vollzählig waren. Abdull wusste im Orte einen Mollah, der mit seinem Bruder befreundet war, und zu dessen Haus ritten wir hin. Wir wurden sofort sehr gut aufgenommen, die Pferde kamen in einen hübschen Stall, ich liess für sie Grünfutter und Gerste kaufen, für mich und Weichbold zwei Hühner, die abends zubereitet werden sollten. Wir genossen insofern Gastfreundschaft, als man die Höhe der zu bezahlenden Summe mir überliess; Abdull riet mir, nicht mehr als 5 Kran zu geben; wenn ich bedachte, dass der Hausherr nur ein Zimmer und Tee beizustellen hatte, war dies auch ganz genügend. Ich liess meinen Sattel, in dessen Taschen ich mein ganzes Vermögen hatte, hinauf ins Zimmer bringen. Dies überblickte einen hübschen kleinen Garten, den Hintergrund bildete der mächtige Sehend. Hier war es kühl und staubfrei, während in der Dorfgasse der Wind dichte gelbe Wolken dahinfegte. Im Garten standen einige Nussbäume und Platanen, am Brunnen spielten zwei kleine Kinder mit einer Katze, und ab zu trat ein verschleiertes Weib aus dem Haus und liess von der kreischenden Welle einen Tonkrug in die Tiefe, den sie dann auf dem Kopf forttrug. In diesem Land spielt sich das Leben, wie fast im ganzen asiatischen Orient, jedenfalls, bis auf einige Abweichungen, genau so ab, wie vor tausend und zweitausend Jahren. Noch genau so wie damals bauen die Leute ihre Häuser aus Balken und Lehm, lassen durch Büffel und Kamele die Schöpfräder treiben, holen mit dem Krug Wasser aus den Brunnen, wie damals bereiten sie ihre Nahrung, reisen, wohnen, denken, und arbeiten sie. Auch ihre Tracht dürfte sich kaum stark geändert haben. Wenn ich in meinem Zimmer Umschau hielt, fand ich ausser dem russischen Samowar keinen Gegenstand, der eine Errungenschaft der neuen Zeit gewesen wäre; und die von innen mit Holzkohlen erhitzten Kessel, in denen dort, wo man keinen Samowar findet, das Wasser zum Sieden gebracht wird, sind jedenfalls auch schon seit undenklichen Zeiten gebräuchlich.

Wir hatten an diesem Tage eine Strecke von über 50 Kilometern zurückgelegt, acht täbriser Farsach. Die Farsach, Xenophons Pharasangen, sind die persischen Meilen, und ein Farsach ist ungefähr die Strecke, die ein Kamel im Schritt während einer Stunde zurücklegt. Im Osten und

8*

Süden von Persien gibt es auch längere Farsachs, gerade wie es bei uns verschiedene Meilen gab und noch gibt. Der Farsach von Aserbejdschan ist ungefähr so lang, wie eine geographische Meile, etwas über sieben Kilometer. Bis Schischawan blieben nun noch 6 Farsach, die im Lauf des nächsten Morgens und Mittags leicht zu bewältigen waren. Meine Hunde musste ich in einem kleinen Stall im Hof lassen, da sie den Mohammedanern als unreine Tiere gelten und daher nicht in die Zimmer gebracht werden dürfen. Nutzen hatte ich bisher von ihnen keinen gehabt, wohl aber schon viel Aerger, und wenn ich mich ihrer hätte auf gute Art entledigen können, wäre es mir gar nicht unangenehm gewesen. Sie aber einem beliebigen Tataren zu schenken, brachte ich nicht übers Herz; aber die Wahrscheinlichkeit, dass sie die Heimat wiedersehen würden, nahm täglich ab.

Um 5 1/2 Uhr morgens ging die Reise weiter; erst mussten wir ein gutes Stück durch das Dorf zurück, durchritten den Basar, ritten neben der zerfallenen Brücke durch das wasserleere Bett eines Flüsschens und wandten uns dann nach Süden. Wir kamen an einem Friedhof vorbei, der hoch an der Berglehne lag und in dem mir einige lebensgrosse Steinbilder, die Widder und Löwen vorstellten, besonders auffielen. Die persischen Friedhöfe sind von den türkischen sehr verschieden; dort stehen über den Gräbern hohe Steinpfeiler, an denen zu sehen ist, ob ein Mann oder ein Weib unter ihnen bestattet ist, hier aber sieht man nur kleine, manchmal mit Inschriften versehene Steintafeln in der Erde stecken; die Tierstatuen sah ich sonst nirgends wieder, und einer der Kutscher, den ich fragen liess, was diese Steinbilder bedeuteten, sagte, dort seien die Hakims und Mollahs begraben; ob dies richtig ist, weiss ich nicht.

Wir hatten die Breite des Urmiasees bereits erreicht und ritten nun auf eine Bergkette zu, die weit in den See vorspringt. Bald begann der Weg stark zu steigen; von der Höhe erschien der Schahidaghi als Felseninsel, das zwischen ihm und dem Festland liegende Stück war ein salzglänzender Sumpf, der zahlreiche feste Inselchen zeigte und viele kleine Wasserläufe. Das Wasser war tiefblau, die trockenen Stellen glänzten in der Sonne wie frischgefallener Schnee, der Schahidaghi schien goldrot und grauviolett und der staubverschleierte Himmel hatte jenen türkisblauen Ton, der durch das Gelb des in der Luft suspendierten Sandes entsteht. Der Streifen Landes, der den Schahidaghi vom Ufer trennt, ist bei grossen Dürren jedenfalls ganz trocken, zur Regenzeit vermutlich oft von Wasser bedeckt. Gegenwärtig war es am schwierigsten, ihn zu passieren, da er zum Reiten zu sumpfig, zum Kahnfahren zu trocken war. Auf dem Schahidaghi liegen einige elende Dörfer und die Ruinen eines alten Schlosses, das nach seinem Erbauer Husseyn Schach Kalessi heisst. Die Passhöhe der kleinen Bergkette war eine sehr enge Scharte, zu der der Weg von beiden Seiten



22. Knabe und junge Mädchen (Schischawan)

ausserordentlich steil anstieg. Mit Mühe zwängten sich die Arbas durch die schmale Passage durch, und als wir oben waren, bekam einer der Hengste einen Wutanfall, wollte mit seinem Karren durchgehen, schlug und biss wütend nach jedem, der sich näherte, und hielt uns über eine Viertelstunde auf; dann war er mit einem Mal wieder ganz sanft und trabte im Zug weiter, als ob nichts geschehen wäre.

Prinz und Sherry waren an diesem Tage über die Massen lästig. Liess man sie frei laufen, brachten sie die Pferde in ständige Aufregung, indem sie an ihnen in die Höhe sprangen oder nach ihren Beinen schnappten, setzte man sie auf eine Arba, heulten und bellten sie zum Steinerweichen, bis das Zugpferd störrisch wurde und nach hinten ausfeuerte, hatte man sie wieder auf den Boden gelassen, rannten sie jedem Vogel in wilder Jagd nach, kamen dann keuchend zurück und verlangten, wieder auf die Arba gehoben zu werden. Ich war nahe daran, die verflixten Kläffer auf der Stelle zu erschiessen, aber ich tat es doch nicht; vielleicht fand Prinz Guli an ihnen Gefallen, und dann sollte er sie haben, gern und noch vielen Dank dazu.

Bald führte der Weg, der stellenweise gar nicht zu erkennen war, wieder bergab, und in einer kleinen Herberge liess ich Rast machen. Drei Soldaten, die nur an ihren Werndlgewehren als solche erkennbar waren, boten eifrig ihren Schutz an, natürlich nur in der Hoffnung auf Trinkgeld, und als ich ablehnte, halfen sie wenigstens so lange beim Ab- und Aufsatteln, bis für jeden einige Schahi abfielen. Zu essen gab es wieder Eier und Lawâsch-Brot, dazu Tee. Ich hatte meine Feldflasche bereits leergetrunken, denn es war heiss, und liess sie hier wieder füllen. Das trübe Wasser, mit dem der Tee zubereitet war, war zwar abgekocht, schmeckte aber noch nach allerlei organischen Substanzen, und nur durch reichlichen Zusatz von Zitronensäure liess es sich einigermassen schmackhaft machen. Die Temperatur stieg bis auf 32° im Schatten und 50 in der Sonne, der wir natürlich den ganzen Tag ausgesetzt waren; selbst durch meinen Helm fühlte ich die Strahlen hindurchstechen, und die Helligkeit war für die Augen sehr schmerzhaft; ich hatte ein paar schwarze Brillen mit meiner Nummer, aber diese waren in einer der Kisten, und über eine gewöhnliche Brille kann man nur sehr schlecht eine Schutzbrille aufsetzen.

Tiere sah ich sehr wenig; schwarze Käfer der Gattung Blaps war das einzige, was sich unter den Steinen finden liess, sonst schien die Gegend ausgestorben; ab und zu sah man eine Lerche oder Haubenlerche, aber von Eidechsen, Schlangen, Schmetterlingen, Skorpionen war nichts zu spüren. Von der Höhe einer neuen Hügelkette eröffnete sich nun der Blick auf das Südende des Sees, das ein ungeheurer Salzsumpf zu sein schien, auf die Inseln und auf die grüne Oase von Schischawan. Bald waren wir am Anfang der Felder und Gärten. Hier sah ich einen der

landesüblichen Dreschschlitten in Tätigkeit. In der Mitte eines kreisrunden Platzes von etwa 4 Metern Durchmesser ragt ein Pfahl aus der Erde, um den das zu dreschende Getreide in einem Haufen aufgeschichtet wird. Auf das Getreide wird der Schlitten gesetzt und durch eine Stange mit dem Mittelpfahl verbunden, so dass er in stets gleichem Abstand vom Zentrum im Kreis herumgezogen werden kann. An seiner Unterseite hat der Schlitten eine Welle mit eisernen Zähnen, die sich beim Fahren in Drehung setzt, wobei die Zähne ruckweise auf das Getreide aufschlagen. Vor den Schlitten wird ein Büffel oder Pferd gespannt, ein Mann setzt sich auf und rumpelt stundenlang im Kreis umher. Die durch die Zähne der Welle aus den Aehren geklopften Körner rieseln zwischen den Halmen hinab, und der schreitende Büffel sorgt dafür, dass der Haufen beständig aufgewühlt wird. Wenn nach der Ansicht des Lenkers das Getreide zum grössten Teil ausgedroschen ist, wird Halt gemacht und man räumt die Halme weg; darunter liegen nun die Körner, die zusammengeschaufelt werden. Dann wirft man die Halme nochmals auf die Tenne, und durch eine weitere Serie von Rundfahrten werden auch die letzten Körner aus den Aehren gestampft. Dieses Verfahren strengt jedenfalls weniger an als die bei uns gebräuchliche Dreschmethode, erfordert aber viel mehr Zeit, doch davon hat man in Persien die Fülle. Hauptsache ist, dass die Muskulatur nicht zu sehr in Anspruch genommen wird.

Zwischen Gartenmauern und Zäunen ritten wir in die Dorfstrasse ein, wo meine Karawane grosses Aufsehen erregte. Besonders die Kinder umtanzten uns schreiend und bettelnd. Schon ganz kleine Mädchen hatten einen Ueberwurf, mit dem sie, um es den grossen gleichzutun, ihr Gesicht wenigstens halb verhüllten, nur die unter sechs Jahren hüpften noch in holder Unbefangenheit umher. Obzwar die meisten der Kinder schon schwarz oder rot gefärbtes Haar trugen, hatte man es noch nicht für nötig gehalten, sie wenigstens einigermassen zu bekleiden; ein vom Hals bis an den Gürtel reichendes rotes Kittelchen bildete die ganze Toilette derer, die überhaupt etwas auf dem Leibe hatten, nur die grösseren hatten den dritten Teil einer ehemaligen Hose an, die Mädchen etwas mehr als die Knaben. Durch das ganze Dorf begleitete uns die Kinderschar, und wütende Balgereien fanden unter den Knaben um jeden Pul statt, den ich ihnen zuwarf. Die Mädchen zogen es vor, die Steigbügel zu fassen und solange mitzulaufen, bis auch ihnen der Tribut gezollt war. Dabei hielten sie immer ihren »Jaschmak« vor das Gesicht, und nur ab und zu liessen sie kokett ihre schwarzen Augen hervorblitzen. Offenbar bereitete es ihnen grossen Spass, sich auf diese Art den Fremdling so ungeniert aus der Nähe betrachten zu können; trotz ihrer frechen Zudringlichkeit war dem kindlich bittenden Ton ihrer hellen Stimmchen nur schwer zu widerstehen; allein durch eine Gabe wurde man sie durchaus nicht los;

sie hüpften munter nebenher und bettelten fröhlich weiter. Einige unter ihnen hatten sehr hübsche Gesichtchen, und wie wir Männer schon sind, gab ich diesen lieber etwas, als denen, die bloss durch ihre Frechheit wirken konnten. Wie zur Belohnung zogen dann die durchtriebenen kleinen Kröten ihren Schleier für einen Augenblick weg und sandten ein keckes Lächeln herauf. Endlich, als wir die letzten Häuser passiert und freien Weg vor uns hatten, gab ich meinem Gaul die Absätze und entzog mich so den Verfolgerinnen, wie einst Held Harald den Elfen.

Der Sitz des Prinzen lag etwa zwei Kilometer vom Dorf entfernt, inmitten reicher Obstgärten, ragender Pappeln und mächtiger Platanen. Vor der Umfassungsmauer sassen wir ab, Diener eilten herbei und übernahmen unsere Pferde. Trotzdem ich eingeladen war, musste ich doch die Vorschrift der guten Sitte wahren, liess meinen Train draussen warten und begab mich allein ins Haus. Man führte mich über einen Hof, dann durch ein Tor, in dem einige Soldaten Wache hielten und stramm präsentierten, endlich über eine Holztreppe in ein Zimmer, dessen Einrichtung nur aus prächtigen Teppichen bestand. Dort liess man mich einige Minuten allein; dann brachte ein Diener einen Stuhl; nach einer Weile kam er mit einem zweiten Stuhl, auf dem ich Helm, Reitpeitsche und Pistole deponieren sollte; wieder nach einer Weile brachte er ein Tischchen, Zigaretten und Tee. Eine neue Viertelstunde verging, dann erschien ein Mollah, der sich schweigend in eine Ecke setzte.

Endlich kamen sechs Diener, brachten einen neuen Sessel und bildeten dann an der Tür Spalier; noch eine Minute verstrich, dann kam ein siebenter Diener, mit ihm Abdull, der sehr schüchtern auftrat und sich bescheiden in eine andere Ecke setzte. Der siebente Diener ging wieder hinaus — alles im tiefsten Schweigen —, kam aber sofort wieder und sagte: »Schachsada (der Prinz)«. Die sechs Männer an der Tür verneigten sich tief, beide Hände an den Schläfen, als Imam Guli Mirsa eintrat. Er war etwa 50 Jahre alt, eine imponierende Erscheinung und von auffallender Aehnlichkeit mit Nasr ed Din Schach. Dieselbe scharfe Nase, derselbe dichte Schnurrbart; er trug die hohe schwarze Fellmütze, einen grauen langen Rock, darunter einen ganz ähnlichen, nur um zwei Nummern kleiner, lange graue Beinkleider und rote Pantoffel.

Wir schüttelten uns die Hände und ich winkte Abdull herbei, liess den Prinzen begrüssen, ihm für seine Einladung danken, ihm Grüsse von Konsul Bergeron melden, was Abdull mit einer Schüchternheit übersetzte, die von seinem sonstigen energischen Wesen sehr abstach; jedenfalls hatte er grossen Respekt vor dem hohen Herrn. Der Prinz erwidert mit einer höflichen Phrase und sprach dann zu meiner angenehmen Ueberraschung in ganz gutem Französisch weiter. Bald war ein Gespräch in Fluss, das sich zuerst um den russisch-japanischen Krieg, dann um die

Cholera drehte; der Prinz war der Meinung, dass Täbris bereits völlig verseucht sei und schien meine gegenteilige Versicherung nicht recht zu glauben.

Nach einer halben Stunde kam ein Diener — die andern hatten bisher unbeweglich an der Wand gestanden — und meldete, dass meine Zimmer bereit seien. Ich hatte dem Prinzen bereits mitgeteilt, dass ich am folgenden Morgen mit Abdull nach Maragha reiten wollte, worauf er höflich erwidert hatte, ich sei in meinem Haus und er würde sich erlauben, in meiner Abwesenheit ab und zu in meine Zimmer zu kommen, um zu sehen, ob man auch für meinen Diener gut sorgte. Weichbold sollte mit den Hunden und dem Gepäck meine Rückkehr von Maragha hier erwarten. Nun führte man mich in einen Flügel des schlossartigen Hauses, in dessen erstem Stock bereits zwei Zimmer mit Teppichen belegt waren; auch Decken und Kissen, Stühle, Waschbecken und einen Tisch hatte man hineingestellt. Die grossen Bogenfenster waren ohne Scheiben und überblickten den Garten. Alles Gepäck war unter Weichbolds Leitung bereits herbeigeschafft worden, und ich fand schon mein Waschzeug, meine Instrumente usw. in schönster Ordnung. Für die Hunde war ein alter Filzteppich gebracht worden, an dem nichts mehr zu entweihen war; auf einen guten Teppich hätte man sie nie treten lassen.

Nach einer halben Stunde — es war schon fast Sonnenuntergang — liess sich der Prinz anmelden, erkundigte sich, ob ich zufrieden sei, liess sich Weichbold vorstellen, sah sich meine Instrumente an und liess sich das Feldbett demonstrieren. Dann stiegen wir auf das Dach, von wo man die weitere Umgebung von Schischawan überblicken konnte; dort tranken wir wieder Tee und der Prinz versprach mir, dass bis zu meiner Rückkehr aus Maragha ein Schiff bereit sein werde, um mich nach den Inseln zu führen; es würde gross genug sein, um die Pferde und das Gepäck aufnehmen zu können. Ich sollte auf den Inseln bleiben, solange es mir beliebte, und es war mir gestattet, dort bis zu drei Wildschafe zu erlegen. Das Schiff sollte mich dann nach dem andern Ufer bringen, von wo ich in wenigen Stunden die Stadt Urmia erreichen konnte. Dieses gastfreie Entgegenkommen übertraf meine kühnsten Erwartungen, und ich dankte dem Prinzen aufrichtigen Herzens. Als die Sonne gesunken war, wünschte er mir gute Nacht und zog sich zurück. Bald wurde in meinem Zimmer der Tisch gedeckt und eine reiche Mahlzeit aufgetragen. Ich ass mit Weichbold, Abdull bei den Leuten des Prinzen. Das Menü bestand aus Hühnersuppe, gebratenen Hühnern, Hammelbraten und Hammelpilaf, zum Dessert brachte man geröstete Pistazien, Fruchtgelee, persisches Konfekt, Kaffee und eine Flasche russische Wodka.

Der Abend war erfrischend kühl und die Luft inmitten der Gärten frei von Staub; ich schlief beneidenswert gut, bis mich Weichbold am nächsten Morgen weckte.

Für den Ritt zu Herrn de Mecquenem nahm ich nur mein Waschzeug mit, meinen Browning, die Feldflasche und den photographischen Apparat. Um 8 Uhr früh ritt ich mit Abdull weg, zurück durch das Dorf und dann nach Osten. Der Weg führte erst am Ufer einer Bucht entlang, dann an Salzsümpfen vorbei, endlich in ein breites Tal. Wir ritten am Südabhang des Sehend entlang, bergauf und bergab, durch kleine Dörfer, durch Sandflächen und über Steppenboden, ohne eher zu rasten als in der Stadt Maragha. Diese kündigte sich durch Gärten und Felder an, wie alle Orte hierzuland, die durchwegs in Oasen liegen. Bevor wir die Stadt betraten, übersetzten wir auf einer schönen hochgewölbten Brücke den Soffi-Tschai, in dem noch sehr viel Wasser floss; der Brückenkopf war von zwei hohen Türmen flankiert, zwischen denen einst ein Tor gestanden hatte; jetzt war die Stadt offen. Durch verschiedene enge Gassen gelangten wir auf einen weiten Platz, auf dem das Haus des Gouverneurs lag. Ich hatte an diesen einen besonderen Empfehlungsbrief und war daher eines guten Empfanges sicher — wie ich meinte; Hadschi Seid el Mulk war aber die Ausnahme, von der ich einige Seiten früher sprach.

Vor dem Tor präsentierte die Wache, Diener nahmen sich der Pferde an und führten mich in einen schönen Empfangssaal; ich gab einem von ihnen meinen Brief und erging, seinen Herrn zu holen. Bald kam er und meldete, der Chan schlafe, werde aber baldigst erscheinen. Man brachte Tee und Kuchen und eine halbe Stunde verstrich. Nun schickte ich den Diener wieder, nach seinem Gebieter zu sehen; der Diener blieb weg, der Herr auch. Ich wurde ein wenig ungeduldig, aber schliesslich muss man das Mittagsschläfchen eines alten Herrn respektieren, und so liess ich noch eine halbe Stunde vorübergehen. Dann rief ich wieder nach dem Diener und befahl ihm, seinen Chan sofort zu wecken, sonst würde ich fortreiten; ich verlangte vom Gouverneur, dass er sofort erscheinen und mir einen Führer nach dem Dorf geben solle, bei dem de Mecquenem sein Lager hatte. Der Diener ging bestürzt fort, und ich sandte Abdull aus, um auf eigene Faust einen Führer zu suchen.

Noch eine halbe Stunde wartete ich, bis Abdull zurück kam; er hatte einen Mann gefunden, der uns führen wollte. Nun schrie ich aus Leibeskräften nach dem Diener, Abdull sekundierte mir, bis das ganze Haus bis auf den Chan schreckensbleich zusammenlief; ich fluchte auf deutsch, russisch und tatarisch, gab Befehl zum Satteln und schrie, ich würde den verfluchten Chan beim Amir Nisam anzeigen, seine Stellung und seinen schmutzigen Kopf sollte es ihn kosten, einen grossen Sahab wie mich so behandelt zu haben. Die Leute waren entsetzt und baten mich zitternd, noch zu bleiben, der Herr würde sofort kommen, ich sollte nur einen Augenblick warten. Aber ich war ehrlich zornig und schrie: »Scheitan Chana barmak«, zu deutsch: »den Chan soll der Teufel holen«, eine Rede,

die man in diesen Mauern sicher noch nicht gehört hatte. Darob allgemeine Sprachlosigkeit, ich stieg auf meinen Gaul und ritt weg, nachdem ich dem obersten Diener ein »Peschkesch« zugeworfen hatte, das ihn davon überzeugen musste, dass ich wirklich ein grosser Sahab war. Wir waren keine fünf Minuten weg, als ein Reiter nachgesprengt kam und meldete, der Chan sei jetzt wach und bitte mich höflichst, umzukehren und sein Gast zu sein. Ich gab dem Boten ein 5 Kran-Stück — man sollte nur sehen, dass ich ein hoher Herr sei — sagte aber, es wäre zu spät, den Chan sollte noch einmal der Teufel holen und alle seine Kinder dazu, mehr seien sie doch nicht wert, alle zusammen. Niedergedonnert kehrte der Bote heim, wir folgten unserm Führer.

Ein endloses Aufeinanderfolgen von Sandhügeln begann, steil hinauf, steil hinab, durch ein Dorf, über ein Plateau, immer über neue Hügel, bis wir gegen 6 Uhr das Dorf Kirdschawa in Sicht bekamen. Nun sandte ich den Führer heim. Das Dorf lag auf einer Anhöhe über einem tief eingeschnittenen Tal, durch das zwischen Weiden und blumigen Wiesen ein fröhliches Bächlein floss. Als wir dort unsere Pferde trinken liessen, hörte ich das Getrab zahlreicher Hufe, und den Abhang herab kam ein Mann geritten, als Europäer von weitem kenntlich an seinem Tropenhelm. Es war Herr Cherel mit den 50 Maultieren; erst heute traf er von Täbris ein, und Herr de Mecquenem wusste also noch gar nichts von meinem bevorstehenden Besuch. Gemeinsam ritten wir weiter und erblickten bald zwischen den Bäumen einige Zelte und die lange Gestalt des französischen Forschers, der erstaunt nach den fremden Leuten blickte, die ihm sein Assistent mitbrachte. Ich stellte mich vor, übergab meinen Brief und wurde sofort mit der Freundlichkeit aufgenommen, die in diesem Milieu jeder Europäer, besonders aber der Franzose, seinesgleichen entgegenbringt.

Herr Roland de Mecquenem hatte ein richtiges grosses Lager, in dem er schon einige Wochen wohnte, eine eigene Hammelherde, etwa ein Dutzend Pferde, 10—15 eingeborene Diener und Arbeiter, ein Wohnzelt, Schlafzelt, Mannschaftszelt, ein Zelt in dem Massen fossiler Knochen aufgestapelt waren, die nun nach Täbris gebracht werden sollten. Die Ankunft der 50 Maultiere, die von 10 Tataren eskortiert wurden, brachte alles auf die Beine, es war ein Vergnügen, dieses fröhliche Leben mit anzusehen. Man stellte für mich ein besonderes kleines Zelt auf, in dem ich übernachten sollte, und bald sass ich mit den beiden Franzosen bei einer guten Flasche Wein an einem elegant gedeckten Klapptisch, und jeder erzählte von seinen Studien, seiner Reise; ich war für de Mecquenem eine lebende Zeitung, da er seit Wochen keine Post erhalten hatte. Als aber Herr Cherel seine mitgebrachten Sachen auspackte und einen erst drei Wochen alten »Figaro« hervorzog, waren wir glückselig, und wenn dieses Gefühl noch steigerungsfähig war, so geschah dies, als noch »Le Rire« und

das »Journal amusant« zum Vorschein kamen. Ich musste versprechen, den ganzen nächsten Tag im Lager zu bleiben und erst am 21. zurückzureiten; wir wollten die Fossilfundstätten gründlich besichtigen, einen Spazierritt machen, ein Festdiner sollte stattfinden, kurz, man wollte das Zusammentreffen tüchtig feiern. Um 10 Uhr legte man in mein Zelt ein Brett, darüber eine »Burka«, einen kaukasischen Mantel aus Ziegenhaar, als Kissen hatte ich den Sattel, und weg schlief ich bis 7 Uhr früh.

Die tertiären Fossilfundstätten von Maragha und Umgebung stehen den berühmten von Sivalik Hills und Pikermi würdig zur Seite. Ihr Entdecker ist Dr. Pollak Chan, der ehemalige Leibarzt Nasr ed Din Schachs, ein Oesterreicher, der sich um die Erforschung Persiens sehr verdient gemacht hat. Wiederholt besuchten europäische Reisende die Stelle und sammelten dort Fossilien, aber die Mission Morgan hat eine Ausbeutung in grösserem Massstabe angebahnt, nachdem schon vorher besonders Pohlig, Günther und Forsyth Major über das Vorkommen berichtet hatten. Die Lagerstätte der Fossilien ist das von einem oder mehreren Flüssen der Pliocänperiode abgelagerte Schwemmland, wechselnde Schichten von Tôn, Mergel, Sand und Geschiebe aus dem Bergland des Sehend, das aus Andesiten und Basalten zusammengesetzt ist. Vermutlich befand sich an der Stelle, die heute von diesen bis zu 40 und mehr Metern mächtigen Ablagerungen bedeckt ist, eine seichte Bucht, in deren stillem Wasser die Aufstapelung der durch den Fluss hineingetragenen Gesteinsmassen und Tierreste ungestört vor sich gehen konnte.

In der jüngeren Tertiärzeit war die ganze Umgebung des Urmiasees der Boden eines, wie aus den gefundenen Versteinerungen mariner Lebewesen geschlossen werden kann, ziemlich seichten Meeres, und in die mittlere Tertiärperiode durfte die Auftürmung der Vulkanmassive des Sehend, des Schahidaghi, des Amir Kahir Daghi und weiter im Westen und Nordwesten auch des Awrun Dagh und des Ararat stattgefunden haben, wobei das ganze Land auf eine grössere Seehöhe gehoben wurde. In einer abflusslosen Mulde blieb der Urmiasee zurück, dessen Wassergehalt beständig abnimmt, da die Zuflüsse mit der Verdunstung nicht Schritt halten können. Zur Zeit, als die Schichten von Maragha abgelagert wurden, musste die Gegend schon lange Festland sein, denn es finden sich dort Reste von landlebenden Säugetieren.

Die Fossilfauna von Maragha ist der von Pikermi in Griechenland, wie bereits bemerkt, gleichaltrig und sehr ähnlich. Zwar fehlt in Maragha eine interessante Form des griechischen Pliocäns, der Mesopithecus, eine Affenart, aber hier wie dort finden sich Reste von Antilopen und Schweinen, Knochen von Mastodon und Hipparion, einem Vorläufer unseres Pferdes, von Schaf und Nashorn sowie Hyäne und Dachs. Vollständige Skelette sind selten, meist werden nur Schädel, Zähne, Röhrenknochen und andere

Fragmente gefunden, ein Beweis dafür, dass deren ehemalige Besitzer nicht auf der Fundstelle selbst gestorben sind, sondern als Kadaver weitere Strecken transportiert wurden und dabei in Stücke zerfielen. Besonders interessant ist das Vorkommen von Orycteropus, dem kapischen Erdferkel, und Manis, dem Schuppentier, da diese Tiere heute auf Afrika bezw. Indien beschränkt sind; die Funde von Maragha beweisen also einen damaligen Zusammenhang der ätiopischen mit der orientalischen Fauna, wie er heute lange nicht mehr besteht.



23. Bei R. de Mecquenem in Kirdschawa

Nach dem Frühstück begab ich mich mit Herrn de Mecquenem nach den nächstgelegenen Aufschlüssen; an mehreren Stellen arbeiteten kleine Partien von Eingeborenen, die nach Bedarf aus der Umgegend angeworben wurden, unter der Leitung erfahrener Arbeiter. Die Rinnsale der Regenzeit lagen trocken und schnitten vielfach tief in das weiche Gestein ein, so dass man auch in horizontaler Richtung in die Hügel hineinarbeiten konnte. Von erhöhten Standpunkten stellte sich das ganze Terrain als eine Tafel dar, die zwischen dem Sehend und dem Amir Kahir liegt, gegen Maragha zu sanft abfällt und durch die Tätigkeit älterer und jün-

gerer periodischer Wasserläufe in zahlreiche Tafelberge zerlegt war. Wenn ich eben das Gestein weich nannte, so hat dies nur relative Gültigkeit, denn man ist zwar nicht auf Dynamit angewiesen, kann aber ohne Spitzhaue nichts ausrichten. Bänke von feinem sandigen Ton wechseln mit grobem Schotter, ein Beweis dafür, dass der ablagernde Fluss manchmal rasch und reissend, dann wieder still und träge geflossen war, und dem entspricht, dass man in den Schotterschichten nur einzelne, spezifisch schwere Stücke findet, wie Zähne und Schädelknochen, während in den homogeneren Schichten grössere zusammenhängende Skelettpartien lagern, leider nur ganz ausnahmsweise vollständige Gerippe.

An einer Stelle war man tags zuvor auf zwei Mastodon-Schenkelknochen gestossen; in solchen Fällen muss die Arbeit mit der Spitzhaue sofort eingestellt werden und es gilt, das Gestein rund um den Knochen vorsichtig mit kleineren Instrumenten herauszuarbeiten, um das Stück selbst, dessen Lage und Richtung sich aus dem zutage liegenden Teil ja bestimmen lässt, unzerbrochen ans Licht bringen zu können. Oft genug zeigt sich freilich nach stundenlanger, sorgfältiger Arbeit, dass der Knochen schon zerbrochen, oder dass überhaupt davon nur der Gelenkkopf vorhanden war und man diesen auch mit weniger Zartheit hätte behandeln können; allein es ist besser, einen Tag lang vergeblich zu arbeiten, als durch unvorsichtiges Losschlagen ein schönes Exemplar zu zerstören. Im Lager werden dann die riesigen Knochen von einem Teil des anhaftenden Gesteins befreit, um nicht zuviel totes Gewicht zu haben; eine feinere Bearbeitung jedoch kann erst am Bestimmungsort, in diesem Falle Paris, erfolgen. Von den zwei Mastodonknochen, auf die man am Vortage gestossen war, wurde der eine, ein Stück von etwa einem Meter Länge, nach langer, mühevoller Arbeit unversehrt hervorgezogen, der zweite erwies sich als Fragment, in dem nur der Kniegelenkkopf und ein spannlanges Stück Röhre vorhanden waren.

Wir brachten ungefähr drei Stunden in den Fundstätten zu und kehrten dann ins Lager zurück. In dessen nächster Nähe hatte der umsichtige de Mecquenem eine Quelle gemutet und anbohren lassen; sie floss zwar nicht stark und lieferte höchstens einen Liter in der Minute, aber das war genug, um ihr einen ganz unschätzbaren Wert zu verleihen. Das Wasser des Murditschaikanals, von dem die Existenz des Dorfes Kirdschawa abhing, war zwar auch kühl und klar, aber der Kanal floss, bevor er zum Lager kam, durch das Dorf, und es war daher, besonders zur Cholerazeit, undenkbar, es in ungekochtem Zustand zu trinken; die kleine Quelle dagegen gab reines, kühles, bergfrisches Wasser, das durch nichts getrübt oder infiziert sein konnte, und was das unter den damaligen Umständen für eine Annehmlichkeit bedeutete, liegt auf der Hand.

Nach dem Dejeuner ging mein freundlicher Wirt wieder an seine Arbeit in den Hügeln, ich unternahm eine Exkursion durch die hübsche

Oase, die das Eigentum des bösen Gouverneurs von Maragha ist, dem auch die Leute von Kirdschawa tributpflichtig sind. Nach den öden, sonnverbrannten Steppen und Sandstrecken, die das Plateau bedecken, mutete der schattige, kühle, grüne Talgrund geradezu paradiesisch an. Das Erdreich in diesem Land ist ausserordentlich produktionsfähig, nur fehlt es überall an Wasser. Wo aber solches vorhanden ist, entwickelt sich unter den Strahlen der persischen Sonne eine üppige Vegetation. Das Gras war stellenweise über brusthoch, Klee und bunte Blumen sprossten unter schlanken Pappeln und rauschenden Platanen, dichte Hecken von wilden Rosen umflochten die ehrwürdigen alten Weiden, Vögel zwitscherten im frischen grünen Laub, Käfer summten und Frösche hüpften über den duftenden feuchten Boden. Aber 100 m von diesem Eden entfernt, vom Rand der Hochfläche an, erstreckt sich meilenweit dürres, kahles, trockenes Land, und auch das liebliche Tal von Kirdschawa wäre nicht besser gestellt, wenn der Murditschai allein bestände. So aber haben die emsigen Menschlein sein Wasser schon hoch oben, wo er aus dem Sehendbergland in die Ebene tritt, abgefangen und in einen Kanal geleitet, der in langsamem Fall an der Berglehne entlang läuft und alle hundert Schritte ein kleines, sprudelndes Wasseräderchen nach dem Tal sendet. So wird der durstige Boden durchfeuchtet und kann, was er an Nährstoffen hat, den Pflanzen geben, die auf ihm wachsen. Ganz Persien könnte ein solches Paradies sein, wenn man nur genug Wasser hätte. Aber von den kleineren Flüssen erreicht im Sommer kein Tropfen die Mündung; alles wird zur Berieselung verwendet und geht durch die Pflanzen in die trockene Luft, kein Regenfall unterstützt das Wachstum in den Monaten, wo es allein vor sich gehen kann; nur im Winter fällt ein wenig Schnee und im Vorfrühling regnet es gerade soviel, dass die Berge einen kleinen Wasservorrat für den Sommer übrig behalten. Ausgenutzt wird jeder Liter Wasser musterhaft, aber zu wenig ist es eben. Das riesige Persien kann nur 7 Millionen Einwohner ernähren, ihrer achtzig könnten darin leben, wenn genug Wasser vorhanden wäre!

Um 4½ Uhr kehrte ich zum Lager zurück, und nach dem Tee ritt ich mit Herrn de Mecquenem in südlicher Richtung spazieren; auch hier setzt sich die Oase noch 2—3 km lang fort, und wir hatten stellenweis Mühe, unsern Weg durch das hohe Schilf und das Gewirr von Schlinggewächsen zu bahnen. Am Südende des Tales liegt ein winziges Dörfchen, umgeben von Mais- und Gerstefeldern. Dort wird der Kanal, der bereits an 20 m über dem trockenen Bett des Murditschai fliesst, durch einige Mühlen geleitet und so auch noch sein Gefäll nutzbringend verwertet; aber er ist hier schon dünn und klein; zum letztenmal wird sein Wasser in einem kleinen Teich gesammelt, und dann macht es in sechs Bächlein seinen letzten Weg nach den Getreidefeldern. Damit ist sein Leben zu

Ende; der Murditschai, der auf der Landkarte noch 50 km weit nach dem Urmiasee fliesst, tut dies in Wirklichkeit nicht; nur im Frühling und Winter erreicht er sein Ziel, im Sommer muss er bei Kirdschawa verdunsten, ebenso wie der Soffitschai, noch bevor er dem See nahekommt, von Maragha und Binâb aufgebraucht wird.

Am folgenden Morgen ritt ich nach herzlichem Abschied mit Abdull wieder auf Schischawan zu. Man hatte uns eine andere Strasse gezeigt und es erwies sich, dass diese viel besser und näher war als jene, auf der uns der Mann von Maragha geführt hatte. Wir ritten fest drauf los und erreichten bereits um 10 Uhr die Stadt. Als wir durch den Basar trabten, kam ein berittener Soldat uns nach und überbrachte ein Körbchen mit Aprikosen vom Gouverneur; ich sollte es als Zeichen der Freundschaft annehmen und dem Ueberbringer meine Visitenkarte als Bestätigung geben; falls ich müde vom Ritt sei, liesse mich der Chan bitten, bei ihm abzusteigen. Ich freute mich in meiner schwarzen Seele; der Mann hatte jedenfalls schreckliche Angst, ich würde wirklich den Amir Nisam von seiner Unhöflichkeit benachrichtigen, und es war ihm ganz gesund, noch ein wenig zu zappeln; so wies ich das Geschenk zurück und sandte den Boten heim. Wenn mich Hadschi Said el Mulk jetzt auch wahrscheinlich nicht eben liebt, so hat er doch sicher Respekt vor mir, und das nächste Mal wird er die an ihn empfohlenen Europäer hoffentlich mit mehr Aufmerksamkeit behandeln. Jenseits der Stadt trafen wir wieder auf unsere alte Strasse, hielten in dem Dörfchen Alkuh Mittagsrast und waren um 5 Uhr wieder in Schischawan.

Hier hatten sich inzwischen kriegerische Ereignisse zugetragen; eine Kurdenbande hatte einen Bauernhof überfallen, die Leute des Prinzen waren mit Heeresmacht ausgerückt, man hatte ein paar Stunden hin und her geknallt und im Haus gab es zwei Verwundete. Der eine war vom Feind entwaffnet, aber bloss tüchtig durchgeprügelt worden, der zweite hatte einen Streifschuss am Bein; Weichbold hatte ihm bereits einen tadellosen Sublimat-Watte-Verband angelegt, aber der Mann drang darauf, dass ich die Wunde selbst untersuchte; wie er sagte, war die Kugel durch und durch gegangen, aber er hatte seinen Feind zur Hölle geschickt. Die Verletzung war jedoch ohne grosse Bedeutung, eine blosse Fleischwunde, die aber zweifellos von einem Schuss herrührte, und ob der Gegner wirklich tot war, konnte ich nicht wissen. Die Leute prahlten mit ihrer Tapferkeit, mindestens fünf Kurden sollten erschossen worden sein, zwei Pferde erbeutet, — aber wer kann diesen Menschen glauben?

Um Sonnenuntergang kam der Prinz in den Garten und ich ging ihn begrüssen. Er war von seinem Sohn begleitet, den ich bisher für einen der Diener gehalten hatte, da er in Gegenwart des Prinzen nie sass oder sprach, auch der Mollah, zugleich Arzt, war zugegen, und ein Dutzend Diener hielten

sich in respektvoller Entfernung. Für den Prinzen und mich wurden Stühle gebracht, der Mollah setzte sich auf den Boden. Ein Samowar wurde aufgestellt, Zigaretten gereicht, und ich erfuhr, dass bereits ein Schiff zur Stelle sei, das mich nach den Inseln bringen sollte; es hatte fünf Mann Besatzung, und der Prinz hatte Auftrag gegeben, genügend Brot, Käse und Reis, einen Hammel und für die Pferde reichlich Heu und Gerste an Bord zu schaffen. Ich war gerührt von soviel Gastfreundlichkeit und versprach, dem Konsulat in Täbris genau zu berichten, wie entgegenkommend sich der Prinz gezeigt hatte.

Da ich am folgenden Morgen nicht allzufrüh aufbrechen musste, verabschiedete ich mich noch nicht endgültig, als der Prinz mit Einbruch der Dunkelheit ins Haus zurückkehrte. In meinem Zimmer hatten die neugierigen Leute



24. Schiffbau am Urmiasee.

trotz der Proteste Weichbolds alles durchstöbert und dabei mein Maximum-Minimum-Thermometer zerschlagen; da es aber vermutlich der junge Prinz selbst gewesen war, entfielen weitere Nachforschungen nach dem Täter. Ich richtete meine Sachen für die Weiterreise zusammen und ging bald nach dem Abendessen zu Bett.

Während ich am nächsten Morgen meinen Abschiedsbesuch beim Prinzen machte, wurde das Gepäck allmählich auf fünf Dromedaren nach dem See geschafft. Dann verteilte ich die diversen »peschkesch« unter die Dienerschaft, und endlich ritten wir ab. Ein Beamter des Prinzen begleitete uns. Das Ufer liegt einen Kilometer vom Hause des Prinzen entfernt, der Hafenplatz aber bedeutend weiter nach Norden. Wir ritten über eine Stunde lang am Strand dahin, über glitzernde Salzflächen, die mit dem tiefblauen Wasser wunderbar kontrastierten, dann über ein felsiges Vorgebirge und gelangten an eine Bucht, in welcher sich ein grosses Schiff im Bau befand. Wie der Beamte, der uns begleitete, sagte, sollte

es ein Dampfschiff werden. Der Prinz hatte vor mehr als einem Jahre einen seiner Untergebenen nach Russland geschickt, mit einer bedeutenden Geldsumme und dem Auftrag, dafür eine Schiffsmaschine zu kaufen; seither war der Biedermann verschollen. Der Dampfer sollte zum Schleppen anderer Schiffe dienen. Der Prinz besitzt auf dem Urmiasee acht grosse Segelfahrzeuge, die zwischen Urmia und Schischawan getrocknete Rosinen führen, das Hauptprodukt der Oase von Urmia. Das Land um den See gehört grösstenteils ihm, ist aber vielfach verpachtet, der Rosinenhandel sein Monopol. Etwas weiter nördlich, bei der Landungsstelle, stand auch ein kleines Lagerhaus, das voll mit Rosinenkisten war, alle für Täbris und Ardebil bestimmt.

In der Bucht lag »mein« Schiff; es war ein hoher, etwa 10 m langer Einmaster mit Verdeck und geräumiger Kajüte, aber ohne jegliche Einrichtung, gross genug, um die Pferde, das Gepäck und uns alle bequem aufzunehmen. Allmählich kam auch das Gepäck, und die Leute des Prinzen verabschiedeten sich. Ich liess alles an Bord schaffen, mit Mühe wurden auch die Pferde auf Deck geschafft und festgebunden. Dann warteten wir auf Wind; aber dieser blieb aus. Es wurde Mittag, und ich liess abkochen; der Hammel, den uns der Prinz mitgegeben hatte, war schon geschlachtet, musste also der Hitze wegen baldigst gegessen werden; schon am nächsten Tag war er ungeniessbar. Nach dem Essen, als wir noch immer auf Wind warteten, kamen nacheinander drei Eingeborene, die alle mitfahren wollten; der eine war ein Mensch, der drei Monate in Täbris im Gefängnis gesessen hatte und jetzt nach seiner Heimat Urmia zurückwollte; ihm liess ich sagen, ich wollte ihn mitnehmen, aber er müsste Order parieren und sich nützlich machen. Den andern wurde erklärt, mein Schiff sei kein Passagierschiff, ich hätte die Absicht, vielleicht eine Woche auf Koyun-Daghi zu bleiben; allein sie baten so schön und versprachen, sich ganz unterzuordnen und zu arbeiten; Proviant hätten sie mit. Es war ein Kaufmann aus Urmia und sein Diener; er war mit einem bepackten Esel gekommen, den sein Treiber wieder mit fortgenommen hatte. Ich willigte schliesslich ein, aber sie sollten von mir weder zu essen noch zu trinken erwarten und mussten überhaupt fest versprechen, sich ordentlich zu benehmen. Hätte ich gewusst, was für ein Gast der Kaufmann aus Urmia war, ich hätte ihn sofort mit der Hundspeitsche aus meiner Nähe gejagt; aber ich bin kein Prophet und der Kerl tat so friedfertig und dienstbereit, dass ich ihm seine Bitte nicht abschlagen wollte.

Die Sonne sank und man begab sich an Bord; die Passagiere wurden in die Kajüte geschickt, ich liess mein Feldbett auf Deck aufstellen, die Pferde waren auf dem Hinterteil des Schiffes untergebracht, alles war bereit, und um 8 Uhr abends erhob sich ein leichter Nordwind.

Ich gab Auftrag, das grosse viereckige Segel zu hissen, aber der Bootsälteste erklärte, der Wind sei schlecht, und seine vier Söhne, freche, vorlaute Burschen, hatten sich schon schlafen gelegt. Der Wind war jedoch für unsere Fahrtrichtung, die ungefähr westlich ging, gut zu brauchen, und ich befahl dem Alten, wegzufahren. Er gebrauchte allerlei Ausflüchte, bis ich mit nicht misszuverstehender Absicht nach der Hundspeitsche griff; da wurde er zahm, weckte seine Herren Söhne, man zog das Segel auf, und langsam glitt das Schiff aus der Bucht.

Der Mond war aufgegangen und beleuchtete die kahlen Uferberge; die Luft war kühl und klar und der Wind aus Norden hielt an; wir hatten leidliche Fahrt, und zufrieden streckte ich mich auf das Feldbett, um alsbald einzuschlafen. Als ich erwachte, war es 11 Uhr nachts; ein heftiger Wind kam aus Nordwesten. Die Leute hatten das Segel heruntergelassen und Anker geworfen; dies kann man im Urmiasee überall leicht tun, da seine Tiefe nirgends 15 m übersteigt. Vor dem starken Seegang, der sich auf der riesigen Wasserfläche breit entwickeln konnte, rollte das Schiff heftig und die Pferde taumelten erschreckt an ihren Halftern hin und her; eines kam bei einer starken Bewegung des Schiffes zu Fall und Weichbold hatte grosse Mühe, das geängstigte Tier wieder in die Höhe zu bekommen. Ich verlangte, dass man das Segel aufziehe, um gegen den Wind zu kreuzen, damit wenigstens das Schwanken aufhörte, das die Pferde ganz toll machte, allein trotz aller meiner Grobheit blieb der »Kapitän« bei der Beteuerung, mit diesem Wind könne man nicht fahren, wir würden vom Kurs abkommen, nie die Inseln erreichen, kurz, bei Allah und dem Propheten, es wäre unmöglich. Er musste schliesslich sein Fahrzeug besser kennen und so gab ich nach. Stunde um Stunde verrann, wir standen auf der Stelle und wurden tüchtig geschaukelt. Ich schlief ein bischen, und als sich gegen fünf Uhr der Wind ein wenig zu unsern Gunsten drehte, ordnete ich neuerdings an, das Segel zu hissen. Wieder kamen Weigerungen und Ausflüchte, bis ich einsah, dass man hier energisch auftreten musste. Vor dem Argument der Peitsche beugte sich der Alte, seine vier Faulpelze von Söhnen weckte ich mit Fusstritten, richtete selbst das Segel, und mit Staunen sah der Kapitän, dass ein Schiff unter Nordwind nach Westen fahren konnte. Seither war der Alte willig und ergeben; aber seine Söhne schienen bösartige Kerle, denen man die Zügel kurz halten musste.

Wir fuhren nun leidlich auf die Hauptinsel Koyun-Daghi (d. i. Schafberg) zu. Dieser war eine zweite Insel vorgelagert und zur Fahrt durch den dazwischen befindlichen Kanal konnten wir den Nordwestwind nicht brauchen; infolgedessen mussten wir wenige hundert Meter vor den Inseln noch drei Stunden warten, bis der Wind abflaute; dann konnte das Schifi mit langen Stangen weitergestossen werden. Endlich, als es schon Mittag

war, erreichten wir eine hübsche Bucht, die allseits von Bergen ein-eingeschlossen war, bis auf eine kleine Strandebene; hier gingen wir ans Land. Die Pferden mussten auf dem Schiff gelassen werden, da das schmale Landungsbrett für sie nicht passierbar war und wir sie zwar aus dem Schiff heraus, aber nie wieder hineingebracht hätten. Die kleine Strandebene war dürftig mit Gras, Tamarisken, Erika und Knöterich bewachsen. Die Berge, die schätzungsweise 150 m hoch waren, hatten eine rötlichgraue Farbe und waren kahl, nur in einem kleinen Tal, das nach Westen anstieg, standen einige kleine Bäumchen. Alles war stark ausgetrocknet und ich war besorgt, dass am Ende auch die kleine Quelle auf der Insel, die an deren Nordseite liegen sollte, versiegt sein könnte. Von dieser Quelle waren wir vollkommen abhängig, denn das Wasser des Urmiasees ist fast ebenso salzig wie das des Toten Meeres. Die Temperatur betrug um 12 Uhr 39° im Schatten, 52° in der Sonne; aber die Hitze sollte in den nächsten Tagen noch bedeutend steigen.

Ungefähr 50 m vom Strand liess ich das Zelt aufschlagen, das mir, Weichbold und Abdull als Quartier dienen sollte. Die Passagiere und die Mannschaft wohnte an Bord. Die grösseren Kisten blieben gleichfalls im Schiff, nur die ich notwendig brauchte, liess ich zum Zelt bringen. Nachdem ich mich wohnlich eingerichtet hatte, ordnete ich an, dass die vier Söhne des Kapitäns und der entlassene Sträfling täglich je vier der grossen Tonkrüge voll Wasser von der Quelle zu bringen hatten; von den 20 Krügen sollten 15 die Pferde erhalten, die ständig dem Sonnenbrand ausgesetzt waren, die übrigen fünf waren für mich und die zehn andern Leute bestimmt. Die dergestalt Beauftragten erhoben ein unwilliges Gemurre, wurden aber grob abgewiesen und trollten sich mit ihren Krügen. Der Kaufmann hatte mit seinem Diener bereits auf eigene Faust einen Ausflug gemacht.

Gegen Abend ging ich mit Weichbold zur Quelle, die jenseits einer kleinen Wasserscheide, etwa eine halbe Stunde entfernt, liegen musste. Von der Höhe aus sah ich, dass die Insel bedeutend grösser war, als ich sie mir den gemachten Beschreibungen nach gedacht hatte; hinter den ersten Bergen türmten sich noch ganz bedeutende Gipfel auf, die weit über 200 m hoch und einige Kilometer entfernt sein mussten. Die Quelle lag in einer ähnlichen Gegend wie unser Lager; steil abfallende Felsen umschlossen eine sanft geneigte Strandfläche, auf der dürftige Kräuter und einige Bäume wuchsen; ihr Rand nach dem See zu war vom ausgeblühten Salz glänzend weiss eingesäumt, und unweit vom Ufer lag eine ausgetrocknete grosse Salzpfütze, die genau aussah, wie ein kleines Schneefeld; die Quellenbucht war rechts und links von steilen Vorgebirgen flankiert, deren östliches einen durch eine tiefe Einsattlung isolierten Felskegel bildete. Nach Nordosten zu lagen zwei kleine Inseln vor und in

duftiger Ferne sah man die Berge des Rückens, der Göigän von Schischawan trennt. Die Entfernung von der nächsten Festlandspitze betrug etwa 10, die von unserm Abfahrtsplatz 15 km. Von der Westküste des Urmiasees liegt Koyun-Daghi annähernd 25 km entfernt; die grösste Breite des Sees, nördlich vom Schahidaghi, beträgt etwa 50, seine Längenausdehnung gegen 130 km.

Die kleine Quelle floss spärlich, aber zu Besorgnissen war kein Anlass. In ihrer Umgebung schwärmten zahlreiche Tauben, Elstern und Möwen umher, auch Adler und Wildenten zeigten sich, und am Morgen hatten wir einen Zug Flamingos von der Insel nach dem Festland fliegen gesehen. An Vogelwild war also kein Mangel und der Nahrungssorgen enthoben uns allein die Tauben. Die Quelle schien der allgemeine Tränkplatz für sämtliche Tiere der Insel zu sein, und nach der zahlreichen Losung zu schliessen, kamen auch die Wildschafe regelmässig hierher. In der Nähe der Quelle, vielleicht 150 Schritte davon entfernt, waren zwei halbkreisförmige Mauern aufgeführt, die keinen andern ersichtlichen Zweck hatten, als den von Ansitzen zur Jagd. Wenn Günther,*) der im Jahre 1898 den See und die Insel besuchte, sie für Reste von Wohnhäusern hält und daraus folgert, die Insel sei früher besiedelt gewesen, irrt er sich entschieden. Es bestehen auf Koyun-Daghi noch zwei weitere gemauerte Ansitze und beide an Stellen, an denen die Wildschafe vorbeiwechseln; jedenfalls sind sie von den Prinzen erbaut, die vor Imam Guli Mirsa Besitzer der Inseln waren und die, wie der gegenwärtige Herr, die Jagd auf den persischen Mufflon für ein erlesenes Vergnügen halten, dessen sie ihre Gäste nur ausnahmsweise teilhaftig werden lassen.

Wir vernahmen von der Quelle aus das entfernte Blöken eines Tieres und schlossen daraus, dass die Schafe abends zur Tränke gehen; am nächsten Tage wollten wir uns ansetzen. Als wir zum Lager zurückkehrten, sah ich zu meinen Befremden, dass der Kaufmann aus Urmia einen Martini-Stutzen hatte und offenbar die Gelegenheit benutzten wollte, auf der Insel zu wildern. Dies konnte ich unter keinen Umständen zugeben; denn abgesehen davon, dass er mir damit die Jagd störte, war mir der Wildstand von Prinz Guli anvertraut worden, und niemand, der nicht von mir autorisiert war, hatte das Recht, ein Stück zu erlegen. Ich liess daher dem Mann auf das entschiedenste erklären, dass er sich nicht mehr mit dem Gewehr zeigen dürfe, sonst sollte er etwas erleben, was ihm nicht angenehm sein dürfte; damit meinte ich die Peitsche, die, wie es schien, die Stütze meiner Autorität sein musste. Der Gemassregelte zog sich brummend auf das Schiff zurück. Ich überzeugte mich, dass die Pferde genügend

*) Contributions to the Natural History of Lake Urmia etc., Linnean Society's Journal, Band XXVII, von R. T. Günther.

Wasser hatten, dann liess ich das Abendessen bereiten, das aus den Resten des vom Prinzen gespendeten Hammels bestand. Die Burschen hatten einen Krug Wasser zu wenig gebracht und erhielten dafür eine ernste Rüge. Ich begann zu merken, dass die Leute, den Bootsältesten ausgenommen, widerspenstig werden wollten, und das durfte nicht so hingehen, sonst tanzten sie mir nach drei Tagen auf der Nase umher.

Die erste Nacht war relativ kühl und nichts störte die allgemeine Ruhe. Die Leute, die morgens mit der ersten Wasserration von der Quelle kamen, erzählten von mindestens zwölf Mufflons, die sie dort gesehen hatten, und die Aussichten auf erfolgreiche Jagd schienen gut. Südlich vom Lager war ein in den See vorragender Felsberg, der durch eine schmale Landbrücke mit der übrigen Insel zusammenhing, und auf dieser Landbrücke war ein Ansitz aus losen Steinen errichtet. Ich bezog dort mit Weichbold Plätze und der Bootsälteste musste mit einem seiner Söhne den isolierten Berg umgehen; allein der Trieb verlief erfolglos. Nachmittags durchstreifte ich mit Weichbold einen grossen Teil der Insel, dann trennten wir uns, um in verschiedenen Richtungen nach Wildwechseln zu suchen; ich sah aus grosser Entfernung eine Kitzgais und schoss zwei Tauben und eine Elster, deren Oberschnabel abnormerweise in einen horizontalen Halbkreis gebogen war; auch einige Versteinerungen fand ich, Muscheln der Arten Cardium und Pecten; die Inseln bestanden also ebenfalls aus tertiären Gesteinen. Ueber den steilen Felshang stieg ich zur Quelle ab, schoss dort noch drei Tauben und sandte durch die wasserholenden Leute eine Mitteilung ins Lager, dass Weichbold die für einen Nachtansitz nötigen Sachen zur Quelle bringen sollte.

Die Temperatur war an diesem Tag bis 46° im Schatten gestiegen, und mir brannte der Kopf vor Hitze; aber so lange man genug zu trinken hat, lässt sich dergleichen leichter ertragen, als man glauben sollte. Der Abend brachte bedeutende Kühlung; um 6 Uhr stand das Thermometer nur mehr auf 30°, was im Vergleich zu der Glut des Mittags eine sehr niedrige Ziffer war. Bald kam Weichbold mit Gewehren, Feldflaschen, Feldstuhl und etwas Mundvorrat; wir bezogen unsern Stand und warteten ab. Der Abend verstrich, ohne dass sich etwas gezeigt hätte, und bald schwand das Schusslicht. Die Nacht wachten wir abwechselnd und hörten das Blöken in nicht allzugrosser Entfernung. Allmählich brach der Morgen an und um 4½ Uhr kamen zwei schöne Böcke hereingestiegen, gefolgt von einigen Gaisen und Kitzen. Sie waren jedenfalls schon durch das Schiessen tags vorher und durch die Anwesenheit von Menschen überhaupt scheu gemacht, denn sonst hatten sie ja auf der Insel keinerlei Feinde, denen gegenüber sie zur Vorsicht genötigt waren. Langsam, immer wieder stehen bleibend und sichernd, stiegen sie die Felsen herab. Es waren prächtige Tiere, mit

stolzen Köpfen und kühn geschwungenem Gehörn. Ich beobachtete sie mit dem Feldstecher, bis ich diesen mit dem Mauser vertauschen musste. Ich wartete, und Weichbold hinter mir, gespannt, bis die Böcke in Schussweite kamen. Sie hatten sich nun fast der Quelle genähert, waren aber doch noch gegen 200 Schritte entfernt. Plötzlich verhoffte der vordere und nun galt kein Zögern mehr; ich brannte los und fehlte, und weg waren sie.

Trübselig zogen wir heim. Im Lager fand ich eine erregte Gesellschaft; der abgewiesene Jagdfreund aus Urmia war in hitzigem Streit mit Abdull, und ich erfuhr durch diesen die Ursache; er hatte meine Worte, ich wollte mehrere Tage auf der Insel bleiben, nicht ernst genommen und dachte, dort schnell einen Bock zu schiessen, um dann nach Urmia weiterzufahren; nun hetzte er die Bootleute gegen mich auf und fand bei den vier Söhnen des Aeltesten völlige Zustimmung; der Alte selbst kam nicht zu Wort, die beiden übrigen verhielten sich passiv. Eine solche Stimmung durfte nicht aufkommen; so wenig mir das Verfahren behagte, musste ich handgreiflich werden, und als ich sah, dass der Mann aus Urmia trotz meines Verbotes wieder sein Gewehr trug, blieb mir nichts als die Hundspeitsche. Ich drohte ihm mit sofortigem Erschiessen, wenn er seinen Martini noch einmal sehen liesse, und jagte ihn aufs Schiff, die andern zum Wasserholen. Der Bootsälteste — Abbas war sein Name — begann mir nun respektvoll und ehrlich die Sachlage auseinander zu setzen. Die Leute des Prinzen hatten die zu liefernden Mundvorräte grösstenteils unterschlagen, so dass die Mannschaft nur mehr für einen Tag Brot hatte. Wenn wir ein Schaf geschossen hätten, wäre alles gut gewesen, aber so mussten sie Hunger leiden. Ich machte ihm klar, dass ich dann auch hungern musste, und was der Herr tut, kann der Diener auch tun. Ueberdies gab ich ihm fast den ganzen Vorrat von Brot, den ich für mich und meine zwei Begleiter reserviert hatte; uns lieferten die Tauben reichlich Nahrung, aber die strenggläubigen Islamiten essen bloss Schaffleisch und allenfalls Hühner. Weichbold schlug vor, er wollte versuchen, einen Bock auf der Pirsch zu erlegen, und da ich in seine Qualität als Schütze mehr Vertrauen hatte, als in meine, stimmte ich zu und er zog ab.

Ich wanderte nach dem südlichen Vorberg, kletterte lang in den Felsen umher und schoss zwei Tauben. Auch ein Flamingonest fand ich, schön mit rosenfarbenen Federn ausgekleidet. Von diesem hatte mir Weichbold schon gemeldet; er hatte eines der fünf Eier gekostet, es aber zu tranig gefunden, um die andern mitzubringen. Ich fand noch vier dort, kostete ebenfalls eines und musste Weichbold recht geben. Gegen 10 Uhr vormittags kam ich zum Lager zurück und ertappte den Mann aus Urmia wieder dabei, eine Brandrede gegen mich zu halten. Er hatte, wie Abdull mir aufgeregt erzählte, von den Bootsleuten nichts geringeres verlangt, als

dass sie ohne mich und Weichbold abfahren sollten, und die vier Söhne hatten eifrig zugestimmt. Also helle Meuterei. Wütend griff ich nach der Peitsche und schlug auf die Schurken los, bis sie alle davon rannten; der Rädelsführer bekam noch einige Hiebe extra, dann jagte ich ihn mit Fusstritten auf das Schiff. Die allgemeinen Menschenrechte in Ehren, aber gegen eine solche Bande helfen nur Prügel. Die Burschen schickte ich Wasserholen, was sie, meine Abwesenheit benutzend, unterlassen hatten. Nach einer Stunde nahte eine freudig bewegte Gruppe, in ihrer Mitte Weichbold, der einen prächtigen Bock auf den Schultern trug; ausserdem hatte er noch eine Wildente geschossen. Nun war mit einem Schlag alles wieder gut, und man ging eifrig an das Zerlegen des getöteten Tieres. Der Kopf sollte präpariert werden, vom Wildpret nahm ich für die Zeltküche nur soviel, als zu einer Mahlzeit nötig war, alles übrige bekamen die andern. Der »Jagdfreund«, der sich mit unter die fröhlichen Leute mengen wollte, wurde kurzerhand aufs Schiff zurückgejagt. Weichbold hatte sich des Bootsältesten als Führers und Treibers bedient, und dieser war darauf bedacht gewesen, dem geschossenen Stück sofort den Hals durchzuschneiden; so konnte es als rituell geschlachtet gelten; sonst hätten die strenggläubigen Leute womöglich gar nicht davon gegessen.

Die erregte Stimmung der Eingeborenen war, wie gesagt, durch Weichbolds glücklichen Schuss augenblicklich beseitigt, allein dies konnte nicht von langer Dauer sein. Alle hatten offenbar erwartet, dass ich nur wenige Stunden oder einen Tag auf der Insel zubringen würde, und meine gegenteilige Absicht rief allgemeinen Unmut hervor, den besonders der Mann aus Urmia nach Kräften schürte. Es war mir leicht, mir vorzustellen, wie er in unbelauschten Gesprächen gegen mich agitieren mochte, besonders, wo ich ihn vor versammelter Mannschaft gezüchtigt hatte. Prügel sind zwar in Persien eine ziemlich gangbare Münze, und entehrt fühlte sich wohl keiner der Betroffenen; auch hatten sie nicht den geringsten Widerstand versucht; aber wer konnte wissen, was die Kerle im stillen gegen mich planten? Die vier Söhne des Kapitäns hatte der Bösewicht mit dem Martini unbedingt auf seiner Seite, ebenso seinen eigenen Diener; passiv verhielt sich der Sträfling, ein bischen besser der alte Abbas, der von seinen Söhnen vollständig terrorisiert wurde, und fest verlassen konnte ich mich nur auf meine zwei Leute; von diesen war aber Abdull als körperlicher Faktor kaum zu zählen, so dass nur Weichbold übrig blieb, auf den ich nun allerdings eisenfest bauen konnte. Ich habe hinterher einsehen gelernt, dass die Lage, in der ich mich befand, nicht so gefährlich war, als es damals den Anschein hatte; es war mir damals noch neu, Leute prügeln zu müssen, und ich machte mich auf einen hinterlistigen Anschlag gegen meine Person gefasst, denn offenen Widerstand hätten unsere Waffen wohl rasch gebrochen. Jedenfalls stand das Lager unter Kriegsrecht und

wir waren besonders zur Nachtzeit vorsichtig. Hierbei leisteten auch Prinz und Sherry, die sonst absolut zu nichts taugten, gute Dienste; ihre Feindschaft gegen alle Eingeborenen war mir nun sehr erwünscht, da sie jeden derselben mit heftigem Gebell anfielen und so eine unbemerkte Annäherung an das Zelt unmöglich machten. Auch fürchteten sich die Leute vor ihnen sehr.

Der erbeutete Wildschafschädel wurde sorgsam präpariert, gegen Fäulnis und Insektenfrass geschützt, und ein zweiter Schädel, den ich neben verstreuten Skeletteilen in einer kleinen Felsschlucht fand, vervollständigte die bisherige Beute, in der Folge fanden wir noch einige andere Schädel, von denen aber keiner vollständig war. Sie rührten jedenfalls von verendeten Tieren her, und es war daran nichts merkwürdiges, da im Laufe der Jahre jedenfalls sehr viele Wildschafe auf der Insel gestorben sein mussten, ohne dass ihre Kadaver weggeschleppt werden konnten. Den gegenwärtigen Wildstand schätze ich auf 120—150 Stück, davon etwa 40 erwachsene Böcke. Es ist sehr verwunderlich, dass Günther*) von den lebenden Schafen nichts merkte und auch nur einen Schädel fand. Er schliesst daraus, obwohl an dem von ihm gefundenen und beschriebenen Schädel noch Reste von Haut und Haar zu sehen waren, dass ehemals wilde Schafe auf Koyun-Daghi lebten. Dass er trotz seines Besuches bei Prinz Guli und seines Aufenthaltes auf der Insel nichts von dem noch vorhandenen zahlreichen Wildstand, nichts von Fährten und nichts von frischer Losung feststellte, ist mir unbegreiflich. Er beschreibt den Schädel als zu einer Form gehörig, die dem cypriotischen Wildschaf Ovis ophion näher stehe als dem persischen Ovis orientalis und nennt sie Ovis ophion var. urmiana. Die drei Schädel, die ich von der Insel mitnahm, könnten ein wertvolles Vergleichsmaterial in dieser Frage bilden, allein die betreffende Kiste ist noch immer nicht in meinen Besitz gelangt. Mir fehlten auf Koyun-Daghi die Mittel zu genaueren Bestimmungen, auch war mir Günthers Schrift zur Zeit nur oberflächlich bekannt, da sie erschien, als ich Wien bereits verlassen hatte. Ich kann daher in der Sache erst mitreden, wenn die Kiste, was kaum mehr geschehen wird, ihren Weg zu mir zurückfindet,**) und beschränke mich auf die Feststellung, dass es auf Koyun-Daghi gegenwärtig noch zahlreiche Wildschafe gibt. Vier Schädel findet der Leser auf Bild 25 abgebildet. Von den übrigen Aufnahmen, die ich auf Koyun-Daghi machte, gingen fast alle durch die in jenen Tagen herrschende übermässige Hitze zugrunde. Ueber diese mag die folgende kleine Tabelle Auskunft geben.

---

*) a. a. O. pag. 361 u. 374.

**) Allem Anschein nach ist sie während der grossen transkaukasischen Unruhen im Frühling 1905 verloren gegangen.

Datum	Ort	Seehöhe m	Temperatur nach C im Schatten							In der Sonne		Temperatur des losen Sandes
			6	10	12	2	3	6	9	2	3	1/2 3
Juli 24.	Koyun-Daghi	1280	26	—	39	—	46	38	—	50	52	
» 25.	»	»	24	—	39	—	47 1/2	29	—	51	53	
» 26.	»	»	31	37 1/2	41 1/4	43 3/4	48 1/2	37	29 3/4	57	63	68
» 27.	»	»	24	—	33 3/4	—	44	32	—	50	51	

Das Wasser des Sees hatte in einer Tiefe von 4,5 Metern eine Temperatur von 26° C, und unser Trinkwasser, wenn es von der Quelle herüberkam, 30° C, während es an der Quelle selbst nur 20.5 Grad mass. Die Hitze war nur dadurch erträglich, dass wir enorme Mengen Wasser und Tee konsumierten; wie mag es einem Menschen zu Mute sein, der bei solcher Backofentemperatur Durst leiden muss? Alle Fliegen von Persien schienen sich in meinem Zelt Stelldichein gegeben zu haben; über ein Dutzend sassen beständig auf meiner Stirn, meiner Nase, krochen



25. Wildschafschädel von Koyun-Daghi.

unter das Hemd, in Nase und Ohren, und jeder Bissen, den man essen wollte, musste erst durch heftiges Schütteln von ihnen befreit werden. Nur die Schafschädel blieben verschont, denn diese waren mit Sublimat und Holzessig behandelt, ein Verfahren, das sich leider nicht auf die Köpfe lebender Menschen ausdehnen lässt. Die Helligkeit blendete die Augen, der Boden strahlte Hitze und Licht wieder, kein Lufthauch brachte Kühlung, — es war wirklich nicht hübsch.

Gegen Abend ging ich auf die Artemia-Jagd. Artemia ist, von mikroskopischen Kosmopoliten abgesehen, das einzige Lebewesen, das den Urmiasee bewohnt. Der grosse Salzgehalt des Wassers gestattet weder Fischen noch Schnecken oder Muscheln das Fortkommen. Nur das kleine Krebschen Artemia erfüllt in ungeheuren Mengen jeden Kubikmeter Wassers. Die Tierchen sind etwa einen Zentimeter lang und erinnern in ihrem Habitus ein wenig an die bei uns heimischen Flohkrebse (Gammarus), von denen sie sich aber in vielen prinzipiellen Punkten unterscheiden.

Sie schwimmen beständig, nie habe ich einen von ihnen auf einem Stein oder auf dem Grund kriechen gesehen. Zur Fortbewegung dient ihnen nicht, wie dem Gammarus, der hastig ein- und ausgeschnellte Schwanz, sondern sie schwimmen durch flimmernde, gleichzeitige Bewegung ihrer elf Paar Ruderfüsschen, die dicht mit Haaren und Borsten besetzt sind und so dem Wasser eine bedeutende Oberfläche bieten. Der fast ungegliederte Hinterleib hängt als langer Faden nach und dient wohl auch als Steuer. Die Männchen sind gelbgrün, die Weibchen schön rosenrot gefärbt; sie trugen zur Zeit ihre reifen Eier in kleinen Säckchen am Hinterleib mit sich, und vielfach schwammen Männchen und Weibchen gemeinsam. Wenn die Sonne unter einem günstigen Winkel auf das Wasser fiel, glitzerte es nur so von den munter umherschwimmenden Krebschen. Sie zu fangen, war äusserst einfach; ich hatte nur mein kleines Handnetz durch das Wasser zu ziehen und war sicher, bei jedem Zug ein halbes Dutzend zu erhaschen; meiner Schätzung nach war in jedem Liter Wasser durchschnittlich ein Tier enthalten.

Ich machte mir das Vergnügen, die Zahl der im See lebenden Artemien auszurechnen; da ich mich überzeugen konnte, dass die Tiere in der Nähe des Ufers ebenso häufig waren wie auf »hoher See«, an der Oberfläche so zahlreich wie in der Tiefe, ist das Exempel nicht schwer, zumal es auf einige Milliarden auf oder ab nicht ankommt. Nimmt man die Länge des Sees mit 120 km an, die mittlere Breite mit 40 km, so ergibt sich eine Oberfläche von 4800 km² oder 4800 Millionen Quadratmetern. Die Zahlen 120 und 40 sind eher zu niedrig gegriffen, da die grösste Länge 130, die grösste Breite 50 km beträgt. Die mittlere Tiefe des Sees dürfte 12 Meter betragen, was einen Kubikinhalt des Sees von 57600 Millionen Kubikmetern ergibt. Ein Kubikmeter hat 1000 Kubikdezimeter oder Liter, und da auf je einen Liter eine Artemia kommt, gelangt man zu dem hübschen Sümmchen von 57 Billionen und 600000 Millionen Artemien in den Fluten des Urmiasees. Ich liess meine Phantasie noch weiter spielen und stellte mir vor, dass die Artemien beschlossen hätten, vollzählig und dicht hinter einander im Gänsemarsch um die Erde zu schwimmen. Da jedes Tier einen Zentimeter lang ist, würden 100000 nötig sein, um die Strecke eines Kilometers zu erfüllen. Die Erde hat einen Umfang von 40000 Kilometern; es wären also $40000 \times 100000 = 4000$ Millionen Artemien nötig, um rund um die Erde zu langen. 4000 Millionen sind aber nur ein geringer Bruchteil der 57,6 Billionen, die im See leben, und diese wären imstande, 14400 mal den Erdball zu umspannen, ohne einander loszulassen. Der Mond ist von der Erde etwa 350000 Kilometer entfernt; den Krebschen des Urmiasees wäre es eine Kleinigkeit, in einer 1000 Stück breiten Front, ein Glied dicht am nächsten, dorthin zu marschieren, und

es blieben noch über 22 Billionen im See zurück. Ja selbst nach der Sonne könnten die Artemien noch in Viererreihen wandern. Die Sonne ist rund 140 Millionen Kilometer vom Urmiasee entfernt; zu viert nebeneinander wären 400000 Artemien nötig, um einen Kilometer zu durchmessen, wobei sich jedes Krebschen am Schwanz des Vordermannes festhielte. 140 Millionen Kilometer à 400000 Artemien gibt immer noch bloss 56 Billionen, und es könnten also über $1^1/_2$ Billionen sich von diesem Ausflug fernhalten. Würden alle Artemien, eine hinter der andern, also das ganze Aufgebot von 57,6 Billionen, losmarschieren, so würden sie eine Strecke von 576 Millionen Kilometern bedecken und könnten — —

Als ich soweit war, merkte ich, dass ich mit beiden Füssen im Wasser stand, dessen Salz bald unerträglich auf der Haut zu brennen begann; ich liess also meine Artemien nach den Plejaden marschieren und nahm die wenigen hundert, die ich gefangen hatte, mit nach dem Lager; durch meine Sammlertätigkeit sollte ihnen keine Exkursion in den Weltenraum unmöglich gemacht werden; es blieben ihrer noch hinreichend übrig.

Unterwegs traf ich Weichbold, der auf einem kleinen Jagdzug gewesen war und zwei Tauben heimbrachte. Vom Zelt her vernahmen wir, als wir näher kamen, heftiges Geschrei, und als ich, von Weichbold gefolgt, rasch hinzueilte, fand ich Abdull in hitzigem Streit mit den fünf »Feinden«, und der Kaufmann von Urmia hielt seinen Martini in der Hand. Als er mich erblickte, machte er Miene, seine Waffe zu erheben, aber sofort richteten sich zwei Doppelläufe auf ihn; da setzte er sein Schiesseisen eiligst ab und nahm eine demütige Haltung an. Dies konnte aber nichts mehr helfen, und er bekam meinen Flintenkolben und die unentbehrliche Hundspeitsche tüchtig zu fühlen, sein Gewehr wurde ihm weggenommen, er selbst auf das Schiff gejagt und sein erster Versuch, dieses zu verlassen, mit sofortigem Erschiessen bedroht. Die vier andern wurden zur Quelle geschickt, den alten Abbas nahm ich vor und begann mit Abdulls Hilfe ehrlich mit ihm zu parlamentieren. Die Leute auf dem Schiff hatten nur mehr wenige Stücke Brot, die obendrein verschimmelt waren; davon konnte ich mich überzeugen. Das Fleisch des Wildschafes, das Weichbold erlegt hatte, begann unter dem Einfluss der Hitze bereits ungeniessbar zu werden, und da die glaubensfesten Islamiten die geschossenen Tauben nicht essen wollten, stand für sie in der Tat der Hunger vor der Tür. Ich liess ihnen den Rest des Brotvorrates im Zelt überliefern, ausserdem reichlich Zucker und eine Büchse Kakao, und versprach dem alten Abbas, dass wir am folgenden Abend wegfahren würden. Mit dieser Freudenbotschaft begab er sich an Bord, und bald konnte ich sehen, wie gut den Leuten mein Kakao schmeckte, den sie jedenfalls zum erstenmal in ihrem Leben zu kosten bekamen. Für mich und Weichbold

blieben die zwei Tauben und etwas Zwieback; für den Notfall waren auch noch Fleischkonserven da.

Ich wollte am folgenden Morgen noch einmal mein Glück an den Wildschafen versuchen und brach um 3 Uhr früh nach der Quelle auf. Wenige Stunden später kam ich betrübt heim; ich hatte meinen Bock wieder gefehlt, brachte aber dafür einige Tauben mit, sodass wenigstens Mundvorrat auf Lager war. Ich gab die Jagd nun auf, allein Weichbold liess sich vormittags von Abbas begleiten und erlegte einen zweiten Bock, ein schönes Stück mit gut entwickeltem Gehörn. Es war aber tot gewesen, bevor Abbas es schächten konnte, und so entging der Mannschaft neuerdings der erhoffte Braten.

Die Abreise war auf den Abend festgesetzt; den grössten Teil des Tages wanderte und kletterte ich trotz der glühenden Hitze, die in der Sonne auf 51 Grad stieg, auf der ganzen Insel umher, erklomm ihre höchste Spitze, die sich nach meinem Barometer um 300 Meter über den See erhebt, und fertigte von diesem Aussichtspunkt aus eine Kartenskizze des kleinen Archipels an, die ich von andern Gipfeln aus vervollständigte und durch die auf früheren Ausflügen und vom Schiff aus gemachten Schätzungen und Messungen korrigierte. Ich glaube, dass die Karte, die ich diesem Buch beigebe, allen billigen Ansprüchen auf Genauigkeit genügt; und ohne Unbescheidenheit darf ich behaupten, dass eine bessere bisher nicht gemacht wurde; die wenigen, die existieren und die ich alle kenne, sind nicht imstande, einem Besucher der Inseln irgend welche Dienste zu leisten; möge also mein Produkt diesen Zweck erfüllen, milder Beurteilung begegnen und bald durch ein besseres ersetzt werden!

Als ich gegen Abend heimkam, liess ich das Zelt abbrechen und alles an Bord schaffen. Diesmal hatte es keines Anspornes bedurft, um die Bootsleute zum Herbeischaffen reichlicher Wasservorräte anzuspornen. Jedes Gefäss an Bord, das dazu dienen konnte, war gefüllt, und dies war notwendig genug; waren wir doch völlig vom guten Willen Aeolus' abhängig. Eine Windstille von einem Tag konnte uns während der Fahrt ohne weiteres zu teil werden, und wenn wir einmal von der Insel weg waren, gab es erst am Ufer von Urmia wieder Trinkwasser. Es schien jedoch, dass wir Glück haben sollten; um 7 Uhr abends erhob sich ein angenehmer Südostwind, und bald war alles zur Ausfahrt klar; mit ihren Stangen stiessen die Leute, die bis auf den »Jagdfreund« bester Laune waren, das Schiff vom Ufer ab, das Segel wurde gehisst, und in schöner Fahrt ging es aus der Bucht hinaus nach Norden; die Vorberge nächst der Quelle mussten umfahren werden, dann hatten wir eine allgemeine Richtung nach Westen mit etwas nördlicher Ablenkung vor uns. Ich liess mein Planktonnetz hinter dem Fahrzeug schleppen und fing in kürzester Zeit so viele Artemien, als ich nur wünschen konnte. Als wir um den

Felskegel bogen, der östlich von der Quelle liegt, schlug uns mit einem Mal der Wind entgegen und das Segel musste rasch herunter gelassen werden; der Südost, der in der Lagerbucht geweht hatte, war jedenfalls nur durch Ablenkung des auf dem See herschenden Nordwindes entstanden, und da ein Kreuzen gegen den Wind mit unserm Segel nur sehr schwer auszuführen war, blieb nichts übrig, als vor Anker zu gehen und zu warten.

Die Sonne war schon gesunken, aber der klare Vollmond beleuchtete See und Inseln; die Szenerie war von wunderbarer Schönheit. Tief stahlblau lagen weithin die Fluten, in deren leichten Wellen der Mond sich tausendfach widerspiegelte, rot strahlte im Westen der Abendhimmel, und über den Zenith bis an den östlichen Horizont zogen sich, sanft in einander übergehend, alle Farben des Regenbogens, von leuchtendem Orange zu sattem Gelb, duftigem Grün und zartem Blau, das sich im Osten in tiefes Violett verlor. In den grauroten, schroffen Uferfelsen rief der Mond mit zahllosen Abstufungen von Licht, Halbdunkel und Schatten die herrlichsten gedämpften Farbeneffekte hervor, und wie ein silberner Spiegel glänzte die Salzpfanne nächst der Quelle durch die warme dunstige Luft. Aus Luft, Wasser, Salz und Stein entsprang hier eine Farbensymphonie, wie sie schöner und stimmungsvoller nicht gedacht werden konnte. Es waren nicht die frischen, kühlen Farbentöne, die in den Alpen oder im hohen Norden das Auge entzücken, nicht die üppigen, gesättigten Farben, die den Reiz italienischer Landschaften ausmachen, es war etwas für mich ganz Neues, unbeschreiblich Zauberhaftes, das sich mit Worten nicht wiedergeben lässt. Mit der hereinbrechenden Nacht schwand die Herrlichkeit allmählich, und es blieb eine Vollmondbeleuchtung auf einem See, immer noch ein wunderschönes Bild, aber doch nicht schön genug, um den Schlaf von meinen Augen zu scheuchen, den ich mir durch das Aufstehen um 3 Uhr früh und das Umherklettern während des heissen Tages redlich verdient hatte.

Es war 1 Uhr nachts, als »Prinz« mich dadurch weckte, dass er zu mir aufs Bett sprang. Unter andern Umständen wäre ich über die Störung wenig erbaut gewesen, so aber bemerkte ich zu meiner Freude, dass der Wind sich gedreht hatte und klar aus Südwesten kam; damit musste man fahren können, und ich schrie Abbas und seine Söhne, die es sich unter dem Segel bequem gemacht hatten, aus dem Schlaf. Einige Einwände beseitigte ich rasch; der Kapitän hatte bereits erfahren gelernt, dass ich mir von ihm nichts vormachen liess, und so wurde unter dem missmutigen Gebrumm seiner Söhne das Segel gehisst, und wir setzten die Fahrt neben und zwischen den Inseln fort. Es ging herzlich langsam, aber wir kamen wenigstens von der Stelle. Als die Sonne sich anmeldete, lagen die Inseln schon halb verborgen in grauen Nebeln, im Norden stand majestätisch der Kegel des Schahi-Daghi, und

vor uns zeigte sich die Küste als undeutlicher Streifen. Noch acht Stunden verstrichen, oft schien der Wind nachlassen zu wollen, aber wir hatten doch immer ein bischen Fahrt. Gegen Mittag waren wir dem Ufer schon bis auf einen Kilometer nahe gekommen, man konnte die Landungsstelle und die wenigen Häuser am Ufer mit dem Feldstecher bereits gut erkennen. Einige Zelte waren aufgeschlagen, zahlreiche Menschen sassen am Strand, und das Geschrei badender Knaben drang zum Schiff herüber. Auf Koyun-Daghi war an ein Bad im See nicht zu denken gewesen, da es an Süsswasser mangelte, um das Salz von der Haut zu spülen. Der Arm, den ich beim Artemienfangen im Wasser gehabt hatte, brannte noch gehörig, trotzdem ich ihn mit einem Glas Tee — in Ermanglung von etwas besserem — gewaschen hatte. Die allgemeine Reinlichkeit war überhaupt auf Koyun-Daghi etwas zu kurz gekommen, allein dort war Wasser ein zu kostbarer Artikel gewesen, um es mehr als einmal täglich zum Waschen zu gebrauchen.

Wie der alte Abbas mir sagte, waren viele Leute aus Urmia mit Zelten an den See gezogen, weil in der Stadt die Cholera herrschte. Die Cholera! An diese hatte ich schon lange nicht gedacht, und jetzt sollte sie schon in Urmia sein! Nun, ich wollte die Nachricht aus zuverlässigerem Munde hören, bevor ich sie glaubte, und wenn es sich wirklich so verhielt, wie Abbas sagte, so musste man eben mit den Tatsachen rechnen.

Wir waren mittlerweile ganz nah an das Ufer gekommen, und Abbas schrie so lange, bis einige Leute herbeikamen, denen er ein Seil zuwarf. Das Wasser war in der kleinen Bucht sehr seicht, und es dauerte noch eine halbe Stunde, bis wir dem Strand so nahe waren, dass das Landungsbrett ausgelegt werden konnte. Abbas bezeichnete das dem Ufer zunächst gelegene Haus als »Gurma Chana«, was »Beschau-Haus« bedeutet; es war eine Art Zollamt des Prinzen Guli, in dem die Ladung ankommender Schiffe zwar nicht besteuert, aber revidiert wurde. Die meist mit Rosinen befrachteten Fahrzeuge erhalten in Schischawan einen Ladeschein, und bei der Ankunft in Gurma Chana muss der Inhalt des Schiffes mit dem Ladeschein stimmen. Die Kontrolle übt ein Angestellter des Prinzen aus, Astan Khan, an den ich einen Brief mitbekommen hatte. Er kam aus seinem Haus und schien sehr erstaunt, eine andere Fracht als Rosinen anzutreffen. Endlich war die Verbindung mit dem Strand hergestellt, ich überliess das Ausschiffen der Pferde und des Gepäcks meinen Leuten und ging ans Land. Die romantische Seefahrt war zu Ende.

Dritter Teil.

Das nordpersische Kurdistan.

Die Stadt Urmia liegt etwa 15 Kilometer vom Ufer des Sees entfernt, und es führen von Gurma Chana zwei Wege dahin; ein kürzerer Reitweg und ein längerer Karrenweg. Während um eine Arba gesandt wurde, die das Gepäck partienweise nach der Stadt schaffen sollte, sass ich bei Astan Khan, der mich höflich mit Tee und Zigaretten bewirtete. In seiner Gesellschaft befand sich ein Armenier, der russisch sprach. Ich erfuhr nun zu meiner Beruhigung, dass die Cholera in Urmia noch nicht aufgetreten war, dagegen wusste Astan Khan durch eine offizielle Nachricht, dass Täbris bereits stark verseucht sei, und ich dachte mit Sorgen an meine dortigen Freunde, für die nun böse Zeiten gekommen waren. Ueber die Kurden berichteten der Khan und der Armenier wahre Schreckgeschichten. Beständig schwärmten sie in der Nähe der Stadt umher, da sie es auf das Leben des englischen Konsuls von Täbris abgesehen hatten, und erst vor einigen Tagen war in der nächsten Umgebung von Urmia ein armenisches Dorf überfallen und ausgeraubt worden, wobei es viele Tote gegeben hatte. Der Weg von Urmia nach Khoi sei unpassierbar, denn der Häuptling Dscheffer Agha hätte die Gebirgsübergänge besetzt, um dem von Khoi anrückenden Militär den Marsch nach Salmas und Urmia unmöglich zu machen. Die Soldaten hätten Kanonen mit, wären aber dennoch schon in einigen Gefechten besiegt worden.

Das waren keine angenehmen Nachrichten für mich, der ich die Absicht hatte, eben über die erwähnten Pässe nach Salmas und Khoi zu reiten. Der Khan meinte, es würde mein sicherer Tod sein, und ich sollte entweder über den See zurück und nach Täbris fahren — dort war aber die Cholera — oder wenigstens solange in der festen Stadt Urmia bleiben, bis die Regierungssoldaten Dscheffer Agha in die Berge zurückgetrieben hätten.

Inzwischen war mein Train an Land geschafft worden und der alte Abbas kam, sich zu verabschieden; er wollte sofort umkehren, da sich der Wind gedreht hatte, und hoffte, am nächsten Tag in Schischawan zu sein. Auf seine Bitte gab ich ihm einen Brief an den Prinzen mit, in

10*

dem ich die glücklich erfolgte Landung bestätigte, dem Alten ein leidliches Zeugnis ausstellte und Imam Guli Mirsa nochmals meinen wärmsten Dank aussprach. Mit diesem Brief und einem »peschkesch« von zwei Toman zog Abbas zufrieden und unter Segenswünschen ab; seine Söhne machten nur aus der Ferne ihre Salaams. Bald erschien auch eine Arba auf dem Platz, die vorerst einen Teil des Gepäckes nach Urmia schaffen sollte, und zwar zum englischen Konsul Mr. Wratislaw, an den ich empfohlen war. Der Rest wurde in Gurma Chana eingelagert, um tags darauf abgeholt zu werden. Auch Astan Khan bestätigte ich auf Wunsch, dass er mich höflich und gastfrei aufgenommen habe. Dann wurden die Pferde vorgeführt und der Abmarsch sollte beginnen. Da erschien mit freundlichem Lächeln, den Martini umgehängt, der Jagdfreund von Koyun Daghi und verlangte, auf meiner Arba nach der Stadt fahren zu dürfen; ganz als ob wir die besten Kameraden gewesen wären. Ich liess ihm durch Abdull sagen, er sei ein Hund und solle eiligst verschwinden, sonst würde ich ihn dem Prinzen und dem Hakim von Urmia anzeigen und obendrein an den Amir Nisam schreiben, dass er mich hatte ermorden wollen. Diese Drohung bewog ihn zu wortlosem Rückzug.

Mit Abdull hatte sich bereits ein Verdolmetschungs-System herausgebildet, das für mich sehr angenehm war. Wenn ich ihm beispielsweise auftrug: »Sag' ihm, dass er ein Hund ist«, so erweiterte Abdull diese einfache Aeusserung zu einer heftig geschrienen Schimpfrede, in die er alle beleidigenden Ausdrücke einflocht, die im Lande gangbar waren. Und wenn ich selbst mit dem andern sprechen wollte, tat ich dies auf russisch, und Abdull folgte in dem von mir angegebenen Tonfall auf tatarisch um einen halben Satz später nach, wie ein Schauspieler dem Souffleur. Bei einer regelmässigen Konversation dagegen hörte er, wie es sich gebührt, meinen Satz zu Ende an und übersetzte ihn dann in einer, soweit ich urteilen konnte, sehr gewählten Sprache, indem er auf orientalische Art die Höflichkeitsworte zu schönen Phrasen ausspann, anderseits die schönen Phrasen meines Gegenübers in das knappere Gewand der russischen Redeform kleidete. Er sprach übrigens russisch nicht sehr gut, obzwar für den täglichen Gebrauch vollkommen hinreichend; es war auch schon eine »Expeditions-Sprache« entstanden, die aus dem Verkehr zwischen Weichbold und Abdull hervorgegangen und von mir akzeptiert worden war. Weichbold hatte bereits überraschend viele russische Worte gelernt, Abdull dagegen eine Anzahl deutscher, besonders die deutschen Bezeichnungen für Geräte und Tiere; diese brachte er zwar in einer Weise vor, dass sie ausser mir und Weichbold kein Deutscher verstehen konnte, aber ich verstand sie so gut, wie eine Mutter das der übrigen Menschheit völlig unklare Stammeln ihres Kindes.

Zum Beispiel: »Satjel fört gämm, Barin kurban?« heisst: »Sollen die Pferde gesattelt werden, gnädiger Herr?« (Sattel Pferd geben, Herr gnädig). »Barin« ist die bei russischen Dienstleuten übliche Anrede an ihre Herren, »kurban« ist eine Abkürzung des tatarischen »Kurbandschan«, und bedeutet wieder ungefähr »gnädiger Herr«. Auch ich hatte mir schon einen, wenngleich bescheidenen, tatarischen Wortschatz erworben, zu dem seinerzeit Herr Lange in Basargetschar den Grund gelegt hatte, und war imstande, mich zur Not verständlich zu machen und den Inhalt tatarisch geführter Gespräche zu erfassen. Persisch bekommt man in Aserbejdschan nur höchst selten zu hören, und ich verstand davon nicht mehr als einzelne Worte, ohne aber einen Satz bilden zu können.

Das Tatarische gehört dem uralisch-altaischen Sprachstamme an dem auch die Sprachen der Osmanen und der Turkestan bewohnenden Turkmenen, Sarten, Usbeken und Tadschiken zugeteilt werden, ebenso wie die der Kirgisen und im weiteren Sinne auch der Finnen, Lappen und Madjaren. Es steht dem Stambul-Türkisch nicht allzufern, hat aber mit dem Farsi-Persisch keine Berührungspunkte als die Ausdrücke, die durch das Leben im selben Land zu gemeinsamen geworden sind. Das Persische (Farsi) ist eine indoeuropäische Sprache, und das Idiom der Beludschen bildet eine Brücke vom Farsi zum Hindustani. Die Sprache der Armenier wird gleichfalls zu den arischen gerechnet, steht aber dem Farsi sehr ferne und hat vermutlich, wie auch das Volk der Armenier, einen starken semitischen Einschlag. Es leben in den Bergen zwischen Urmia und der türkischen Grenze auch zahlreiche Syrer, die teils der nestorianischen, teils der armenischen Kirche angehören, sich oft mit Armeniern vermischen und in Sprache wie Aussehen typische Semiten sind. Die kurdische Sprache endlich, die ebenso wie die persische, zum indoeuropäischen Stamm gehört, ist von der letzteren so stark verschieden, dass, wer nicht ein genauer Kenner ist, unmöglich eine Aehnlichkeit herausfinden wird. Der Grund dafür ist jedenfalls darin zu suchen, dass die Kurden, die ihre Wohnsitze in ältester Zeit im südöstlichen Persien hatten, schon vor vielen Jahrhunderten nach ihren heutigen Gebieten gezogen sind, wo sie von persisch sprechenden Stämmen abgeschlossen waren. Ausserdem bildet seit langem die religiöse Verschiedenheit eine scharfe Grenze, da die Perser und Tataren schiitische, die Kurden aber, wie die Osmanen, sunnitische Mohammedaner sind. Jedenfalls hatten die Kurden bereits einige Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung ihre heutigen Wohnsitze inne; die »Kyrtioi« griechischer Historiker und die »Karduchoi« Xenophons sind höchstwahrscheinlich mit ihnen identisch.

Es sei mir hier auch ein kleiner Ueberblick über die Geschichte des kurdisch-armenischen Landes gestattet, die im wesentlichen, wenigstens in der älteren Zeit, mit der des Königreiches Armenien zusammenfällt.

Dieses war schon zu Kyros' Zeiten ein selbständiger, wohlorganisierter Staat, und König Tigranes der Erste nahm an den Kriegen gegen Kyaxares von Medien und Nabopolassar von Babylon als Bundesgenosse der Perser Teil. Zur Zeit der hellenischen Kriege war Armenien dem persischen Reich tributpflichtig, erreichte aber unter Tigranes dem Zweiten eine hohe Blüte und dehnte sich vom Araxes bis nach Mesopotamien, Syrien und Kappadocien aus. Ein armenischer Herrscher war es, bei dem Hannibal, aus Karthago vertrieben, Zuflucht fand. Vorher war das Land zwar, wie ja ganz Persien, dem grossen Alexander erlegen, gewann aber seine Selbständigkeit bald zurück und wurde lange Zeit von den Seleuciden beherrscht. Nach dem Partherfeldzug des Triumvirs Licinius Crassus kam Armenien, das den Rückzug des römischen Feldherrn bedroht hatte, unter die Oberhoheit von Rom und bildete Jahrhunderte lang einen Pufferstaat zwischen Rom beziehungsweise Byzanz und den Parthern, war vorübergehend auch in Abhängigkeit des neupersischen Sassanidenreiches. Schon durch den Apostel Thaddäus hatten die Armenier das Christentum angenommen,*) und die Spaltung der kirchlichen Ansichten erfolgte erst nach dem Konzil von Nicäa.

Der Siegeszug der Araber unter Omar, der das Reich der Sassaniden vernichtete, machte der armenischen Selbständigkeit nur vorübergehend ein Ende, und im 9.—13. Jahrhundert steht Armenien im Kreis der zivilisierten europäischen Staaten. Es fanden Wechselheiraten mit Byzanz stat und manche oströmische Fürstentochter sass auf dem armenischen Thron. Im Jahre 1198 bestätigte der deutsche Kaiser Heinrich VI. ausdrücklich die Königswürde Leos II. von Armenien, ja der damalige Erzbischof von Mainz, ein Wittelsbacher, reiste nach der armenischen Hauptstadt Ani, um König Leo im Namen des Deutschen

*) An die Einführung des Christentums in Armenien knüpft sich folgende Legende: König Abchar, der zur Zeit des Wirkens Christi regierte, hatte von dessen Wundertätigkeit gehört, und da er an einer schweren Krankheit litt, schickte er eine Gesandtschaft nach Judäa, die den Nazarener an seinen Hof entbieten sollte. Christus lehnte jedoch ab. Nun wollten die Gesandten, ihrem Auftrage gemäss, wenigstens ein Bild Christi mit heimbringen, allein keinem der Künstler, die es versuchten, gelang es, die Züge des Heilandes festzuhalten. Da nahm Christus ein Tuch, drückte es gegen sein Antlitz und auf dem Tuch erschien sein Bild. Dieses nahmen die Abgesandten mit nach Armenien und berichteten ihrem König von dem Wunder, das sie erlebt hatten. Dadurch wurde König Abchar noch fester von der Göttlichkeit Christi überzeugt und sandte eine neue Abordnung, die Christus durch grosse Versprechungen bewegen sollten, dauernd nach Armenien zu ziehen. Der König und sein ganzes Volk wollten die neue Lehre annehmen. Als aber die zweite Gesandtschaft nach Palästina kam, hatte Christus bereits den Kreuzestod erlitten. An seiner Stelle folgte der Apostel Thaddäus der Aufforderung und zog nach Armenien, wo er durch Worte und Wunder das Christentum verbreitete. Abchars Nachfolger kehrte jedoch wieder zum früheren Naturkultus zurück und Thaddäus starb als Märtyrer. Unter den folgenden Herrschern aber wurde das Christentum wieder und dauernd eingesetzt.

Kaisers die Krone aufs Haupt zu setzen. Die armenischen Herrscher nahmen an den Kreuzzügen teil, und wir finden unter ihnen sogar Mitglieder des Hauses Lusignan, das damals den cypriotischen Thron innehatte.

Der Mongolensturm unter Dschingis Khan war der Anfang vom Ende der armenischen Selbständigkeit; seither war Armenien erst dem Sultanat Damaskus, einem Teil des ägyptischen Khalifates, unterworfen, später den Osmanen, die sich bereits in Kleinasien festgesetzt hatten. Einen neuen Wechsel brachte Timur Lenk, der grösste asiatische Eroberer, der in unaufhaltsamem Siegeszug die mittelasiatischen Khanate, Persien und das seldschukisch-osmanische Reich niederwarf. Ihm und den nun in Persien herrschenden Timuriden blieb Armenien untertan, bis der mächtige Soliman der Zweite sein Riesenreich gründete, das von Ungarn bis an den Persischen Golf reichte. Im 18. Jahrhundert kam das Gebiet von Urmia bis an den Araxes und weiter bis an die Kura an Persien, bis im Anfang des 19. Jahrhunderts Russland auf dem Plan erschien und den Persern beziehungsweise Osmanen das Land bis an die heute bestehenden Grenzen entriss.

Von all diesen Kämpfen sind die Kurden relativ wenig behelligt worden. Ihre von festen Ansiedelungen unabhängigen Stämme konnten den heranziehenden Eroberern leicht ausweichen, wenn sie es nicht vorzogen, als gesuchte Bundesgenossen oder gefürchtete Feinde auf der einen oder andern Seite der Kämpfenden zu stehen. So konnten sie sich durch viele Jahrhunderte ihre volle Unabhängigkeit bewahren, und nur die auf russischem Gebiete lebenden müssen sich zur Sesshaftigkeit und friedlichen Beschäftigung bequemen. Die übrigen ziehen frei durch die Berge, dem Namen nach türkische oder persische Untertanen, in Wirklichkeit aber ein herrenloses Volk, das so bald keiner geregelten Verwaltung unterliegen wird. Kämpfe untereinander, gegen die Türken, Perser und besonders die unterdrückten Armenier, Raub- und Beutezüge füllen das Leben der Kurden aus, und trotz mancher Versuche ist es der persischen Regierung nicht gelungen, dauernd Ruhe zu schaffen; ja gerade die letzten Jahre bilden eine Kette fortwährender Kämpfe und Metzeleien in den Grenzgebieten, und ich lernte in der Folge einiges davon vom Hörensagen und aus eigener Anschauung kennen. —

Nun zurück nach Gurma Chana! Gepäck und Reitpferde waren bereit, und die armen Tiere, die fast sechs Tage auf dem Schiff festgebunden gestanden hatten, waren voll Freude, wieder festen Boden unter den Hufen zu haben und liessen sich kaum zurückhalten, als wir endlich abritten. Nach einer Viertelstunde waren die Uferhöhen erreicht und die weite Ebene von Urmia dehnte sich vor uns aus. Die Stadt, die vollständig in den sie umgebenden Gärten und Pflanzungen verborgen liegt, lehnt sich im Westen an das Gebirge an, an dessen Hängen sich

der grüne Fleck der Oase jedoch nicht weit hinaufzieht; mehr breitet sich diese nach Süden und Südwesten aus, ist aber scharf, wie der Saum eines Waldes, von der gelben, dürren Steppe getrennt. Ueber eine Stunde lang ritten wir durch ausgebranntes, steriles Land, dann kamen die ersten Gerstenfelder, Bäume, Obstgärten und Weinpflanzungen, die nun scheinbar kein Ende nehmen wollten. Die Oase von Urmia ist sehr gross, wohl 15 km lang und 4—5 km breit, und wir hatten fast die ganze Länge zu durchmessen. Nach einer halben Stunde Weges, der durch von hohen Lehmmauern eingeschlossene Gärten führte, wurde ein Dorf passiert, das von Armeniern bewohnt war, dann kamen wieder



26. Stadttor von Urmia.

Mauern und Baumgänge, bis sich der Weg zu einer stattlichen, zu beiden Seiten von Lehmhäusern eingesäumten Avenue erweiterte, die geradewegs auf das nördliche Stadttor losführte. Dieses war von zwei riesigen Nussbäumen flankiert, hatte schwere eisenbeschlagene Flügel und eine Reihe stolzer Zinnen. Ueber den Stadtgraben, der mit schmutzigem, sumpfigem Wasser erfüllt war, führte eine leichte Brücke, die früher zum Aufziehen eingerichtet gewesen zu sein schien.

Auf den Rat des Soldaten, den Astan Khan mir mitgegeben hatte, ritten wir nicht durch die innere Stadt, in deren Basaren angeblich zu grosses Gedränge herrschte, sondern aussen herum, den Graben entlang; denn das Haus des englischen Konsuls lag, wie der »Kara-ul« (Soldat) sagte, nächst dem Südtor. Die Stadtmauern waren einstmals sicher sehr

schön gewesen, an 10 m hoch, stark und dick, jetzt aber arg zerfallen. Doch war der Graben so breit und tief, dass es gewiss nicht leicht war, über ihn in die Stadt einzudringen, deren Tore eine Stunde nach Sonnenuntergang geschlossen werden. Die befestigte innere Stadt ist nicht sehr gross; in einer Viertelstunde hielten wir vor dem Südtor, von wo uns ein Armenier nach dem verlangten Haus führte. Eine lange, schmale Strasse zieht von einem Tor zum andern mitten durch die Stadt, und in einer Seitengasse hielt unser Führer vor einem Gartentor. Eine Soldatenwache stand davor, ich stieg vom Pferd und ging hinein. Durch einen hübschen Obstgarten gelangte ich zum Wohnhaus und traf dort einen Diener, den ich nach dem Konsul fragte. Er wies mich über eine Treppe und eine Veranda in ein elegant mit Teppichen, Waffen, Jagdtrophäen, Bücherschränken und europäischen Möbeln ausgestattetes Zimmer, zu dem meine bestaubte und beschmutzte Vagabundenkleidung sehr wenig passte. Nach einer Minute trat ein junger Mann ein, in weissen Flanell gekleidet, der aber nicht der Konsul war. Nun erfuhr ich alsbald, dass der Konsul in diesem Hause selbst zu Gast sei und dass das Haus der englischen Mission gehörte.

Diese Nachricht setzte mich einigermassen in Verlegenheit, da ich mir nun als rechter Eindringling vorkam, aber in Fragen der Gastfreundschaft sind die Engländer das tadelloseste Volk der Welt. Mit der grössten Selbstverständlichkeit wurde ich samt meinen zwei Dienern aufgenommen, die Pferde wurden versorgt und dem Arbadschi, der mittlerweile angekommen war, ein Platz angewiesen, wo er meine Kisten abladen konnte. Mr. Longden, der mich zuerst begrüsst hatte, liess den Konsul und den Vorstand der Mission, Rev. O. Parry, rufen, die ihr Nachmittagsschläfchen hielten, ich wurde in der liebenswürdigsten Weise bewillkommt und die erste Frage war, nicht ob ich ein Bad wünsche, sondern ob ich mein Bad warm oder kalt haben wolle. Ein Bad! Ich sehnte mich danach und hatte es, weiss Gott, nötig. Ich liess mir Wäsche und einen »europäischen« Anzug aus dem Gepäck holen, eine leichte Mütze statt des Helms, leichte Schuhe statt der plumpen Reitstiefel und Gamaschen, und nach einer Stunde kam ein wohlanständiger Gentleman aus dem Badezimmer, statt des verdächtigen Strauchritters, der darin verschwunden war.

Bald war die Stunde des Diners, das im Freien, unter Rosenhecken und Maulbeerbäumen serviert wurde, und ich lernte noch Mr. Bowden, den dritten Herrn der Mission, kennen. Konsul Wratislaw war bereits seit einigen Wochen in Urmia und konnte das Ende seines Aufenthaltes noch nicht absehen. Auch er wusste bereits, dass die Cholera in Täbris ausgebrochen war, konnte aber mit Bestimmtheit versichern, dass noch keiner der Plätze, die auf meiner Route lagen, verseucht war. Bezüglich der

Sicherheit des Weges nach Khoi hatten die Herren schwere Bedenken, doch konnte sich durch ein den Regierungstruppen günstiges Gefecht die Lage binnen zwei Tagen völlig ändern. Ich machte mir darüber also vorläufig noch keine Sorgen, sondern genoss ungetrübt die mich umgebende Zivilisation und die angenehme Gesellschaft. Beim Kaffee und mehreren Pfeifchen — die Missionäre hatten vorzüglichen, selbstgebauten Tabak — sassen wir noch lange beisammen, und als ich in mein Zimmer ging, schlug es elf vom Turm der russischen Kirche, — ein sonderbar anmutendes Geräusch in diesem Land. Seit dem Verlassen von Tiflis hatte ich zum erstenmal ein bequemes, sauberes und insektenfreies Bett; dergleichen lernt man schätzen, wenn man es zwei Monate lang entbehrt hat.

29. Juli 04. Nach dem Frühstück versah man mich mit den letzten englischen Zeitungen, die noch nicht einmal drei Wochen alt waren; ich verschlang den Inhalt, besonders die Nachrichten über den russisch-japanischen Krieg, dann schrieb ich einen Brief an Konsul Bergeron in Täbris, in dem ich ihn bat, meine Eltern telegraphisch von meinem Wohlbefinden zu verständigen. Den Telegraphen von Urmia nach Khoi, der ohnedies nie in Stand war, hatten die Kurden zerstört, aber mein Brief sollte am nächsten Tag mit der Post des Konsuls Wratislaw durch einen besonderen Boten befördert werden, und so konnte ich hoffen, dass meine Angehörigen binnen einer Woche Nachricht von mir haben konnten. Der Brief ist jedoch, wie es scheint, nie nach Täbris, gelangt und wie ich später erfuhr, waren meine Eltern in jenen Tagen sehr in Sorge um mich, zumal die europäischen Zeitungen allerlei schreckliche Nachrichten über den Kurdenaufstand brachten.

Im Laufe des Vormittags sandte ich den Brief, den mir Herr Mnatzakaniantz gegeben hatte, an das deutsche Waisenhaus und folgte ihm eine halbe Stunde später persönlich nach. Das deutsche Haus liegt ausserhalb der Stadt, inmitten eines grossen, mauerumschlossenen Gartens, an den sich noch ein grosses Grundstück schliesst, auf dem sich Anpflanzungen aller Art befinden. Das Haus selbst stand isoliert zwischen hohen Bäumen, war gross und schön gebaut, mit Bogengängen und luftigen Terrassen. Zwei Soldaten hielten vor dem Tor Wache, ein Soldat der englischen Mission hatte mich, gleichfalls zu Pferd, begleitet. Das deutsche Waisenhaus beherbergte zur Zeit 86 Waisenmädchen, meist syrische Kinder, die fast durchwegs aus von Kurden überfallenen Dörfern gerettet worden waren. Es steht unter der Leitung einer Dame, Fräulein Paulat, und eines Herrn namens Wiencke. Ich wurde auch dort freundlichst empfangen und besichtigte die ganze Anstalt. Ausser dem gewöhnlichen Schulunterricht, der den Kindern erteilt wird, lernen die Mädchen Handarbeiten und Kochkunst, züchten Seidenraupen und knüpfen Teppiche.

Die Teppichwerkstätte interessierte mich besonders, denn ich hatte noch nie eine solche gesehen. Eben hatte man einen Teppich von 12 qm in der Arbeit, und es war ein Vergnügen, zu sehen, wie flink die Mädchen nach den gemalten Vorlagen die verschieden gefärbten Fäden knüpfen, mit dem Kamm festklopfen und dann die zu langen Enden mit einer schaufelförmig gekrümmten Schere abstutzen. Es ist vollständig die landesübliche Handarbeit, die in der Werkstatt getrieben wird, und auch das Färben der Wolle wird nach den alten Rezepten mit persischen Pflanzenfarbstoffen vorgenommen. Die Färbekunst ist, wie im ganzen Orient, so auch in Persien hoch in Ehren, und ein guter Färber geniesst in seiner Stadt und darüber hinaus einen Ruf, wie ein berühmter Schwertschmied zur Ritterzeit. Die Färber sind meistens gleichzeitig auch Hersteller von Farben, denn nicht nur in der Technik des Färbens, sondern auch in der Farbenbereitung gibt es zahlreiche Geheimnisse, die sich in den Färberfamilien seit Generationen vom Vater auf den Sohn vererben, wobei es nicht ausgeschlossen ist, dass die Leute selbst gar nicht wissen, warum ihre Farben so gut sind; sie sind eben gut, solange man nach der althergebrachten Weise verfährt. Dass die Beschaffenheit des Wassers einen Einfluss auf die Schönheit der Farben hat, ist den Färbern — Bojadschi nennt man sie in Persien — bekannt, und mitunter wird in Orten, deren gewöhnliches Wasser nicht geeignet ist, durch eine besondere Leitung eine oft weit entfernte Quelle in den Ort geführt, wo sie in einen besonderen Teich mündet. Dann haben die Färber ihr eigenes Zunfthaus — Boya Chana — und verwenden ausschliesslich das »gute« Wasser. Die Farben entstammen meist dem Pflanzenreich, sehr selten werden Erdfarben verwendet, und nur die Kermesfarbe ist ein Produkt aus einer Schildlaus, die auf Eichenbäumen lebt und auch gezüchtet wird. Es wird behauptet, dass auch Schafblut durch einen sehr umständlichen Prozess zu einer zinnoberroten Farbe zubereitet werden kann, doch scheint dieses Verfahren, das früher vielleicht verbreiteter war, jetzt nicht mehr geübt zu werden. Abgesehen von dem Kermes-Karmin, das der Cochenillefarbe sehr ähnlich ist, dient zur Rotbereitung hauptsächlich Krapp (Rubia tinctorum). Durch Vermischen des Krapp mit andern Farbstoffen können über hundert namentlich unterschiedene Abstufungen von Rot hergestellt werden, und man kann ziemlich sicher sagen, dass alles Rot, das auf orientalischen Teppichen vorkommt, hauptsächlich aus Krapp besteht, Auszunehmen sind davon die Anilinfarben, die sich mitunter auch finden; doch ist der Unterschied auch für den grössten Teppichlaien augenfällig, wenn man einen anilingefärbten Teppich neben einen echten legt; der brutal grelle Ton der Anilinfarbe kann sich nicht entfernt mit der vornehm diskreten, satt gedämpften Pflanzenfarbe messen. Die hervorragendste Technik in Rot wird in Buchara und Chiwa entwickelt, während die persischen

Teppiche ihre schönsten Farben in Blau, Gelb, Grün, Olive und Braun aufweisen. Die Einfuhr von Anilinfarben wird durch ein sehr vernünftiges Gesetz vom Jahr 1900 verboten, aber durch Schmuggel gelangen sie doch oft genug ins Land. Es wäre das Ende der persischen Teppichkunst, wenn die Steinkohlenfarben die bisherigen verdrängen sollten. Blau wird fast ausschliesslich aus Indigo hergestellt, Grün nicht selbständig, sondern durch Mischung von Blau und Gelb. Letzteres gewinnt man aus Curcuma, Sumak und Safran. Die tiefbraunen Töne erzeugen die persischen Färber, indem sie indigogefärbte Wolle mit Krapp nachbehandeln. Das wunderbare Dunkelblau entsteht durch Färben mit Indigo nach Krapp. Andere Töne von Braun werden durch Galläpfel oder Mischungen von Krapp, Indigo und Gelbfarbe hervorgerufen. Bei der Violettbereitung kommt Milch, Krapp und halbgegorener Traubensaft zur Anwendung. Damit genug — über dieses Thema sind dicke Bücher geschrieben worden!

Der Färbetechnik hatte Herr Wiencke ein spezielles Studium gewidmet; ein uraltes tatarisches Ehepaar versah im Haus diese Arbeit, bereitete die Farben zu und legte die Wolle hinein; wie Herr Wiencke mir sagte, hatte er die Quantitäten Farbpulver, die die beiden Alten von jeder Art nahmen, wiederholt genau gewogen, ebenso die Masse der Wolle, die auf einmal in den Kessel kam; er hatte die Temperatur des Wassers und die Länge der Zeit gemessen, die die Wolle der Farbe ausgesetzt war; er hatte den Trocknungsprozess genau verfolgt und dann mit grösster Sorgfalt und mit denselben Mitteln, Mengen und Zeiten den Vorgang selbst wiederholt; und sein Resultat war trotz aller Präzision und genauen Nachahmung weit hinter dem der beiden Alten zurückgeblieben. Diese bedienten sich weder einer Wage, noch eines Thermometers, noch einer Uhr; ihr einziges Mass waren gemurmelte Sprüche, während die Wolle in der Farbe lag. Der Misserfolg bei der Nachahmung scheint unerklärlich; aber wenn man bedenkt, dass die besten und grössten europäischen Teppichfabriken, denen es auf einige tausend Mark Versuchskosten durchaus nicht ankommt, sich mit allen Mitteln der Technik vergeblich bemühen, die herrlichen Farben der persischen Teppiche nachzumachen, so muss man zu dem Schluss kommen, dass der Schlüssel des Geheimnisses in ganz subtilen Vorgängen liegt, die den Eingeborenen vielleicht nicht einmal selbst bekannt sind und die sie auch beim besten Willen nicht verraten können. Einer grossen und reichen Teppichfirma wäre es doch zum Beispiel ein Leichtes, zwei oder drei Reisende nach Persien zu senden, die den Färbeprozess studierten, den Färbern die Rezepte abkauften oder selbst persische Färber mit nach Europa brächten; gewiss ist das alles schon versucht worden, auch hat man sicher sowohl die fertigen Farbpulver aus Persien bezogen, als auch die Pflanzen, und die Farbe in Europa frisch bereitet, — es wäre ja ein höchst erstrebens-

wertes Ziel, in Europa ebenso schöne Teppiche herstellen zu können, wie es im Orient geschieht; und doch zeigt der erste Blick, welch riesiger Unterschied der Farben zwischen dem besten europäischen Teppich und der gewöhnlichsten kurdischen Pferdeschabracke besteht. Es ist eben ein Geheimnis, ähnlich wie es solche bei der Bier-, Likör- und Sektbereitung gibt, nur mit dem Unterschied, dass es nicht verraten werden kann, weil es niemand kennt. Und würde es je gelingen, bei uns einen Teppich in Muster, Knüpfung und Farbe vollkommen dem Original getreu herzustellen, so wären die Farben sicher nach kurzer Zeit verändert oder verblasst, während die orientalischen, kurzhaarigen Teppiche im Gebrauch durch lange Jahre an Schönheit und Glanz zunehmen, bis sie endlich Spuren von Abnutzung zeigen.

Nachdem ich das Wohnhaus und alle Nebengebäude von oben bis unten besichtigt hatte, gingen wir in den riesigen Park, der den Stolz seiner Besitzer bildet. Die Obstbäume beugten sich unter der Last der schönsten Pflaumen und Aprikosen, und da die Cholera fern war und alles um mich Obst ass, ass ich ruhig mit, zumal die Früchte, frisch vom Baum, schwerlich infizieren oder besonders prädisponieren konnten. Es ging mir mit der Cholera, wie es allen Menschen Gefahren gegenüber geht, von denen man seit Wochen beständig hört; sie verlieren allen Schrecken, und ohne dass man deshalb leichtsinnig und unvorsichtig würde, gewöhnt man sich daran. Uebrigens konnte ich in Urmia wirklich beruhigt sein; erst musste die Cholera in Maragha oder in Khoi auftauchen, dann erst war es ernst.

Man erzählte mir im deutschen Haus viel von Kurdenaffären und besonders von dem Ueberfall, der im Jahre 1902 stattgefunden hatte. Damals war unter dem Schutz der Nacht eine starke Kurdenbande bis vor die Tore von Urmia gelangt und hatte das deutsche Haus angegriffen; erst waren sie in den grossen Park eingedrungen, dann hatten sie mit Hilfe eines Balkens versucht, eine Bresche in die Mauer zu machen, die den Park vom vorderen Garten trennt. Das deutsche Haus zählte damals im ganzen nur vier männliche, dagegen fast hundert weibliche Bewohner, zum grössten Teil kleine Mädchen, unter denen sich ein panischer Schrecken verbreitete. Die Kurden schossen über die Mauer nach dem Haus, ihre Kugeln flogen in das Zimmer des Fräulein Paulat und in den Schlafsaal der Mädchen; die vier Verteidiger feuerten vom flachen Dach aus auf die Kurden, die an der Herstellung der Bresche arbeiteten, fällten ihrer mehrere, aber auch ein Diener des Waisenhauses wurde verwundet. Auf die Dauer hätten die wenigen Verteidiger das Eindringen des Feindes, der über die geringe Stärke der Besatzung genau unterrichtet schien, sicher nicht verhindern können, und nur mit Grauen kann man sich ausmalen, wie die Kurden unter den wehrlosen Bewohnerinnen gewütet hätten.

Durch den Lärm der Schüsse war jedoch die Umgebung aufgeschreckt worden und es kam Hilfe; aus dem amerikanischen Hospital eilten einige Männer herbei, die englische Mission sandte ihre Soldaten und endlich kam auch Militär aus der Stadt. Zwar waren die Helfer noch immer an Zahl den Kurden unterlegen, allein diese gaben den Kampf auf und entflohen in die Berge, einige ihrer Verwundeten und Toten zurücklassend. Auf Seite der Europäer war ein persischer Soldat gefallen, ein Wächter des deutschen Hauses, der oben erwähnt wurde, verwundet. Man zeigte mir die Spuren, die die Kugeln der Kurden in Balken, Wänden und Möbeln zurückgelassen hatten und auch die Stelle, an der die Bresche geschlagen wurde; diese war sehr schlau gewählt, da ein mächtiger Maulbeerbaum sie gegen das Haus zu deckte, so dass ein genaues Zielen auf die Angreifer von dort aus kaum möglich war. — Gleichzeitig mit dem Ueberfall auf das deutsche Haus hatten die Kurden einen zweiten auf die Villa der englischen Mission bei dem Dorfe Sir, etwa 10 Kilometer südlich der Stadt, gemacht. Dort hatten sie den einzigen Wächter erschossen und dann von Möbeln und Geräten möglichst viel fortgeschleppt, das übrige zerstört. Auf Betreiben der deutschen und englischen Gesandtschaft hatte die Regierung dann einige hundert Soldaten in die Gegend von Urmia geschickt, vor denen die Kurden in die Berge zurückgingen, sonst wurde nichts erreicht. Die Missionen stehen seitdem in den Augen der Kurden unter Blutrache, und es bedarf jedenfalls nur einer passenden Gelegenheit, um eine Wiederholung der Angriffe herbeizuführen.

Den Abend verbrachte ich bei meinen englischen Wirten, und Rev. Parry erklärte und erzählte mir viel über die persische Teppichindustrie. Er besass ein wundervolles Buch über orientalische Teppiche,*) das eine vorzügliche Enzyklopädie der Teppichkunde darstellt. Die englische Mission unterhält ausser einer Schule noch ebenfalls eine Teppichwerkstätte, die die deutsche an Leistungsfähigkeit übertrifft und die ich zwei Tage später kennen lernte. Ausser der deutschen und englischen Mission gibt es in Urmia ein von Amerikanern geleitetes Spital, eine französische Station, die aber zur Zeit in die Sommerfrische bei Salmas übersiedelt war, und eine russische Mission. Die letztere, die auch eine kleine Kirche besitzt ist die einzige, die eine Bekehrungsarbeit betreibt. Die andern Nationen halten sich von der Proselytenmacherei grundsätzlich fern, weshalb sie besondere Sympathie verdienen. Die Wirksamkeit der deutschen und englischen Kolonien habe ich bereits geschildert, die französische betätigt sich in ganz ähnlicher Weise. In der Stadt Urmia hat die deutsche Station noch eine Filiale, die von einer Dame, Fräulein Friedemann, geleitet wird und im wesentlichen aus einer Handarbeitsschule für tatarische

*) Oriental Rugs, von J. K. Mumford, bei Scribner & Sons in New York.



27. Deutsches Missionshaus in Urmia.

Mädchen besteht. Das amerikanische Hospital nimmt Kranke ohne Unterschied der Rasse und Religion unentgeltlich auf; ausserdem werden dort junge Armenier in der Heilkunde unterrichtet, ja selbst auf Kosten der Mission nach Amerika gesandt, um dort an einer Universität Medizin zu studieren. Die Tätigkeit der Missionen ist also eine rein menschenfreundliche und uneigennützige, und die Europäer sind daher bei den Tataren und besonders bei den Armeniern sehr beliebt und geehrt; nur den Kurden sind sie ein Dorn im Auge, da sie dem Plündern und Morden in den Dörfern nicht ruhig zusehen, sondern in jedem Fall ein Eingreifen der Regierung gegen die Räuber auf das energischste fordern. Es haben sich auch seit dem Bestehen der Stationen die Sicherheitsverhältnisse schon bedeutend gebessert, was allerdings nicht viel sagen will; dagegen haben die Kurden ihren Hass auf die »Färänghis« konzentriert, und diese leben in beständiger Gefahr, gegen die sie die schwache Regierung nur unvollkommen schützen kann.

Für den nächsten Tag war ein Ausflug nach dem Dorf Sir auf dem Programm. An diesem nahmen Rev. Parry, ich und Weichbold teil; als Bedeckung, die unbedingt nötig war, hatten wir nicht die persische Missionswache, sondern die vier Mann, die Konsul Wratislaw als seine Leibgarde aus Täbris mitgebracht hatte. Diese waren britisch-indische Soldaten, und zwar Sikhs, Leute aus dem Norden Indiens, die das beste eingeborene Material der britisch-indischen Armee bilden. Die unserigen speziell waren Berittene, »Sowars«, schöne, schlanke, schwarzbärtige Männer in schneidiger Uniform, die aus indischer Tracht und britischer Montur zusammengestellt ist. Sie trugen europäische Reithosen und Ledergamaschen, breite rote Leibbinden, die Schultern waren durch Kettenpanzer geschützt, der Kopf mit dem indischen weissen Turban bedeckt. Als Waffen hatten sie krumme Säbel, Revolver und Karabiner. Es ist klar, dass diese Kriegergestalten in Urmia grosses Aufsehen erregten und der Bevölkerung Respekt einflössten; sie trugen eine stramme Disziplin zur Schau und hatten eine militärische Haltung, die man bei den persischen Truppen vergeblich suchen würde; daher imponierten sie den Eingeborenen doppelt.

Um 7 Uhr morgens brachen wir auf und hatten bald die letzten Gärten hinter uns. Der Weg folgte nicht der Luftlinie, weshalb wir fast zwei Stunden brauchten, um Sir zu erreichen, das in einer selbständigen kleinen Oase liegt, die sieben Schwesterquellen ihre Existenz verdankt. Unterwegs kamen wir an dem Dörfchen vorbei, das drei Tage früher von den Kurden überfallen und zerstört worden war; die Einwohner waren jedoch meist rechtzeitig entflohen, so dass nur wenige von ihnen getötet worden waren; alle Büffel und Schafe jedoch hatten die Räuber mitgenommen, die Einrichtungen der Häuser nach Möglichkeit arg zertrüm-

mert und dann das Dorf in Brand gesteckt. Die Soldaten aus der Stadt und die vier Sikhs waren zur Hilfe herbeigeeilt, die Entfernung war aber so gross, dass die Kurden beizeiten ihren Rückzug bewerkstelligen konnten. Ihr Lager konnte nur wenige Kilometer entfernt sein, doch war es aussichtslos, vor dem Eintreffen der Regierungstruppen aus Khoi etwas gegen sie zu unternehmen, da die Garnison von Urmia an Zahl viel zu gering war.

In der kleinen Villa der Mission, die auf einer das malerisch gelegene Sir überragenden Anhöhe steht, blieben zwei der Sikhs bei den Pferden zurück, die beiden andern begleiteten uns; ich hatte Gläser und Schachteln mit, um Eidechsen und Insekten zu fangen, und in zweistündigem Umherklettern in den felsigen Berghängen machte ich ganz gute Beute. Die Quellen liegen alle sehr nahe beisammen, und man kann sie kaum als sieben verschiedene betrachten; trotzdem hat jede ihren Namen, und zwar heissen sie Bärenquelle, Wolf-, Schlangen-, Fuchs- usw. Quelle (bulàch). In einer derselben erbeutete ich eine Telphusa oder Süsswasserkrabbe, ein Tier, das zwar eine grosse geographische Verbreitung hat, aber trotzdem eine sehr charàkteristische Form ist. Nur ganz wenige Krabbenarten leben ausserhalb des Meeres, und die Telphusa vertritt im Gebiet des Urmiasees und des Araxes den dort fehlenden Flusskrebs. Sie hat die Grösse eines gewöhnlichen Taschenkrebses, dem sie auch in der Farbe sehr ähnlich ist. Die Telphusen finden sich in allen süssen Gewässern des Landes, mit Vorliebe aber in solchen, die steinigen Boden, klares Wasser haben und von grasbewachsenen Ufern eingeschlossen sind. Hier sitzen sie entweder unter Steinen oder in Uferhöhlen auf der Lauer und nähren sich von Fröschen, Schnecken und verendeten Fischen. Sie sind nicht schwer zu fangen, da sie nicht, wie die Flusskrebse, rasch und stossweise schwimmen können, sondern nur, allerdings sehr flink, laufen und behende von einem Versteck nach dem andern wechseln. Wenn man es auf ein tüchtiges Gekniffenwerden nicht ankommen lässt, erhascht man sie am besten, indem man flink in die Locher und unter die Steine greift und die Hand über ihnen schliesst. Ausser der Telphusa und verschiedenartigen Insekten fand ich auch noch eine Landschildkröte (Testudo ibera), die ich aber wieder laufen liess, nachdem ich ihr eine Zecke der Gattung Rhipicephalus abgenommen hatte.

Zur Villa zurückgekehrt, nahmen wir einen kleinen Imbiss und hielten dann ein halbstündiges Schläfchen; es war an diesem Tag nicht sehr heiss; ich konnte mangels eines Thermometers die Temperatur unterwegs nicht messen, aber um 6 Uhr früh hatte sie auf 22° und um 6 Uhr abends auf 26,5° gestanden; so dürfte sie in den heissesten Stunden 35° im Schatten kaum überstiegen haben; in der Sonne allerdings dürfte es wohl über

40° warm gewesen sein; doch dies war nach den Fünfziger- und Sechzigerzahlen von Koyun Daghi vergleichsweise kühl.

Den Rückweg nach der Stadt wählten wir längs des Gebirges, da wir das Syrerdörfchen Massergüs (Sankt Sergius) besuchen wollten. Dies brachte uns in die nächste Nähe der von den Begsardikurden besetzten Schluchten, und wir waren sehr auf unserer Hut. Doch sahen wir nur zwei kurdische Vorposten aus der Ferne und kamen unangefochten in Massergüs an. Dieses Dörfchen war in den letzten Monaten wiederholt von den Kurden ausgeplündert worden und hatte daher einen zehn Mann starken Militärposten erhalten. Die grösste Armut war den Häusern und Bewohnern deutlich anzusehen. Wir stiegen beim Priester ab, der ein lieber alter Mann war und uns das Beste vorsetzte, was sein Haus augenblicklich bieten konnte: zwei Eier und ein Büschel Kresse. Hühner, Ziegen oder Schafe, geschweige denn Rinder, wagten die Bewohner nicht zu halten, um die Kurden nicht zu neuen Räubereien zu verlocken. Massergüs hat eine kleine Steinkirche, die angeblich aus dem fünften Jahrhundert stammt; das Innere war mit grösster Dürftigkeit ausgestattet, der Altar aus rohem Holz mit einer Steinplatte und darüber eine verschlissene, ehemals silbergestickte Decke; trotzdem war dies der Stolz des alten Priesters, der mir mit rührender Freude seinen Messkelch aus papierdünnem Silberblech zeigte. Die winzige Kirche enthält jedoch ein wirklich wertvolles Stück, nämlich ein handgeschriebenes Evangelienbuch aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, in syrischer Schrift und mit wundervoll ausgeführten Initialvignetten. Es war in der Tat ergreifend, mit welcher Liebe der gute alte Seelenhirte den bescheidenen Schmuck seines Kirchleins behandelte, mit welcher Ehrfurcht er die Pergamentblätter seines Evangeliums umwendete, wie behutsam und andächtig er den Kelch an seinen Platz zurückstellte; sehr entgegen meinen sonstigen Grundsätzen spendete ich in die jedenfalls sehr leere Kirchenkasse einen Toman und habe mir dadurch sicher einen warmen Fürbitter im Jenseits verschafft.

Zum Schluss führte uns der Alte noch an den Ort, dem die Kirche von Massergüs ihren besonderen Ruf verdankt. Es ist dies ein höhlenartiger Keller, in dem man Irrsinnige mehrere Stunden interniert, worauf sie angeblich ihre geistige Gesundheit wieder erlangen. Die zerfallene Treppe, die in das Loch hinabführt, ist so schmal, dass selbst ein schlank gebauter Mensch sich nur mit Mühe hindurchzwängen kann; aber die Korpulenz ist unter den Dorfbewohnern eine unbekannte Erscheinung, dafür sorgen die Begsardileute. Ich kletterte hinab, in der Hoffnung, irgendwelche interessante Tiere in dem Felsenkeller zu finden; ausser den Beweisen für die stattgehabte Anwesenheit von Menschen sah ich jedoch beim Schein meines Wachslichtes nur einige schwarze Käfer der Gattung Blaps, mit denen ich mich aus Gründen der Reinlichkeit nicht näher befasste.

11*

Nachdem diese Besichtigung vollendet war, ritten wir weiter und langten gegen 6 Uhr abends wieder in der Stadt an. Als wir an der Teebude nächst dem Tor vorbeikamen, sah ich dort meinen Widersacher von Koyun Daghi im Kreise einiger Tataren sitzen; freundlichst lächelnd winkte er mit der Hand, eine Frechheit, die ich mit Verachtung strafte. In Urmia hatten sich über mich, wie Abdull mir beim Heimkommen erzählte, bereits zwei divergierende Gerüchte gebildet. Das eine bezeichnete mich als den amerikanischen Konsul von Täbris — den es übrigens gar nicht gibt —, das andere sogar als den englischen Gesandten von Teheran. Für diejenigen meiner Leser, denen mein Aeusseres bekannt ist, will ich hier bemerken, dass der Spitzbart, den ich damals trug, mich um einige Jahre älter erscheinen liess, als ich es tatsächlich bin; so konnte man mir schon eher eine so wichtige Stellung wie die eines Gesandten der Union zumuten. Die Fama brachte meine Anwesenheit in Urmia mit den Untersuchungen des Konsuls Wratislaw in Zusammenhang, über deren Gegenstand ich kurz berichten will.

Im Herbst des Jahres 1903 hatte ein Tatar gelegentlich eines Raufhandels einen Syrer erstochen, der im Dienst des amerikanischen Hospitals stand. Der Syrer war ein Christ, der Tatar dagegen ein Said, d. i. Abkömmling des Propheten; in den Augen der Bevölkerung war also der Fall kaum der Rede wert. Die Amerikaner dachten jedoch anders und verlangten die Auslieferung des Mörders. Die persischen Behörden beteiligten sich an der Ausfindigmachung desselben, tatsächlich aber wurde er wochenlang mit Wissen des Gouverneurs im Haus des Muschtahid (Oberpriesters) verborgen gehalten. Als ihm dennoch der Boden zu heiss wurde, floh er zu den Begsardikurden und schwor den Färänghis, die ihn in seiner Ruhe gestört hatten, Rache. Im Mai 1904 kehrte ein Mitglied der europäischen Kolonie in die Heimat zurück und mehrere andere gaben ihm das Geleite bis Dschulfa; nur Dr. Labaree, der Arzt des amerikanischen Spitals, kehrte bereits in Khoi um und trat mit seinem Diener und einer Eskorte von vier Soldaten den Heimritt nach Urmia an. Ungefährdet kam die kleine Truppe bis in die Nähe von Salmas, und als die Stadt bereits in Sicht war, entliess Dr. Labaree seine Bedeckungsmannschaft. Der Mörder des Syrers und die mit ihm verbündeten Kurden hatten jedenfalls die Reisenden beständig unbemerkt verfolgt und nur auf einen günstigen Augenblick gewartet; denn kaum war die Eskorte ausser Hörweite, überfiel eine Kurdenbande unter der Führung des Said die zwei Reisenden; der Diener wurde später mit einem Schuss im Kopf tot aufgefunden, den Leichnam des unglücklichen Dr. Labaree entdeckte man erst nach mehrtägigem Suchen in einem Seitental, und zwar in einem Zustand, der ein furchtbares Zeugnis von der Bestialität der Mörder ablegte. Der in allen Läufen abgeschossene

Revolver des Ermordeten, den man neben den Kleidern und andern Effekten des Ermordeten in der Nähe fand, bewies, dass Dr. Labaree erst nach tapferer Gegenwehr in die Hände seiner Feinde gefallen war, denen jedenfalls daran lag, ihn lebend zu fangen. Der Said erschien wenige Tage später wieder in Urmia und brüstete sich mit der an den Amerikanern genommenen Rache.

Engländer und Amerikaner sind aber nicht die Leute, die die Ermordung eines ihrer Landsleute ungerächt lassen; der Vertreter in Teheran verlangte stürmisch ein Eingreifen der Regierung, und Konsul Wratislaw begab sich von Täbris nach Urmia. Die Regierung sandte in der Tat nach und nach zweitausend Soldaten nach Khoi; diese waren aber zur Zeit meiner Anwesenheit in Urmia noch durch die Kurden am Weitermarsch verhindert. Trotzdem war es dem Konsul, dem der Gouverneur nun auf höheren Befehl wenigstens nicht hindernd in den Weg trat, geglückt, des Said habhaft zu werden. Man verlangte von der Regierung die Hinrichtung des doppelten Mörders, die energische Verfolgung der Kurden und ausserdem die Zahlung eines bedeutenden Bussgeldes an die Hinterbliebenen der Opfer. Allein schon die erste Forderung wurde nicht erfüllt, die zweite mangelhaft, bezüglich der dritten wurde mir nichts bekannt. Ein Abkömmling des Propheten ist nämlich eine sakrosankte Person; er darf weder geköpft noch sonst wie hingerichtet werden, darf weder der Hände noch der Füsse beraubt werden, Strafen die sonst in Persien nicht selten sind, ja nicht einmal die Bastonnade braucht er zu erdulden. Der Amir Nisam verurteilte den Said zu lebenslänglichem Gefängnis, und vorläufig sitzt der Schurke auch in Täbris fest; ob für immer, ist jedoch sehr die Frage. Die Helfer des Mörders haben sich bisher allen Nachforschungen entzogen. Im November des Jahres 1904, als ich bereits nach Wien zurückgekehrt war, las ich in einer Zeitung, dass zehn Kurden in der Nähe von Urmia ein Attentat auf den englischen Konsul versucht hatten, jedoch durch dessen vier bewaffnete Diener zurückgeschlagen worden waren. Konsul Wratislaw war um diese Zeit in England; der Angegriffene war sein Sekretär, Mr. Warden, die vier Diener die indischen Sowars; die zehn Kurden aber waren sicher dieselben, die an der Ermordung Dr. Labarees teilgenommen hatten, und dass sie einen neuen Mordanfall gegen die Europäer versuchten, beweist, dass sie in Blutrache waren und dass der Unglückliche Dr. Labaree wenigstens einen von ihnen getötet hatte, bevor er selbst gefallen war. Da der Anschlag auf Mr. Warden fehlschlug, besteht die Blutrache weiter, und die Europäer von Urmia müssen sich sehr in acht nehmen, zumal die Aktion der Regierungstruppen mit einem sehr geringen Erfolg abschloss. Solange nicht wohlgeschultes Militär die kurdischen Berge besetzt, ist ein Ende der Bluttaten und Mordbrennereien in jenen Gebieten nicht abzusehen. —

Am 1. August liess ich morgens dem Gouverneur meinen Besuch anmelden; ich musste dies tun, um wegen der Sicherheit des Weges nach Salmas und der notwendigen Eskorte mit ihm zu sprechen. Ich wurde eingeladen, um 11 Uhr zu erscheinen, und benutzte die Zeit bis dahin, um die englische Teppichwerkstätte anzusehen und der amerikanischen Station einen Besuch zu machen. Dann begleitete mich Mr. Warden zum Gouverneur. Er empfieng uns mit glatter Höflichkeit, doch blieb der Ton der Unterhaltung anfangs sehr kühl. Erst als der Gouverneur erfuhr, dass ich ein Wiener sei, ging er aus seiner Zurückhaltung heraus; an Wien knüpften sich nämlich für ihn liebliche Erinnerungen. Er war vor einigen Jahren, als der gegenwärtige Schach seine erste Reise nach Europa machte, in dessen Gefolge gewesen und schien sich in »Venedig in Wien« glänzend amüsiert zu haben. Mit aller Wehmut des kaltgestellten Lebemannes gedachte er der entschwundenen schönen Zeiten, an die ihn einige Photographien, vermutlich von Blumen- und Sektnymphen erinnerten.

Bezüglich der Eskorte meinte er, dass bis Gutschi, vor dem ersten Pass, ein Mann genügend sei; von dort an müsste ich jedoch mehrere haben. Der Weg führe durch offenes Gelände und es seien zahlreiche Piketts an der Strasse, bei denen ich Erkundigungen einziehen und nach Bedarf Begleitung erlangen könne. Ich war damit zufrieden, denn die Eskorte wirkt überhaupt mehr durch ihr blosses Vorhandensein als durch ihre militärische Macht; ein Reisender, der unter dem Schutz der Regierung steht, der eben durch die Eskorte besonders betont wird, wird nicht so leicht angegriffen, da die Täter dann energische Massregeln zu gewärtigen haben. Ausserdem waren wir selbst bewaffnet, und da ich ersucht worden war, ein Berdangewehr von Urmia nach Khoi an das deutsche Haus zu bringen, konnte sogar einer der Arbadschis noch in einen Krieger verwandelt werden; so waren wir fünf Hinterlader stark, also schon eine kleine Kriegsmacht, mit der nur eine grössere Bande anbinden konnte.

Ich setzte meine Abreise für den nächsten Tag fest und mietete drei Arbas bis Khoi. Das Gerücht, das mich als englischen oder amerikanischen Bevollmächtigten bezeichnete, war mir durchaus nicht angenehm, weil ich als solcher einer bedeutend grösseren Gefahr ausgesetzt war, wie ein Angehöriger einer andren Nation; aber dagegen liess sich nun schon nichts mehr machen. Die Vorbereitungen für die Abreise füllten einige Stunden des Nachmittags aus; für die drei Schafschädel erhielt ich eine feste Kiste, und Rev. Parry gab mir ausser einem Stoss Zeitschriften noch eine Menge des vorzüglichen Tabaks, der mich schon am ersten Abend so entzückt hatte. Auch ich liess ein Geschenk in der englischen Station zurück, das nach einigem Widerstreben

mit Freuden angenommen wurde, nämlich meine zwei Foxterriers. Von allen Gelegenheiten, sie auf gute Art loszuwerden, war diese die beste; ich überliess meine kleinen Gefährten nicht beliebigen fremden Leuten, sondern sie fanden ein europäisches Heim, noch dazu bei Engländern, und ich war sicher, dass man »Prinz« und »Sherry« dort gut pflegen würde. Der Abschied von mir fiel ihnen nicht sehr schwer, weil sich die Herren der Mission schon viel mit ihnen beschäftigt hatten und es im Garten des Hauses zahlreiche Feldmäuse und Katzen gab, die ihnen beständig guten Sport sicherten. Abends verabschiedete ich mich von Fräulein Paulat und Herrn Wiencke und erfuhr, dass man meine Ankunft in Khoi bereits angemeldet hatte; ich sollte dort im deutschen Haus wohnen.

2. August. Der Arbadschi erschien pünktlich zur bestimmten Stunde, hatte aber anstatt drei Karren nur einen solchen und drei Packpferde mitgebracht; dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Der Soldat aber kam erst um 9 Uhr, nachdem man nochmals nach ihm gesandt hatte. Nach herzlichem Abschied von meinen gastfreien Wirten setzten wir uns in Bewegung. Mit Kutscher, Pferdeführer und Soldat waren wir sechs Mann mit neun Pferden und einer Arba, also eine ganze Karawane, alle mit Gewehren bewaffnet, da ich dem Kutscher eine der Schrotflinten anvertraut hatte. Wir ritten wieder zum Südtor hinaus und umgingen die Stadt in westlicher Richtung; bald waren wir zwischen den letzten Gärten, und hier sollte ich noch eine freudige Ueberraschung erleben. Hinter einem Gebüsch tauchten plötzlich zu Pferd Fräulein Paulat und Herr Wiencke auf, die mich hier erwartet hatten, um mir noch ein Stück das Geleite zu geben. Ich war wirklich gerührt von dieser freundlichen Aufmerksamkeit; wir ritten noch ein gutes Stück gemeinsam und leerten ein Körbchen mit Aprikosen, das Herr Wiencke mitgebracht hatte. An der Grenze der Oase trennten wir uns, und meine Karawane schlug ein rasches Tempo ein.

Wir passierten ein winziges Dorf und kamen dann an einen Soldatenposten; hier ritt mein bisheriger Beschützer zurück und ich nahm zwei neue, die bis zum Nachtquartier mitreiten sollten. Mittags rasteten wir in einem grossen, befestigten Karawansarai an der Stelle, wo das Vorgebirge Scheich Basid Daghi nahe an den See herantritt. In der Nähe war eine schweflige Quelle, die ich zum Erstaunen der Soldaten längere Zeit untersuchte. Der eine von ihnen machte die naive, aber in gewissem Sinn richtige Bemerkung, diese Quelle sei im Sommer kalt, im Winter warm; es war eine Schwefelwasserstofftherme von 21° C., also im Winter gewiss relativ sehr warm, im Sommer, mit der Lufttemperatur verglichen, kalt. Wie der Soldat weiter erzählte, wurde die Quelle auch zu Heilzwecken benutzt, und es kamen mitunter die Kranken der Umgegend

in ganzen Prozessionen unter der Führung von Mollahs und Derwischen, um in dem Schwefelwasser zu baden. Zwischen der Gegend, in der wir uns augenblicklich befanden, und den grossem Vorgebirge Karabagh dehnte sich eine weite Ebene aus, in deren Mitte auf einem Felskegel ein altes Kastell stand; dort war wieder ein Soldatenposten, und wir ritten darauf zu, da meine Eskorte gewechselt werden sollte. Die Soldaten sagten, dass zur Nachtzeit die Kurden regelmässig in die Ebene hinabkämen, um Schafe zu stehlen. Es wären mehrere hundert Mann unter dem Anführer Dscheffer Agha in den Bergen um die Stadt Salmas versammelt und hätten erst vor zwei Tagen einen nächtlichen Angriff auf die Stadt gemacht; doch wären sie zurückgeschlagen worden. Das Hauptquartier der Truppen war in Khoi, sollte aber nun nach Salmas vorgeschoben werden, und eine bedeutende Anzahl Soldaten war bereits in Salmas angelangt und hatte die Höhen um die Stadt besetzt. Die Besatzung des kleinen Postens bestand bereits aus Soldaten der Vorhut. Ein Gefecht in der Nähe von Salmas galt als unmittelbar bevorstehend.

Unser Nachtquartier für diesen Tag sollte das Dorf Gutschi sein, das noch auf der Südseite des Karabagh liegt. Es war bereits als grüner Fleck auf dem rotgrauen Grund des Gebirges zu erkennen; ich nahm von dem Posten nur einen Mann mit, und um 6 Uhr abends trafen wir in dem kleinen Dorf ein. Die Bewohner waren Tataren und Syrer. Im Karawansarai erhielt ich ein Zimmer, das von dem übrigen Gebäude getrennt lag und mit dem flachen Dach eines Stalles in Verbindung stand. Der Soldat versprach, am folgenden Morgen um 4 Uhr mit zwei Kameraden zur Stelle zu sein und uns über den Gutschipass nach dem nächsten Pikett zu begleiten. In Gutschi selbst waren zur Zeit keine Soldaten stationiert, doch erwartete man sie in den allernächsten Tagen; vorher mussten sie noch Dscheffer Agha aus der Gegend von Salmas vertreiben. Ich sass bis nach Sonnenuntergang lesend und Notizen schreibend auf dem Dach und genoss das herrliche Farbenspiel, mit dem der Tag Abschied nahm. Es war eine Symphonie in Gelb; zahllose Abtönungen, jede bezeichnend in ihrer Art und im wirkungsvollen Kontrast zu dem fernen tiefblauen See und dem staubig-grünen Himmel. Sandgelb, Lehmgelb, Staubgelb, Mauergelb, Dachgelb, alles waren Farben, die scharf voneinander geschieden waren und die von dem augenblendenden Weissgelb der Dorfstrasse bis zum dunkeln Orange der Abendwolken und dem matten Ocker der flachen Dächer eine kontinuierliche Reihe bildeten. Es bedarf ja in diesem Land nichts als eines Sonnenstrahls und einer zerfallenen Lehmmauer, um eine Farbenstimmung von tiefer Wirkung hervorzurufen, und die Eintönigkeit des Bildes ist nur scheinbar; wenn man sich ein bischen darein vertieft, gewinnt man den öden Lehmmauern, den tiefstaubigen Strassen und den kahlen Sandstrecken eine Fülle von intimen Schönheiten ab, die ebenso

befriedigen, wie die feinsten Zusammenstellungen verschiedener Farben, ja noch mehr, weil es einer kleinen Denkarbeit bedarf, um hinter der Monotonie den Reiz zu entdecken. Dafür ist aber auch der ganze Zauber weg, sowie die Sonne gesunken ist; die leuchtenden warmen Töne werden mit einem Mal matt und kalt, die feinen Gegensätze verschwinden und es bleibt nichts übrig, als ein Haufen unschöner, unsauberer Lehmhütten, aus denen nur der Vollmond wieder etwas machen kann.

Der Tag war recht warm gewesen, bis 38° im Schatten, allein nach Sonnenuntergang fiel das Thermometer rasch auf 27°; eine frische Brise kam vom Gebirge herunter und machte es möglich, ohne Mückenzelt zu schlafen. Mitten in der Nacht wurden wir durch einen Schuss geweckt, der in nächster Nähe gefallen sein musste, und der Wind trug den gedämpften Lärm eines unregelmässigen Gewehrfeuers aus der Ferne her. Dort waren jedenfalls streifende Kurden auf ein Pikett gestossen; der Schuss im Dorf blieb vereinzelt; wahrscheinlich hatte ihn ein Wächter abgefeuert, sei es als Beweis seiner Wachsamkeit, sei es, um irgend jemand zu verscheuchen; man macht sich über einen Schuss nicht viele Gedanken, und auch das ferne Knallen kam bald wieder zur Ruhe. Ich schlief wieder ein, erwachte aber bald durch das Geräusch von Hufschlag in der Dorfstrasse; ein Reitertrupp zog vorüber, doch hörte man weder Stimmen, noch sonstigen überflüssigen Lärm. Weichbold, der auf dem Vordach schlief, kam zu mir herein und meldete, es wären vierzehn Kurden, die vorsichtig und still durch den Ort ritten; sie hielten die Richtung gegen den Pass ein und gehörten unzweifelhaft zu den Leuten Dscheffer Aghas. Wahrscheinlich waren sie es gewesen, die sich früher mit dem Pikett herumgeknallt hatten. Mir kam der unangenehme Gedanke, dass ich vielleicht geeignet sein konnte, bei den Kurden böse Gedanken hervorzurufen; dass die Kunde von mir zu Dscheffer Agha gedrungen war, daran zweifelte ich keinen Augenblick; und wenn mich die Kurden wie die Leute von Urmia für einen englischen Konsul oder dergleichen hielten, so war es nicht ausgeschlossen, dass sie mit mir ähnliches vorhatten, wie mit dem unglücklichen Dr. Labaree. Nun waren sie obendrein nach dem Pass zu geritten, und wenn sie uns dort einen Hinterhalt legen wollten, so konnte die Sache recht gefährlich werden. Es war seit der Ermordung des amerikanischen Arztes noch kein Europäer auf diesem Weg gereist, und wenn auch die Regierungssoldaten bereits bis Salmas vorgedrungen waren und ihre Posten an der Strasse aufgestellt hatten, so war die Gegend trotzdem nichts weniger als sicher; die vierzehn nächtlichen Kurden machten mir Sorge.

Um 4 Uhr standen wir auf und machten uns marschbereit, aber die Eskorte erschien nicht; ich wartete eine halbe Stunde, drei Viertelstunden, aber kein Soldat kam; ohne Begleitung wollte ich aber keinesfalls reiten,

trotz unserer guten Bewaffnung. Ich liess den Dorfvorstand wecken und verlangte von ihm zwei Mann; er hatte sie nicht; schon wollte ich einen Boten nach dem Pikett in der Ebene senden, als vom Pass herab ein persischer Reisewagen kam, begleitet von fünf bis sechs bewaffneten Dienern und drei Soldaten; wie der Dorfälteste sagte, sass darin die Frau des Gouverneurs von Maragha, desselben, der mich auf meinem Ausflug zu Herrn de Mecquenem so wenig freundlich aufgenommen hatte. Ich verlangte zwei von den Soldaten für mich, man beriet hin und her, und endlich erhielt ich einen Mann für den Weg bis zum nächsten Pikett, das sich auf der Passhöhe befinden sollte. Dies war besser als gar nichts, ich liess der Dame im Wagen meine Visitenkarte — in russischer Schrift — mit meinem besten Dank übergeben und der Wagen fuhr weiter. So brachte ich mich beim Amir Toman Said el Mulk wieder in Erinnerung.

Der Wagen kam von Salmas und der Soldat konnte also allerlei Auskunft geben. Wie er sagte, würde heute bei Salmas gekämpft werden; die Perser waren 800 Mann stark, mit zwei Kanonen, und hätten eine Falle für Dscheffer Agha gestellt; auf diese Aussagen war natürlich nicht viel zu geben; wichtiger für mich war, dass der Wagen die vierzehn Kurden nicht angetroffen hatte; diese waren also von der Strasse abgegangen. Daran konnte man mehrere Schlüsse knüpfen. Entweder waren sie nach ihren Hauptstellungen zurückgekehrt, oder sie hatten den Wagen unbemerkt vorbeifahren lassen, oder sie hatten sich im Pass auf die Lauer gelegt. Mein Soldat gehörte dem Posten auf der Passhöhe an und war um 2 Uhr nachts von dort weggeritten; wären die Kurden auf der Strasse geblieben, hätten sie dem Wagen etwa um 3 Uhr begegnen müssen. Das wahrscheinlichste schien, dass die Kurden sich noch im Pass befanden, und man musste daher vorsichtig sein. Der Pferdetreiber bekam meine zweite Schrotflinte, so dass wir nun wieder sechs Gewehre stark waren, als wir gegen 5½ Uhr aufbrachen. Gleich hinter dem Dorf begann der Weg in einem engen Tal steil anzusteigen, und bald traten die Felshänge noch näher zusammen; es war eine romantische Schlucht, und die Arba musste im Bachbett fahren. Für einen Hinterhalt war die Gegend wie geschaffen, und wenn man uns wirklich hier eine Falle gestellt hatte, so konnte man uns von den Felsen herab mit grösster Musse abschiessen.

Wir ritten vorsichtig, nach allen Seiten sichernd, das schussbereite Gewehr vorn über dem Sattel, und ich war ernstlich darauf gefasst, jetzt und jetzt einen Schuss zu hören, der einen oder den andern von uns vom Gaul holen konnte. Nichts ähnliches ereignete sich jedoch, will ich gleich bemerken. Nach ungefähr einer Stunde erweiterte sich das Tal ein wenig, und gleichzeitig erblickten wir einen Reisewagen, der schräg auf der Seite lag, ein halbes Dutzend Pferde und etwa ebensoviele Männer, die eifrig um den Wagen beschäftigt waren. Mein Triëderbinocle belehrte mich sofort,

dass es Armenier waren, und diese, anfangs erschreckt, schienen gleichfalls angenehm berührt, in uns keine Kurden zu entdecken Der Wagen hatte die Richtung nach dem Pass zu, kam also aus derselben Direktion wie wir; trotzdem waren die Leute weder während der Nacht noch am Morgen in Gutschi gewesen, und auch der Soldat hatte sie auf seinem nächtlichen Weg nicht gesehen. Dies war sehr auffallend und meine diesbezügliche Frage gewiss begreiflich. Der Armenier, an den ich sie auf russisch stellte, wich jedoch einer Antwort aus und meinte nur, wir sollten bei-



28. Auf dem Gutschi-Pass.

sammen bleiben, um eine grössere Macht zu bilden, denn es seien Kurden in der Nähe; er habe ungefahr zwölf von ihnen in ein Seitental reiten gesehen; das mussten dieselben gewesen sein, die nachts Gutschi passiert hatten, und ich sagte dies dem Armenier, einem intelligent aussehenden, älteren Mann, der der Fuhrer der kleinen Gesellschaft zu sein schien und ebenso, wie seine jüngeren Gefahrten, mit einem Martinikarabiner bewaffnet war. Ich knüpfte daran die Frage nach seinem Reiseziel. »Sind sie Russe?« fragte er zurück, mich misstrauisch ansehend. »Nein, Deutscher.« — »Wir gehen nach Wan,« erklarte er nun. Jetzt wusste ich, was ich fur Leute vor mir hatte; es waren »Fidais«, Angehörige der aufständischen Partei, die jedenfalls in politischer Mission reisten, wahrscheinlich, um Patronen oder Waffen nach Wan zu ihren dortigen Freunden zu bringen.

Ich berührte das Thema nicht weiter, sondern sagte nur noch: »Halten Sie sich nicht zu lange beim Zollamt auf«, was er mit verständnisinnigem Lächeln quittierte.

Inzwischen waren wir alle um den Wagen stehen geblieben, dessen eines Rad in ein tiefes Loch geraten war, und die übrigen Armenier hatten das Fahrzeug allmählich flott gemacht. Sie spannten nun vier Pferde vor und brachten den Wagen wieder auf fahrbaren Boden; dann stiegen sie teils auf die Pferde, teils in den Wagen, und wir ritten beziehungsweise fuhren gemeinsam weiter, eine Macht von zwölf Gewehren und daher so gut wie sicher vor jedem Angriff. Um 9 Uhr vormittags erreichten wir die Passhöhe. Dort hielten wir vor dem kleinen Häuschen, in dem einige Soldaten stationiert waren, Rast und tranken Tee. Die Armenier hielten sich abseits; ich hatte erwartet, dass wir nun wenigstens bis Salmas gemeinsam reisen würden, allein das schien nicht ihre Absicht zu sein; wenigstens machte man keine Miene, uns zurückzuhalten, als wir wieder aufsassen; die Fidais zogen es jedenfalls vor, ihre eigenen Wege zu wandeln. Der Abstieg nach der andern Seite war so steil, dass die Pferde fast eine halbe Stunde lang am Zügel geführt werden mussten. Unten in der Ebene, die nun ausser nach Westen allseits offen war, trafen wir auf eine Zigeunerbande, deren jüngere Mitglieder singend und bettelnd neben uns herliefen, bis ich einige Schahis unter sie geworfen hatte.

Es führen über den Rücken des Karabagh zwei Wege, von denen der westlichere, schlechtere, direkt nach Salmas führt; der andere, eben unserer, teilt sich jenseits des Karabagh; der westliche Zweig geht nach Dilmân, der östliche biegt um das Nordende des Sees und wendet sich über Sirdar Hadschi und Disi Kalil nach Täbris. Nach Osten zu waren die letzten Ausläufer des Sees zu erkennen und dahinter der freie Horizont der Ebene, die sich bis jenseits von Täbris erstreckt, im Nordosten zeigten sich die Berge von Sofian und Marand, die ich auf dem Weg von Dschulfa nach Täbris passiert hatte. Ein Ritt von zwei bis drei Tagen hätte genügt, um den fast vollendeten grossen Kreis um den See von Urmia zu schliessen. Im Norden begrenzten die Berge den Horizont, die die Wasserscheide zwischen dem Flussgebiet des Araxes und dem abflusslosen Becken des »Schahi Darja« (Meer des Schach, Königsee) bilden, wie der Urmiasee mit dem einheimischen Namen heisst. Sie bilden eine scheinbar ganz unmotivierte Verbindung zwischen dem Bergland des Karadagh und den Gebirgen der persisch-türkischen Grenze; eine ähnliche Barriere findet sich am Südende des Sees, und die Wasserläufe, die sich gegenwärtig im See verlieren, sind vor der Entstehung der beiden Barrieren vermutlich teils dem Araxes, teils dem Tigris zugeflossen; erst seit der jüngsten Tertiärzeit dürfte das Becken von Urmia durch vulkanische Hebungen abge-

schlossen worden sein; in der älteren Tertiärperiode war es sogar noch von Meer bedeckt.

Ueber einen breiten und glutheissen Steppenfleck ritten wir auf Salmas zu, das in einer Oase des kleinen Suba Tschai liegt, wie Urmia in einer des Schäher Tschai. Die Stadt von Salmas heisst eigentlich Dilmân; Salmas ist der Name der Oase, wird aber regelmässig auch für Dilmân, den Hauptort derselben, angewendet. Mein Arbadschi meinte, wir sollten nicht in der Stadt selbst Quartier nehmen, da diese voll von Soldaten sei und es dort kein gutes Karawansarai gebe; er wüsste ein gutes Quartier in dem Dorf Mugandschük, einen Farsach weiter gegen Khoi; mir war dies ganz lieb, denn da wir doch erst am nächsten Tag Khoi erreichen konnten, war es vorzuziehen, heute noch einige Kilometer mehr zurückzulegen, anstatt schon um 4 Uhr nachmittags halt zu machen. Bald kamen wir an die Stadt heran und suchten unsern Weg durch die winkeligen Wege zwischen Gartenmauern hindurch nach dem Basar, in dessen Nähe das Haus des Gouverneurs lag. Dort verlangte ich drei Soldaten für den nächsten Tag und erhielt die Zusicherung, dass man sie am frühen Morgen nach Mugandschük senden würde. So ritten wir denn wieder zur Stadt hinaus und erreichten nach einer Stunde das gesuchte Dorf. Abdull richtete es sehr geschickt so ein, dass wir nicht in einem Haus, sondern im Garten des Dorfältesten Quartier erhielten. Im Freien zu schlafen, war natürlich bedeutend angenehmer, als in einem unsauberen Haus Unterkunft zu haben. Wir richteten uns unter den Obstbäumen häuslich ein, Decken wurden ausgebreitet, mein Feldbett aufgestellt, ich liess Hühner kaufen und zubereiten — es war ganz angenehm. Zwei Soldaten des Postens in Mugandschük kamen herbei und begannen mit Abdull ein Gespräch; ich liess sie nach dem Stand der militärischen Vorgänge fragen und erfuhr, dass man Dscheffer Agha heute fangen würde; morgen sollte er dann nach der Stadt gebracht werden, tags darauf nach Khoi, dort wollte man ihn enthaupten. Die Leute sprachen über den Fall wie über ein Festprogramm, in dem es keine Aenderungen geben darf; aber immerhin hatte doch Dscheffer Agha dabei auch noch ein Wörtchen mitzureden.

Als es schon ziemlich dunkel war und ich mich nach Erledigung meiner Notizen zur Ruhe begeben wollte, erschienen zwei Soldaten, die vorgaben, vom Gouverneur bestimmt zu sein, mich nach Khoi zu eskortieren. Ich liess ihnen sagen, sie sollten sich um 4 Uhr früh wieder einfinden; auch könnten sie gleich hierbleiben, es wäre noch etwas Tee und zu essen da. Die beiden Vaterlandsverteidiger waren jedoch damit nicht zufrieden; sie liessen mich durch Abdull fragen, wieviel »peschkesch« ich ihnen geben wollte. Die beiden Soldaten, die früher gekommen waren, standen dabei und grinsten beifällig zu dieser Frage. Aergerlich erwiderte

ich, das »peschkesch« sei meine Sache; das würden sie in Khoi erfahren. Nein, ich sollte es jetzt sagen, sonst gingen sie nicht mit. Auf diese Frechheit entgegnete ich, sie sollten machen, dass sie fortkämen, und ich würde sie beim Gouverneur anzeigen. Nun begannen die zwei ein furchterliches Geschrei, das sie erst an Abdull richteten, der ebenfalls brüllend erwiderte. Ich verstand soviel, dass jeder von ihnen einen Toman forderte. Und doch mussten sie, kommandiert wie sie waren, auch ohne jegliches Trinkgeld ihren Dienst tun. Es folgte eine etwas erregte Szene, die Soldaten schrien und gestikulierten mir vor der Nase herum, und das Ende war, dass ich sie mit Peitsche und Absatz zum Garten hinausbeförderte. Die beiden andern Soldaten hatten sich erst im Sinne ihrer Kollegen an der Debatte beteiligt, als sie aber merkten, dass ich keinen Spass verstand, ergriffen sie meine Partei und gingen die Fortgejagten holen. Nach einer Viertelstunde erschien in der Gartentür eine demütige Gruppe; ganz zahm kamen die Helden zurück und kapitulierten bedingungslos. Ich liess ihnen durch Abdull noch eine Standrede gröbster Art halten, dann wurden sie zu Bett geschickt.

Auch ich legte mich nieder, doch sollte die Nacht nicht allzu ruhig verlaufen; gegen 11 Uhr begann fernes Gewehrfeuer hörbar zu werden, einige dumpfe Kanonenschläge mischten sich darein, — man »fing« Dscheffer Agha. Ich schlief wieder ein, aber um 1 Uhr nachts, als ich aufwachte, dauerte das Schiessen noch an und war bedeutend näher gekommen; von den Kanonen hörte man nichts mehr, aber das unregelmässige Gewehrfeuer hielt an; offenbar war in den Hügeln westlich von Salmas ein bedeutendes Gefecht im Gang; um 3 Uhr hatte sich der Lärm schon bedenklich genähert und die Soldaten rannten mit ihren Gewehren fort. Sollte ein Ueberfall auf die Stadt erfolgen? Scheinbar doch nicht; denn nach kurzer Zeit krachten zwar in der Nähe einige Schüsse, aber dies war offenbar nicht auf einen Kampf zurückzuführen, denn das fernere Feuer erstarb allmählich.

Bei Tagesanbruch kehrten auch die Soldaten zurück und erzählten Abdull lange und schreckliche Geschichten, die er mir im Laufe des Vormittags wiederberichtete und die ich später in Khoi bestätigt hörte. Man hatte Dscheffer Agha nicht gefangen, im Gegenteil hatten die Regierungstruppen eine tüchtige Schlappe zu verzeichnen. Der Hergang war folgender gewesen: Die Perser hatten, 800 Mann und zwei Kanonen stark, einige Hügel westlich von Salmas besetzt. Ihr Befehlshaber hatte Dscheffer Agha zu einer Unterredung in ein kleines Bergdorf gebeten; jede Partei sollte mit 30 Mann erscheinen. Der Kurde kam und brachte fünfzig Leute mit sich; allein er hatte seinen Gegner unterschätzt, denn der persische Offizier hatte über hundert im Dorf versteckt. Das war ungefahr um Sonnenuntergang gewesen. Dscheffer Agha merkte die

Falle, als sie eben zuklappen sollte und schlug sich mit Verlust weniger Leute durch; die Perser verfolgten ihn hitzig, brachten fast ihre ganze Truppe vor und warfen die Kurden in ein anderes kleines Dorf, das sie umstellten; sie fuhren ihre Kanonen auf und verlangten die Uebergabe; der Parlamentär wurde niedergeschossen. Nun begannen die Truppen wild auf das Dorf zu feuern, in dem, ihrer Meinung nach, nur wenige Feinde sein konnten, und schossen es mit ihren Kanonen in Brand. Allein der Spass war nicht so harmlos; plötzlich brachen mehrere hundert Kurden aus dem Versteck, fielen über die verblüfften Soldaten her und jagten sie in wilder Flucht nach der Ebene zu. Im ersten Schrecken des nächtlichen Kampfes wurden die Kanonen im Stich gelassen, allein bald sammelten sich die Perser wieder und begannen sich von Hügel zu Hügel vorzuschieben. Die Kurden bogen seitlich aus, hatten aber die Kanonen bereits



29. Meine Eskorte.

demoliert; sie fassten die Regierungstruppen von zwei Seiten und drängten sie allmählich in die Nähe der Stadt zurück; vor dieser aber machten sie Halt, begnügten sich damit, ihre Positionen bewahrt, sogar verbessert, und zwei Kanonen erbeutet zu haben und kehrten in die Berge zurück, unverfolgt von den Gegnern, die sich bei Tagesanbruch wieder in der Stadt Dilmân sammelten. Die Strasse nach Khoi jedoch war im unbestrittenen Besitz der Perser; allerdings durften diese nicht weiter gegen Urmia vorrücken, bis sie nicht die Gegend von Salmas sicher in ihrer Gewalt hatten. Der Fang Dscheffer Aghas, der eine abgemachte Sache schien, war aber gründlich misslungen.

Da der Weg nach Khoi laut Aussage der Soldaten sicher war, hielt ich es fur das beste, rasch aufzubrechen, um möglichst bald den Kriegsschauplatz zu verlassen, und um 5 Uhr früh waren wir bereits im Sattel. Kurz hinter Mugandschuk beginnt ein neuer Pass, der sich auf über 1700 m Seehöhe erhebt; hier war es, wo Dr. Labaree sein

schreckliches Ende fand. Wir ritten rasch, um die gefährliche Gegend bald hinter uns zu haben; übrigens hatte ich jetzt drei Soldaten, im ganzen also acht Gewehre; meine Expedition erreichte an diesem Tag ihren höchsten Mannschafts- und Pferdestand; acht Mann, zwölf Pferde und einen Wagen. Die Strasse war in der Tat von zahlreichen Piketts besetzt, und bei jedem derselben wurde ich um »peschkesch« angebettelt; ich gab es diesmal gerne, denn die Soldaten, die natürlich niemals Löhnung bekommen, leisteten nun wenigstens Dienste, deren Vorteil einzusehen war; das Gefühl der persönlichen Sicherheit war mit einigen Kran nicht zu hoch bezahlt. Meine Eskorte, die ich in Erinnerung an ihre Frechheit vom Vorabend nicht eben freundlich behandelte, schöpfte ersichtlich



30. Grabmäler bei Khoi.

neue Hoffnung, als sie mich so freigebig sah, und die drei Burschen überboten sich jetzt an Dienstwilligkeit. Es waren ganz muntere Gesellen, auf leidlich guten Pferden, die untereinander allerlei Scherz trieben und trotz des Mangels einer Uniform ganz kriegerisch aussahen. Sie versuchten auch, meine Gunst durch Schmeichelei zu erwerben; durch Abdull liessen sie mir sagen, sie hätten gestern noch nicht gewusst, was für ein grosser Sahâb ich sei, jetzt aber wüssten sie es und würden mir treu dienen, mich verteidigen und so weiter. Ich stellte mich aber sehr ungnädig und liess sie bis zum letzten Augenblick über das »peschkesch« im Zweifel.

Die Stadt Khoi liegt nicht so eben wie Urmia oder Salmas, sondern in einem Hügelland, das jedoch nur aus sogenannten »Zeugen« besteht, Bergen, denen anzusehen ist, dass sie die stehen gebliebenen Reste einer

zum grössten Teil verschwundenen und abgetragenen Tafel sind. Sie ragen daher ziemlich unvermittelt aus den umgebenden Niederungen hervor. Gegen Nordosten, wohin die Flüsschen Koturtschai und Silbirtschai abfliessen, ist das Gelände am freiesten, im Norden liegt das niedere Bergland des Susus Dagh, gegen Süden und Osten schliesst der Höhenzug das Khoi-Becken ab, der die Wasserscheide zwischen Araxes und Urmiasee bildet, und den wir eben überschritten hatten. Im Westen aber erheben sich hohe, felsige Berge, die Gruppen des Adschibey Dagh und des Awrün Dagh; südlich vom letzteren liegt das langgestreckte Tal des Koturtschai, der bereits weit in osmanischem Gebiet entspringt und seinen Namen von dem Dörfchen Kotur hat, dem letzten persischen Grenzort gegen die Türkei. Durch dieses Tal führt der Weg nach Wan. Der



31. Bett des Koturtschai bei Khoi.

Koturtschai fliesst südlich von Khoi vorbei und vereinigt sich später mit dem Silbirtschai. Noch bevor wir die Ebene von Khoi erblicken konnten, passierten wir einige isolierte Kegel aus vulkanischem Tuff, die im Verein mit der Schwefeltherme vom Vortag bewiesen, dass vulkanische Ereignisse in geologisch jungen Zeiten hier stattgefunden hatten.

Das letzte Niveauhindernis bildete eine schmale Hügelkette, auf der man schon aus grosser Entfernung die scharfen Silhouetten von zwei Grabkuppeln erblicken konnte. Die eine der beiden ist noch sehr gut erhalten, und sogar von dem Belag türkisblauer Kacheln, der einst die ganze Kuppel bedeckte, waren noch einige Stücke übrig. Es stand in einem kleinen Friedhof, der aber nur durch eine Anzahl in den Boden gesteckter Steinplatten erkennbar war. Durch die schön geschweiften Kielbogen öffnete sich ein hübsches Bild auf das Bett des Koturtschai und die Berge im Hintergrund (s. Tafel nach S. 180). Das Grabmal ist einer Prinzessin zu Ehren errichtet worden, die in Khoi gelebt hatte, und der eine der Soldaten wusste auch

eine Geschichte darüber zu erzählen; ich kann diese aber in meinem Tagebuch leider nicht wiederfinden und weiss nur, dass es sich um Taten rührendster Gattenliebe handelte.

Von der Höhe, auf der das Denkmal lag, konnte man bereits die Oase von Khoi überblicken, die verstreuten Höhen darin und das fast wasserleere steinige Bett des Koturtschai davor. Das Wasser lief nur in einem wenige Meter breiten Rinnsal und reichte den Pferden kaum über die Fesseln. Natürlich führt auch über den Koturtschai eine Brücke, die sogar sehr schön ist, natürlich ist sie von Schach Abbas erbaut und ebenso natürlich teilweise eingestürzt und daher nicht mehr brauchbar. Jenseits des Flussbettes zog sich eine lange Reihe von Weiden an den Ufern eines Kanals hin, der aus dem Koturtschai bei



32. Brücke über den Koturtschai.

dessen Austritt aus dem Gebirge abgezweigt wird und von der Höhe seines Niveaus kleine Wasseradern in die Gärten und Felder um die Stadt entsendet. Nachdem wir den Kanal übersetzt hatten, kamen wir auf eine breite Strasse, die anfangs durch Wiesenland, später zwischen Gärten und endlich zwischen Häusern auf das südliche Stadttor zuführt. Bevor wir dieses erreichten, wurden wir noch von einem Soldatenposten angehalten und ich sollte mein Gepäck durchsuchen lassen. Das Vorzeigen meines Geleitschreibens verschaffte uns jedoch sofort freie Passage.

Khoi besteht ebenso wie Urmia aus einer befestigten inneren Stadt und aus zwischen Gärten gelegenen Vordörfern. Wir umritten die Mauer, die von einem tiefen Graben umzogen ist, und wandten uns westlich. Das deutsche Haus, mein Ziel, lag in dem Vordorf Dilguscha und war ohne weiteres zu finden, da es jedem Kind in Khoi bekannt ist. Es liegt an einer schmalen Gasse, die mit Bäumen bestanden und von einem kleinen Kanal durch-

zogen ist. Die Torwache öffnete, Diener nahmen sich der Pferde an und einer von ihnen führte mich über den Hof, wo ich eine Menge Kinder bemerkte, in das Wohnhaus. Dort traf ich die Leiterin der Mission, Fräulein Harnack, stellte mich vor — angemeldet war ich bereits von Urmia aus — übergab meine Empfehlungsbriefe und wurde sofort in der liebenswürdigsten Weise aufgenommen. Bald erschien auch Herr Schünemann, der mich als voraussichtlichen Genossen bei Jagd- und Fangausflügen gleichfalls auf das herzlichste begrüsste.

Nachdem ich und meine Leute einlogiert waren und ich mein Aeusseres ein wenig gesellschaftsfähig gemacht hatte, tranken wir auf einer wunderhübschen Terrasse Tee und tauschten Neuigkeiten aus. Herr Schünemann, ein junger Ostpreusse, war bereits seit einigen Jahren in Khoi, unterrichtete im Verein mit zwei armenischen Lehrern, die ich gleichfalls bald kennen lernte, die Knaben und leitete die Tischlereischule. In Khoi wie in Urmia gilt das Prinzip, den Waisenkindern ihren Glauben und ihre Nationalität ungeschmälert zu lassen und sie nur zu verpflegen und zu unterrichten. Das Haus beherbergte ein paar Dutzend Jungen und ebensoviele Mädchen, alles Armenier, die in den Kurdenkämpfen ihre Eltern verloren hatten. Die Mädchen treiben Handarbeiten, Weberei und Teppichknüpferei, werden in verschiedenen Fächern unterrichtet und lernen ausserdem kochen. Während ihrer Lehrzeit fertigen sie sich auch Ausstattungen an, verlassen aber das Haus nicht eher, bis sie nicht Dienststellungen in guten Familien erhalten; die meisten Europäer in Täbris beziehen ihre weiblichen Dienstboten aus Urmia oder Khoi, oder aber die Mädchen heiraten gleich aus der Schule weg, zum Teil schon mit 15—16 Jahren. In diesem Fall bekommen sie ausser ihrer Ausstattung noch eine Barmitgift von 25 Tomans = ca. 100 Mark, eine Summe, die immerhin zur Einrichtung einer Werkstätte oder zum Ankauf eines Obstgärtchens genugt. Ich war während meines Aufenthaltes in Khoi Zeuge einer Hochzeit eines 17 jährigen Mädchens mit einem jungen Handwerker; beide waren als kleine Würmchen aus einem von den Kurden ausgeplünderten Dorf aufgelesen worden und wären ohne das Waisenhaus jedenfalls elend zugrunde gegangen, während sie jetzt als glückliche Eheleute sorgenlos leben können. In der von Herrn Schünemann errichteten kleinen Möbelfabrik arbeiteten etwa dreissig Knaben, von denen einige bereits kurz vor dem Ende ihrer Lehrzeit standen, nach welcher sie als selbständige Tischler in verschiedene Orte entlassen werden. Die Waisenhausmöbel von Khoi, die ebenso gut sind, wie gute Durchschnittsware bei uns, gehen nach allen Städten von Aserbejdschan, und die persischen Machthaber und Gouverneure, die es den Europäern gern ein bischen gleichtun wollen, bestellen dort Schreibtische, Stühle und Betten, ja selbst grosse Büffetts und Schränke und zahlen gute Preise; von diesen erhalten die arbeitenden

12*

Knaben einen Anteil, der ihnen beim Verlassen des Waisenhauses als Aussteuer mitgegeben wird. Wer keine Lust oder kein Talent zur Tischlerei hat, wird zum Gärtner oder Weber ausgebildet, oder je nach seinen Fähigkeiten anderswie beschäftigt. Herr Schünemann organisierte unter den Jungen sofort eine Truppe, die ich mit Sammelgläsern versah, und die mir Insekten fangen sollte. Auch beschlossen wir gleich für den übernächsten Tag einen Jagdausflug.

Konsul Bergeron hatte einige Tage vor meiner Ankunft aus Täbris angefragt, ob ich bereits in Khoi angelangt sei, und war dazu durch eine Depesche meiner Eltern veranlasst worden. Glücklicherweise war ich damals bereits bei Fräulein Harnack angemeldet gewesen, und Herr Bergeron hatte dementsprechend Auskunft erhalten. Allein meine Eltern mussten wohl in Sorge um mich sein, und ich beschloss, am folgenden Tag einen reitenden Boten nach Dschulfa abgehen zu lassen, der einen Brief an Herrn Mnatzakaniantz zur Weiterbeförderung nach Wien mitnehmen sollte. Mit dem Schreiben dieses Briefes füllte ich den Abend aus und begab mich bald zu Bett, mit dem behaglichen Gefühl, wieder eine bedeutende Etappe meiner Reise glücklich hinter mich gebracht zu haben. Den Plan, nach Wan zu gehen, hatte ich nun endgültig aufgegeben; bis Khoi hatte ich in meinem Herzen noch eine schwache Hoffnung genährt, dort vielleicht doch irgend ein aus Täbris nachgesandtes Schriftstück der Hohen Pforte vorzufinden; allein, mit dem Schwinden dieser Aussicht musste auch mein Plan unbedingt fallen. Es war nun meine Absicht, einige Tage in Khoi zu bleiben und dann möglichst weit durch die kurdischen Berge nach der Grenze vorzurücken, und Herr Schünemann, dem ich diese Absicht mitgeteilt hatte, war mit Freuden bereit, mich zu begleiten. Vorerst aber wollten wir gemeinsam die Umgebung von Khoi tüchtig durchstreifen.

Am Morgen des 5. August wurde mir zuerst das ganze Grundstück mit allen darauf befindlichen Gärten, Werkstätten und sonstigen Gebäuden genau gezeigt, besonders die Möbeltischlerei, in welcher eifrig gearbeitet wurde. Ein Raum nächst der Waschküche wurde mir als Laboratorium eingeräumt. Dann ging ich mit Herrn Schünemann zu einer nahen Mühle, die mir zunächst dadurch auffiel, dass sie nicht durch ein gewöhnliches Mühlrad getrieben wurde, sondern durch eine ganz hübsche Holzturbine, deren Drehung ohne Zahnräder auf den an derselben senkrechten Achse befestigten oberen Mühlstein übertragen wurde. Wir hofften, in der Mühle Skorpione zu finden, aber es waren keine da. Eine verschleierte Frau, die unser, d. h. Schünemanns, Gespräch mit dem Müller mit anhörte, sagte, sie hätte zu Hause »einen schwarzen Skorpion und sein Kind, beide lebend«. Sofort schickte ich sie, um die Tiere zu holen, und schon nach einigen Minuten kam sie zurück. In einem Stück Papier ein-

Grabdenkmal bei Khoi

pinx. Heinz Pinggera n. Orig.-Phot.

gewickelt, brachte sie einen längst gestorbenen, halb zerkrümelten, kleinen gelben Skorpion und etwa das Drittel eines Ohrwurms. Damit war nicht viel zu machen. Ich erliess eine Proklamation, in der ich für jeden schwarzen Skorpion 10 Schahi = ca. 20 Pfennig Prämie versprach, und ging damit sogar bis auf einen Kran, aber ohne Erfolg.

Nachmittags unternahmen Fräulein Harnack, Herr Schünemann und ich einen Ausritt, der den Sommersitz des Gouverneurs von Khoi, das Schlösschen Dagh Bagheh (Berggarten) zum Ziel hatte. Erst mussten wir nach der Stadt zurück, um den Festungsgraben nach dem Südtor, dann ritten wir die »Zollamts-Avenue« hinaus und bogen bald rechts ab. Durch einen Garten von Pappeln und Rosenhecken kamen wir an ein mächtiges Tor, vor dem zwei Soldaten Wache standen; jenseits des Tores bot sich ein prächtiges und interessantes Bild. Zwischen zwei Reihen riesiger Platanen sprudelte in vielen Kaskaden ein Bach vom Hügel herab, und oben am Ende der herrlichen Allee erhob sich schmuck und bunt das Schlösschen mit Türmen, Zinnen und Terrassen. Wir hatten die Pferde am Tor zurückgelassen und stiegen im Schatten der mächtigen Bäume bald auf sanft ansteigendem Pfad, bald über breite Steintreppen längs des munteren Bächleins bergan. Eine breite und hohe Mauer schliesst den Baumgang ab, aber auf zwei kleinen Stieglein kann man auf die Terrasse gelangen, die das Haus trägt. Vor demselben liegt ein schön in Stein gefasster Teich, durch den der Bach hindurchfliesst. Die ganze Anlage war von einer Grossartigkeit und Pracht, die ich in dem kleinen Khoi nie vermutet hätte; in der Gegenwart dürften allerdings kaum mehr ähnliche Dinge in Persien geschaffen werden; sie sind Reste einer machtvollen Vergangenheit; doch wenn Allah es will, wird er auch eine segensreiche Zukunft schicken; wenn er nicht will — was kann selbst der Schach-in-Schach dagegen tun?

Ich stieg mit Herrn Schünemann sowohl auf die höchsten Punkte des Gebäudes, als auch in die unterirdischen Gewölbe der Hinterfront, das letztere in der Hoffnung, dort allerlei lichtscheues Getier zu fangen; wir entdeckten aber nur Fledermäuse, die sich unsern Nachstellungen erfolgreich entzogen. Doch versprach ich einem der Wächter ein gutes Trinkgeld, falls er mir einige nach dem Jetüm Chanâ (Waisenhaus) brächte, und ich erhielt wirklich zwei Tage später zwei Fledermäuse, die ich mit Vergnügen meinen Sammlungen einverleibte. Für diesmal kehrte ich leer von Dagh Bagheh zurück. Wir wählten für den Heimritt nicht den Weg, den wir gekommen waren, sondern ritten über einige steile Hügel, von denen wir einen wundervollen Ueberblick über die Khoi-Ebene im Abendsonnenschein hatten, machten noch einen tüchtigen Umweg nach Südwesten und beschlossen den hübschen Ausflug mit einem flotten, halbstündigen Galopp, den ich von meinem Braunen nach der zwanzig-

stündigen Ruhepause, die er genossen hatte, schon verlangen konnte. Die Jungen hatten eine Menge von Insekten gesammelt, unter denen sich ganz brauchbare Stücke befanden; für den nächsten Tag wurde eine neue Truppe designiert, und ich beschloss, mit Herrn Schünemann bei Tagesanbruch einen Jagd-Ausflug zu unternehmen. Abends kam er, der in einem eigenen Haus in der Nähe wohnte, in das Waisenhaus zum Essen und brachte seine junge Frau, eine hübsche Armenierin, mit sich. In Anbetracht des zeitigen Aufbruches am folgenden Tag, blieb man jedoch nicht lange beisammen, und schon um 10 Uhr suchte ich mein Lager auf, das in einem hübschen Zimmer mit einer Türe auf das Vordach eingerichtet war.

Mit dem Morgengrauen kam Herr Schunemann und holte mich ab. Zwei Jungen wurden nach einem verabredeten Punkt geschickt, an dem sie uns treffen und die Pferde bewachen sollten; die Gegend von Khoi war wegen des starken Militäraufgebotes vor Kurden vollständig sicher. Ein halbstündiger Ritt brachte uns an einen der isoliert stehenden Berge im Südwesten der Stadt, wo die Jungen bereits warteten. Wir hatten Flinten mit, und ich schoss gleich zu Beginn eine Wildtaube; dann aber vergingen fünf Stunden ohne Jagderfolg; erst auf dem Heimweg schoss mein Gefährte einen Würger; wir waren von dem Erfolg nicht eben erbaut, denn Tauben und Würger kann man auf den Bäumen des Waisenhausgartens finden. Wir beschlossen aber dennoch, unsern Ausflug am nächsten Tag zu wiederholen.

Meschad' Abdull war krank; er hatte ziemlich starkes Fieber — wenigstens war es nicht die Cholera — und aus den sonstigen Anzeichen schöpfte ich die Befürchtung, dass es Typhus sein könne. Ich braute ihm ein starkes Tränklein, aber vorläufig zeigte sich keine Besserung.

Den Nachmittag brachte ich im Haus Schünemann zu, der vier schöne junge »Thasis« hatte, persische Windhunde, die zur Hasen- und Gazellenjagd verwendet werden. Die Tiere waren reinste Zucht und stellten einen bedeutenden Wert vor; Herr Schünemann gedachte sie als gelegentliche Gegengeschenke an hohe Beamte zu verwenden. Geschenke sind in Persien eine oft lästige Beigabe zum täglichen Leben. Für eines, das man erhält, muss man sich durch ein bedeutend wertvolleres revanchieren, und daher schenken meistens nur die Leute mit gewinnsüchtigen Gemütern. Geradezu gefürchtet sind bei den Beamten die Geschenke von seiten der Vorgesetzten, zumal es der Anstand hier nicht verbietet, bares Geld zu schenken. Auf diese Art wird zum Beispiel ein Pferd, das der Wali-Achd einem Gouverneur übersendet, zu einem einfachen Auftrag, 2—3000 Tomans zu zahlen, und was will der Gouverneur; anders tun? Um den Ausfall in seinen Finanzen zu decken, »schenkt« er jedem der ihm unterstellten Hakims und Kadis je einen Teppich oder

Esel, und die armen Leute müssen die unwillkommene Gabe teuer bezahlen; »zwangsweiser Ankauf« wäre die richtige Bezeichnung für dieses Verfahren. In letzter Linie sind es selbstredend die Bauern und Pächter, die niemand andern mehr unter sich haben, die die Suppe ausessen müssen. Es kommt daher auch oft genug vor, dass Geschenke, die man Gleichgestellten anbietet, höflich zurückgewiesen werden; dagegen braucht man einen beliebigen Gegenstand nur zu bewundern — sofort heisst es »peschkesch«, zu deutsch »bitte, nehmen Sie!« Der Anbietende geht, wenn er einen anständigen Menschen vor sich hat, dabei sehr sicher, entweder wird das Geschenk zurückgewiesen, mit einer ausgesucht höflichen Phrase, oder es wird angenommen, und dann kommt unfehlbar ein wertvoller Gegenstand zurück. Die persische Sprache kennt fünf Ausdrücke für »Geschenk«, je nachdem es von Hochgestellten an Tiefgestellte, von Vorgesetzten an Untergebene und umgekehrt oder unter Gleichgestellten gegeben wird. Das Tatarische ist einfacher; hier gibt es nur das »peschkesch« (bakschisch). Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, dass das Gegengeschenk nur dann kostbarer zu sein braucht als das Geschenk, wenn ersteres von Gleich- oder Tiefergestellten kommt Ein grosser Herr erwidert Geschenke seiner Untergebenen entweder gar nicht, da ein derartiges Geschenk doch nur als Vergeltung für eine Gnade oder als »captatio benevolentiae« geschieht, oder durch einen rein symbolischen Gegenstand, zum Beispiel durch eine Korngarbe, einen Korb Obst oder ähnliches.

7. August. Um vier Uhr früh ritt ich mit Herrn Schünemann wieder nach derselben Gegend, wo wir tags zuvor gewesen waren. Diesmal sahen wir gleich, dass keine Aussicht auf gute Jagd vorhanden war und wendeten unsere Aufmerksamkeit andern Dingen zu. Die isolierten Hügel in der Ebene von Khoi bestehen aus salzigen Tonen, die über mächtigen Steinsalzlagern liegen. Der Ton ist also, bergmännisch gesprochen, das »Hangende« des Steinsalzes; sein »Liegendes«, die nächsttiefe Schicht, besteht aus dem rotgrauen Kalkstein, der das ganze Becken von Urmia, die Inseln und die umgebenden niedrigen Berge bildet. Schon an dem Hügel, auf dem ich bei unserer ersten Exkursion die Taube geschossen hatte, war ein natürlicher Aufschluss von Steinsalz, durch Wind und Regen blossgelegt; etwa 20 Meter unter dem Gipfel begann das Salz, das ausserordentlich rein war und an jener Stelle eine Mächtigkeit von über 4 Metern zeigte, bevor es unter dem Schutt verschwand. Ich sah mich nach einem andern Hügel um und entdeckte einen in ungefähr zwei Kilometer Entfernung, der gleich hoch und gleich geformt schien wie der erste; dort musste sich das Salz wiederfinden, wenn es eine fortlaufende Schicht bildete. Wir ritten nach dem erwähnten Hügel und fanden nicht nur das Salzflötz wieder, sondern sogar eine Stelle, an

welcher es abgebaut war, obzwar schon seit längerer Zeit nicht gearbeitet worden zu sein schien; dies war daraus zu schliessen, dass die zutage tretenden Salzblöcke nicht kantig, sondern vom Regen glatt und rundgewaschen waren. Man hatte den Hügel auf einer Seite angestochen, die Decke von Ton entfernt und eine Grube gemacht, die ungefähr zehn Meter im Durchmesser und fünfzehn Meter in der Tiefe hatte; wir kletterten unter einigen Schwierigkeiten hinab, nachdem wir die Pferde festgebunden hatten, und sahen, dass die Schicht ihrer ganzen Mächtigkeit nach aufgeschlossen war; zwei bis drei Meter unter dem Rand der Grube begann das Salz und einen halben Meter über dem Boden der Grube war es wieder zu Ende; das Lager selbst war demnach annähernd 12 Meter mächtig. Das Salz war hier nicht nur grau, sondern spielte in allen Farben, grünlich, bläulich, rot, gelb und violett. Aber ich sah hier, dass auch die Salzschicht, so tief sie hinabreichte, doch in ihrer Gänze noch über dem Niveau der Ebene lag, dass sie also keine kontinuierliche Decke mehr bildete, sondern mit den Hügeln, die sie enthielten, nur mehr der Rest einer grossen Tafel war, die ehemals das ganze Gebiet bedeckt hatte. Jedenfalls war hier ein Salzsee eingetrocknet und das zurückgebliebene Salz nachträglich zugedeckt worden, und zwar dürfte dieser Vorgang vor der Bildung des Höhenzuges stattgefunden haben, der gegenwärtig die Gebiete von Khoi und Urmia scheidet. Auch der Urmiasee, der seiner Eintrocknung langsam, aber sicher entgegengeht, wird dereinst seinen Salzgehalt als dicke Kruste zurücklassen, und die Ablagerungen späterer Zeiten, der Sand und Staub, den die Winde darüber streuen, werden über diese Kruste eine schützende Decke bilden, unter der sich das Salz festigen wird, zumal wenn es bei geologischen Veränderungen der Oberfläche unter Druck oder Wärme gerät. Aber das dauert noch eine ganze Weile.

Als wir wieder glücklich aus der Grube draussen waren, beschlossen wir, nach Dagh Bagheh zu reiten, und lenkten unsere Pferde durch und über die kleinen Täler und Berge, die uns davon trennten. In der grossen Allee fanden wir endlich Opfer für unsere Flinten und schossen einige Stare, Drosseln und Mandelkrähen, deren Bälge ich für meine Sammlungen gut brauchen konnte. Es war fast 10 Uhr, als wir heimkamen, und wir hatten gerade noch Zeit, uns für den Sonntagsgottesdienst umzukleiden. Dieser wurde von einem der armenischen Lehrer in einem Saal des Erdgeschosses abgehalten und bewegte sich auf ganz allgemein christlichem Gebiet ohne Betonung eines besonderen Bekenntnisses. Einer kleinen Predigt in armenischer Sprache folgten einige Lieder nach deutschen Weisen, aber mit armenischem Text, das war so ziemlich alles. Nach Tisch kam der Amir Toman auf Besuch, der Befehlshaber der Regierungstruppen, ein liebenswürdiger, feiner alter Herr von vornehmem und heiterem

Wesen. Ich empfand es als Fehler, dass ich ihm noch keinen Besuch gemacht hatte und versprach ihm, in den nächsten Tagen zu ihm zu kommen. An der Unterhaltung konnte ich natürlich nur durch Vermittelung meiner Wirte teilnehmen; sie drehte sich hauptsächlich um den Kurdenkrieg; der Amir bestätigte die Nachricht von der Niederlage seiner Leute, hoffte aber demnächst auf einen entscheidenden Sieg. Die Post aus Urmia war ausgeblieben, aber die von Täbris war gekommen und hatte für mich einen Brief von Herrn de Mecquenem und die Ankündigung eines Kistchens mit Fossilien gebracht, das noch auf dem Zollamt lagerte. Khoi besitzt ein Zollamt, trotzdem es weit von der Landesgrenze liegt, aber es ist gegen die Türkei der letzte Platz von Bedeutung; da es in



33. Stadttor von Khoi.

Persien auch zahlreiche Einschränkungen in betreff der Ausfuhr von Waren gibt, müssen alle Güter, die nach Khoi gelangen, auf dem Zollamt untersucht werden. Meine Fossilien erhielt ich übrigens tags darauf uneröffnet und unbeschädigt und sie waren mir als Funde aus dem berühmten Vorkommen von Maragha sehr erwünscht, und ich war dem liebenswürdigen französischen Forscher dankbar für die Pünktlichkeit, mit der er sein Wort eingelöst hatte.

Nachdem der Amir Toman seinen Besuch beendet hatte, machte Herr Schünemann mir den Vorschlag, einen Spazierritt durch die Stadt zu machen; ich war gerne einverstanden; Weichbold und einer der armenischen Lehrer begleiteten uns. Auf einem kurzen Weg erreichten wir den Stadtgraben in der Nähe des Westtores. Die Befestigungen von Khoi sind stark und gut erhalten; die Mauer ist überall unversehrt, die Tore sind durch feste Türme gedeckt, der Graben steilwandig, breit und

tief. Khoi war in den zahlreichen Kriegen, die Persien gegen die Osmanen geführt hat, stets ein wichtiger strategischer Punkt, da es den Uebergang nach Wan beherrschte; und wenn die Festungswerke der Stadt auch nur gegen einen Feind ohne moderne Artillerie Schutz bieten — mit einem mittelmässigen Belagerungsgeschütz konnte man ja die Lehmmauern zusammenschiessen wie Pfefferkuchen — so ist es doch etwa den Kurden gegenüber eine unbezwingliche Festung. Wir umritten die Stadt in nörd-



34. Tupp Mejdan (Kanonenplatz) in Khoi.

licher Richtung und trabten durch das Nordtor, dessen massige, schwer mit Eisen beschlagene Pforten weit offen standen; über dem Graben lag eine Zugbrücke, doch fehlten die Ketten oder Taue, mit denen man sie hätte aufheben können. Zu meiner Ueberraschung sah ich nun, dass Khoi von einem doppelten Mauergürtel umgeben ist; zwischen der äusseren und inneren Mauer liegt ein gegen 30 m breites Glacis, dann folgt wieder ein festes Tor; die innere Mauer ist über 10 m dick und der Torweg ist an beiden Seiten durch Pforten verschliessbar. Damit waren wir aber immer noch nicht in der Stadt selbst; an den Torweg schloss sich noch

eine enge Gasse, beiderseits von hohen Bastionen umgeben, dann erst folgte ein drittes Tor und dahinter begann die nord-südliche Strasse, die durch die ganze Stadt und die Basare in ziemlich gerader Linie erst auf einen Platz führt, den auch die west-östliche Strasse kreuzt, und dann ebensolang nach dem Südtor. Die Stadt ist nach einem sehr regelmässigen Plan angelegt, ihr Grundriss quadratisch, zwei senkrecht aufeinander laufende Hauptstrassen und vier Tore; doch sind nirgends ganz gerade Strassen, so dass die rechtwinklige Anlage nicht besonders auffällt. Das südwestliche Quadratviertel enthält — dies ist natürlich nur mit Ausnahmen gültig — die Moskeen, Schulen und heiligen Gebäude, das nordwestliche die Regierungsgebäude, das Haus des Gouverneurs und des Amir Toman, das nordöstliche die Kaserne und nur das südöstliche fast ausschliesslich einfache Wohnhäuser, die sich aber natürlich auch in den andern Vierteln finden. Die Basars liegen an den vier Hauptstrassen um den zentralen Platz.

Wir hatten beim Betreten der Stadt die Pferde zurückgelassen, und der armenische Lehrer übernahm es, sie mit Hilfe eines herbeigerufenen Soldaten nach dem Südtor zu bringen, wo wir mit ihm wieder zusammentreffen wollten. Wir andern begaben uns zunächst auf den Tupp Mejdan oder Kanonenplatz; dies ist der Platz vor dem Regierungsgebäude; er ist mit schönen Platanen bestanden und hat seinen Namen von den zwei Dutzend Kanonen älteren Modells, die in vier Gruppen um einen in der Mitte gelegenen Brunnen stehen; die schweren Bronzerohre auf den wuchtigen, blau gestrichenen Lafetten machten einen sehr kriegerischen Eindruck, und da die Kanonen noch vor einigen Jahr- zehnten auch dazu benutzt wurden, vor die Mündung gebundene Verbrecher rasch ins Jenseits zu befördern, stehen sie bei der Bevölkerung in grossem Respekt. Die Strasse nach dem Zentralplatz — seinen persischen Namen weiss ich nicht — war schön und breit, ein Kanal floss mitten durch, und die Hühner, Schafe, Hunde und Kinder der festen Stadt Khoi trieben sich in ungezwungenem Durcheinander an und in ihm herum. Das Wasser des Kanals hat verschiedene Funktionen; es dient zur Bewässerung der Gärten innerhalb der Mauern, zum Besprengen der staubigen Gassen, zum Baden und Verrichten der rituellen Waschungen, als Abfuhrkanal für allen Abfall und Unrat und endlich zum Trinken; ohne Bedenken sieht man die Leute mit Gefässen oder mit der hohlen Hand schöpfen, und wenn das Wasser auch meistens zu Tee verkocht wird, so trinken doch beständig sehr viele Menschen die unsaubere Flüssigkeit so, wie sie durch den Kanal fliesst. In Epidemiezeiten bleibt diese Gewohnheit bestehen, da man unter den Tataren von Infektion und Bakterien keine Ahnung hat, und es bedarf nur geringer Phantasie, um sich auszumalen, welche Folgen diese Sitte bei herrschender Cholera haben muss. Ein Europäer würde sich durch das Trinken dieses Wassers unter allen Umständen wenigstens Dysenterie

oder Typhus zuziehen; dagegen sind die Eingeborenen weniger empfindlich; wenn aber einmal die Cholera ihren Einzug in die Stadt gehalten hat, so müssen eben so und so viele Menschen ihrem Leichtsinn zum Opfer fallen. Es war an diesem Tag oder dem folgenden ein Zirkularerlass des Wali-Achd erschienen, der offiziell das Erlöschen der Cholera in der ganzen Provinz ankündigte. Tatsächlich aber herrschte die Cholera in Täbris bis in den Oktober, wie mir später Konsul Wratislaw mitteilte, und auch nach Khoi kam sie, noch bevor ich nach Oesterreich zurückgekehrt war, und blieb bis gegen Mitte Dezember. Fräulein Harnack befolgte dieselbe Abschliessungstaktik, wie die Schweizer Kolonie in Täbris, und hier wie dort erkrankte niemand im Haus, obzwar in Khoi einige hundert, in Täbris über viertausend Leben der schrecklichen Seuche zum Opfer fielen; Urmia blieb, bis auf einige Dutzend Fälle, für dieses Jahr verschont.

In den Basars, die kühl und schön gedeckt waren, herrschte das übliche bunte Treiben und Drängen von Fussgängern, Reitern, Eseln, Karren, Packpferden und Dromedaren; hier leistete Abdull, der getrennt von uns in die Stadt gekommen war, um Einkäufe zu machen, ein Meisterstück orientalischer Findigkeit; wir trafen ihn im Gedränge des Verkehrs, trennten uns aber sofort wieder; erst abends erzählte er mir freudig von seinem Erfolg. Er hatte von Tiflis ein Paar Galoschen mitgenommen, die er zärtlich liebte und trotz des absoluten Mangels an nassen Wegen stets an den Füssen hatte, selbst beim Reiten; in Gutschi nun war ihm eine davon gestohlen worden. Jeder andere Mensch hätte daraufhin auch die zweite wutentbrannt weggeworfen; nicht so Abdull. Er hatte den übrig gebliebenen Gummischuh weiter getragen, und jetzt in Khoi war es ihm tatsächlich geglückt, einen unpaarigen, gebrauchten Ueberschuh von der erforderlichen Grösse einzuhandeln! Es hätte nur noch gefehlt, dass es der gestohlene gewesen wäre; aber so rasch konnte der Schuh nicht den Weg von Gutschi nach Khoi-Basar gemacht haben; sonst wäre auch dieser Fall gar nicht ausgeschlossen gewesen. —

Auf dem Zentralplatz war ein starker Militärposten mit gut gehaltenen Werndlgewehren; das »Waffenfabrik Steyr« las sich sonder bar auf den Gewehren persischer Soldaten. Daneben aber hockten vor einem Haus — es war ein Gefängnis — einige andere Krieger, und vor ihnen standen ihre Musketen in einer Pyramide beisammen; es waren ihrer vier; ein Werndlstutzen, einuraltes Vorderladerperkussionsgewehr und zwei Steinschlossbüchsen; der einen fehlte der Hahn, der andern ausserdem noch die Steinklammer und der Lauf war vorne nicht rund, sondern annähernd viereckig. Ich liess die Besitzer der beiden Prachtstücke fragen, ob diese geladen seien; sie bejahten eifrig und mit kriegerischem Stolz. Ich gab dem Wunsch Ausdruck, die Gewehre möchten bei Gott nicht losgehen, sonst wären die Schützen des Todes. Darauf wandten sich die Soldaten gekränkt ab, aber der

Besitzer des Werndlstutzens liess mit der Miene eines Grosskapitalisten den Mechanismus seiner Waffe spielen, um zu zeigen, dass bei ihm alles in Ordnung sei.

Hierauf wandten wir uns nach dem heiligen Viertel, in dem Europäer eigentlich ungern gesehen sind; doch verwehrte uns niemand den Zutritt, nur auf den Besuch einer Moskee musste ich verzichten. Die Imam-Dschamie (Dschamie = Kathedrale) soll innen prächtig ausgestattet sein,



35. Asylgasse in Khoi.

reich mit Teppichen und Trophäen aus den Kriegen gegen die Türken geschmückt; das Aeussere lässt im Orient niemals einen Schluss auf den Rest zu, aber vor vielen andern Moskeen ist diese durch ein schlankes und schönes Minareh ausgezeichnet. Die Gasse, an der die Imam-Dschamie liegt, ist an jedem Ende durch eine Kette abgeschlossen. Sie ist ein Asylplatz; jeder Verfolgte ohne Unterschied von Delikt, Bekenntnis oder Nationalität, der die Kette erreicht hat oder sich in der Asylgasse aufhält, ist solange sicher, bis ihn die Priester der Moskee ausliefern, und dieses Privilegium wird, so sagte man mir, unbedingt geachtet; wer sich nicht daran kehrte, würde vom Volk einfach gelyncht werden.

Beim Südtor trafen wir unsere Pferde und ritten heim, aber nur, um sofort wieder, diesmal mit Fräulein Harnack, einen Abendritt zu machen, der uns einige Kilometer gegen die Berge führte und von dem wir erst lange nach Sonnenuntergang heimkehrten. Der Diener Zachar hatte im Koturtschai für mich einige Fische gefangen, die ich vor dem Zubettgehen noch konservierte; und als ich schon in meinem Zimmer war, jagte ich noch eine halbe Stunde lang nach einer Fledermaus, die sich hereinverirrt hatte, sie entwischte mir jedoch durch eine Stelle im Fenster, wo eine der kleinen Scheiben fehlte. Ich war ehrlich müde, denn der Tag war anstrengend gewesen; seit 3 Uhr früh war ich auf und hatte acht Stunden im Sattel und über sechs auf den Beinen zugebracht; dafür schlief ich nun zehn Stunden lang wie ein Stein.

Der Ausflug nach den kurdischen Bergen sollte am 11. August beginnen, da Herr Schünemann vorher nicht Zeit hatte; bis dahin waren noch drei Tage, deren einer eine grosse Seltenheit brachte, nämlich einen Regenfall, allerdings nur von einer Viertelstunde, gelegentlich eines Gewitters. Der erfrischende Einfluss wich jedoch schon nach einer Stunde der gewöhnlichen Staubhitze. Im allgemeinen waren die Temperaturen in jener Zeit nicht sehr hoch, — relativ gesprochen — ; nur zwischen 2 und 3 Uhr stieg das Thermometer im Schatten höher als 37°; in den Vormittagsstunden und nach 5 Uhr schwankte die Zahl zwischen 30° und 35°, abends sank die Hitze auf 26° bis 28°, und in den frühen Morgenstunden mass ich kaum mehr als 25°. Mit Vergnügen benutzte ich die Gelegenheit zu kalten Bädern, die sich bei Khoi bot, und zwar mit einer anregenden Nuance; man konnte nämlich Salzbäder nehmen und sich dann in süssem Wasser abspülen. In der Nähe der Salzhügel, die ich mit Herrn Schünemann wiederholt besucht hatte, befanden sich einige kleine Teiche, rund und von nur wenigen Metern im Durchmesser; zwei von ihnen waren künstlich gemacht worden, um durch Auslaugung des Bodens Salz zu gewinnen, die übrigen hingen mit kleinen Quellen zusammen und waren natürlichen Ursprungs. Die künstlichen, die vor langer Zeit einmal gefüllt worden waren und seither, abgesehen von den höchst seltenen Regenfällen, ohne neue Wasserzufuhr stetig eindickten, waren die amüsanteren; in ihnen war die Salzlösung so konzentriert, dass das Salz an der Oberfläche in dünnen Blättern schwamm, die untersanken, sobald man sie berührte; der Grund war mit Salztäfelchen und Kristallen bedeckt und der Rand von einer breiten Borte aus Salzwürfeln umsäumt. In diesem Bad unterzusinken, war ganz unmöglich; an der tiefsten Stelle, wo man keinen Grund mehr gefunden hätte, konnte man im Wasser »stillgestanden« üben, und sank nicht einmal bis an die Achselhöhlen ein. Es war möglich, die Arme hoch über den Kopf zu erheben, ohne dass der Hals im Wasser verschwand; die abenteuerlichsten Stellungen reichten

nicht hin, um mehr als drei Viertel des Körpers unter Wasser zu bringen. Wenn wir uns im Salzbad genügend erfreut hatten, liefen wir hundert Schritte zu einem Kanal, dem des Koturtschai, und liessen uns von dem fliessenden Wasser, das erst die richtige Kühlung brachte, das Salz wegwaschen. In diesen Salztümpeln fand ich, was ich dort nicht erwartet hatte, nämlich Wasserkäfer; es ist bekannt, dass verschiedene Formen dieser Familien in Salzlaken leben, aber in gesättigter Lösung hatte man sie noch nicht angetroffen. Meine Käfer, metallisch glänzende, bloss 2 mm lange Tierchen, gehören zu der Gattung Ochthebius, und obzwar augenblicklich die Untersuchung darüber noch nicht abgeschlossen ist, dürften sie eine bisher unbekannte Art bilden.

Auch meine schuldigen Besuche erledigte ich am 9. August. Ich ritt mit Herrn Schünemann in die Stadt, und zuerst sprachen wir beim Gouverneur vor; natürlich war, der Etikette gemäss, vorher angefragt worden, ob die Stunde dem Gouverneur genehm sei. Er empfing uns in seinem Arbeitszimmer, wo er zwischen seinen Schreibern auf dem Teppich sass und den Kaljan rauchte; dieser wurde auch uns gereicht, ausserdem Zigaretten und der unvermeidliche Tee. Er hatte eben Bericht vom Kriegsschauplatz erhalten, dahin lautend, dass die Truppen bei Salmas einen Sieg über Dscheffer Agha errungen hatten, der dreissig Tote auf dem Kampfplatz gelassen hatte; damit war der ganze Weg nach Urmia wieder in unbestrittenen Besitz der Perser gekommen und Dscheffer Agha war tief ins Gebirge zurückgegangen. Von unserm Plan, nach Kotur und zu den Kurden des Awrun Dagh zu reiten, riet uns der Gouverneur entschieden ab, aber wir beschlossen, uns nicht daran zu kehren. Statt des vereitelten Rittes nach Wan wollte ich wenigstens bis an die Grenze gelangen, und wenn wir vom Gouverneur keine Soldaten bekommen konnten, so gingen wir eben ohne diese. Ich hätte auf Grund meines Geleitbriefes natürlich Bedeckung in beliebiger Zahl fordern können, aber dies wäre einem gut gemeinten Rat gegenüber unhöflich gewesen. Für meine spätere Reise nach Schachtachty sicherte mir der Gouverneur bereitwillig zwei Mann als Eskorte zu.

Der zweite Besuch galt dem Amir Toman, den ich ja schon kannte. Wir trafen ihn in bester Laune wegen des Sieges über die Kurden. Zu unserer Idee, nach Kotur zu gehen, machte zwar auch er ein bedenkliches Gesicht, versprach aber ohne weiteres, zwei Soldaten mitzuschicken. Auch hier erhielten wir Tee und Zigaretten, dann zeigte mir der Amir seinen Stall, der ausser einem Dutzend gewöhnlicher Pferde und ebensoviel Maultieren sechs der schönsten Hengste enthielt, die ich jemals zu Gesicht bekommen habe. Es waren drei Schimmel, ein Fuchs und zwei Rappen, arabisch-turkmenischen Blutes, herrliche Tiere, mit kraftvoll schlanken Beinen, feinen Fesseln, stolzer Haltung und wunderbaren Köpfen. Der

Amir konnte auf seine sechs Turk-Arabis mit grösserem Recht stolz sein, als auf die drei Goldfische, die er im Teich seines Gartens hielt und die er mir als pièce de résistance zum Schluss unseres Rundgangs zeigte. Zwar in Persien mochten sie wohl selten sein, und ich bewunderte sie zu seiner Freude auch sehr; besonders angenehm berührte es ihn, dass es solche Fische auch in Europa nur importierterweise gab; dass man sie züchten kann, verschwieg ich.

Meine Sammlungen hatten sich in Khoi schon erfreulich bereichert; die Fledermäuse und erlegten Vögel hatte Weichbold mit kundiger Hand präpariert, ich hatte mit dem Diener Zachar an verschiedenen Stellen Fische gefangen, die Kinder unterstützten mich beim Sammeln von Insekten, ferner hatte ich Schildkröten, Eidechsen, Schlangen, Kröten, Frösche, Spinnen, Skorpione, Tausendfüsser und noch vieles andere Getier erbeutet. Die Arbeit des Konservierens war nicht die angenehmste; stundenlang musste ich meine Nase und meine Augen den beissenden Formoldünsten aussetzen, und von dem Arbeiten in dieser Flüssigkeit waren meine Finger ganz runzelig und rauh geworden; aber ich machte gute Beute und die Kisten füllten sich; das war doch die Hauptsache. Wir wussten nicht genau, wie lange der Ausflug nach Kotur dauern würde; ungefähr rechneten wir drei Tage, wenn alles glatt ablief; dann wollte ich noch zwei bis drei Tage in Khoi bleiben, bevor ich nach der Grenze aufbrach. Bei den Armeniern von Khoi galten wir als verlorene Leute, als man unsere Absicht erfuhr. Aber wir wollten schon vorsichtig sein und uns nach dem richten, was uns der Befehlshaber in Kotur riet. Als günstiges Moment kam dazu, dass das Söhnchen eines der Kurdenbegs am Awrun Dagh vor Jahren in Urmia von einer bösen Krankheit geheilt worden war, und man konnte einigermassen darauf rechnen, dass der Beg den Europäern diese Tatsache gutgeschrieben hatte. Wenn es uns nur gelang, bei dem ersten Stamm aufgenommen zu werden, so konnte es nicht schwer sein, noch andere, befreundete Lager zu besuchen. Probieren konnte man es auf jeden Fall.

Abdull konnte auf die Exkursion nicht mitgenommen werden; er hatte noch immer Fieber und war sehr matt und krank. Fräulein Harnack übernahm es, für seine Pflege während meiner Abwesenheit zu sorgen. Um 8 $^{1}/_{2}$ Uhr am Morgen des 11. August ritten wir ab; Herr Schünemann und ich, Weichbold und zwei Soldaten, alle gut bewaffnet und mit etwas Proviant versehen. Erst wandten wir uns am Rand der Ebene südwärts bis an die Talmündung des Koturtschai, an dem der Weg entlang führt. Das Tal war in den ersten Kilometern breit und wenig reizvoll, aber bald änderte sich die Landschaft und wir kamen immer mehr in ein grossartiges Bergland. Der vollständige Mangel an Wald lässt nicht nur alle Gipfel und Felsberge viel höher erscheinen, sondern verleiht ihnen auch

ein bedeutend wilderes Aussehen. Allein es bedurfte dieser Künste nicht, um die Schönheit der Szenerie zur Geltung zu bringen; die schroffen Felsformen, die überraschenden Wechsel der Ausblicke, die launischen Krümmungen des enger und enger werdenden Tales genügten vollauf, um alle Bedürfnisse nach urwüchsiger Romantik zu befriedigen. Hinter jedem Felsvorsprung, der scheinbar das Defilé ganz absperrte, öffnete sich eine neue Perspektive; hatte man fest erwartet, das Tal würde nun nach rechts umbiegen, so zeigte sich, dass nach rechts nur ein kleiner Seitengraben entsprang, während der Fluss von links kam, durch eine enge Klamm, die entweder in steilem bergauf und bergab abgeschnitten wurde, oder in die man auf schmalem Pfad hineinritt, ohne ahnen zu können, wo der Weg zehn Meter weiter fuhren würde. Sehr oft gab es ganz aufregende Passagen; wenn man zum Beispiel auf einem meterbreiten Felsband steil bergab reiten musste oder wenn sich die Notwendigkeit zeigte, das rechte Bein vorn über den Sattel zu legen, um dem Pferd das Vorbeikommen an der Wand zu ermöglichen. In solchen Momenten ist es nicht hübsch, wenn das Pferd mit den Hinterhufen zu gleiten beginnt oder auf einen Stein tritt, der nachgibt und polternd in die Schlucht hinabstürzt. Ich machte einmal den, wie mir schien, ganz vernünftigen Vorschlag, abzusteigen und die Pferde zu führen; aber der Soldat erklärte mir, warum dies nicht ging; erstens braucht man zum Auf- und Absteigen Platz neben dem Pferd, und dieser war fast nie vorhanden; zweitens geht ein belastetes Pferd vorsichtiger als ein lediges, und drittens hätten die Pferde an manchen Stellen einfach refüsiert, während man sie vom Sattel aus doch immer weitertreiben konnte.

Ueber drei Stunden dauerte die allerengste Partie der Schlucht und es war eigentlich merkwürdig, dass wir alle fünf heil hindurchkamen. Der Weg musste in früheren Zeiten viel besser gewesen sein; dies ging aus den Resten von Steinbrücken hervor, die wir zwei- oder dreimal bemerkten. Hätten wir den Bach nach Belieben kreuzen können, so wären wir jeweilig auf dem gangbareren Ufer geritten; so aber sahen wir oft genug von unserm schmalen Felspfad aus am jenseitigen Ufer schöne breite Halden, in denen man fast hätte Trab reiten können, von denen wir jedoch durch die unüberbrückte tiefe Schlucht des Koturtschai getrennt waren. Für einen Ueberfall war die Gegend einfach ideal; wir wussten, dass zwischen Khoi und Kotur vor einigen Tagen gekämpft worden war, aber die näheren Umstände waren uns nicht bekannt. Wenn sich ein einziger guter Schütze in den Kopf setzte, uns am Weiterkommen zu hindern, war es eine Kleinigkeit für ihn; er brauchte bloss in einem guten Ansitz auf uns zu warten; wir kamen, zwar mit schussbereiten Gewehren, aber doch ziemlich hiflos heran, schön langsam im tastenden Tritt der Pferde, einer hinter dem andern, und der verborgene Feind

hätte uns der Reihe nach abschiessen können wie Aepfel auf einer Mauer. Wir hätten kaum von unsern Waffen Gebrauch machen können, da die Pferde durch das Schiessen zu sehr erschrocken wären, abgesehen vom unsicheren Zielen vom Sattel aus; umzuwenden war unmöglich; rasches Reiten ebenso; — aber niemand benutzte diese einzigartige Gelegenheit.

Mit einer gewissen Zufriedenheit begrüssten wir eine Talerweiterung, die es ermöglichte, eine kurze Rast zu machen; der schwierigste Teil des



36. Tal des Koturtschai.

Weges lag hinter uns, und da es ein bischen Gras in der Nähe gab, liessen wir die Pferde einige Minuten weiden, während wir ein Frühstück zu uns nahmen; eigentlich war zwar Mittag schon vorüber, aber zu mehr als einem zweiten Frühstück war nicht Gelegenheit. Der Weg, den wir nach der Rast weiter verfolgten, gab an Schönheit dem ersten Teil nur wenig nach; dafür aber konnte man unbesorgt dahinreiten, stellenweise sogar traben. Hier war von Wassermangel nichts mehr zu merken; aus zahlreichen Seitengräben eilten muntere Bächlein dem Koturtschai zu, und

in ihren engen Tälern standen kleine Bäume, Haselsträucher, saftiges Gras und bunte Blumen; an solchen Stellen war die Vogelwelt zahlreich vertreten; ich sah ausser den vielen Felsentauben noch Krähen, Wiedehopfe, Bachstelzen, Rebhühner und Steinhühner der Gattung Pterokles. Auch eine Dorneidechse fing ich nach einer wilden Kletterjagd, und bald darauf eine kleine Natter (Zamenis gemonensis, var. caspius).

Auf einmal sahen wir einen kleinen Zug Reiter uns entgegenkommen; es waren Kurden! Zwar brauchte selbst zu jener Zeit und in jener Gegend nicht gleich jeder Kurde auf jeden Färänghi zu schiessen, aber man musste doch sehr daraufgefasst sein. Die Kurden hatten uns gleichzeitig erblickt und hatten angehalten; wir taten dasselbe und machten uns klar zum Gefecht. Aber es sollte nicht dazu kommen. Einer der Kurden kam uns langsam entgegen, indem er demonstrativ seinen Martini vom Sattel nahm und umhängte; damit zeigte er, dass er keine bösen Absichten hatte. Er wechselte einige Worte mit einem der Soldaten, sah uns und unsere Gewehre scharf an und rief dann seinen Gefährten etwas zu, worauf sie ihren Weg fortsetzten. Man ritt aneinander vorbei, die Hand am Gewehr, den Blick beständig auf den Gegner gerichtet; das Mass von gegenseitigem Vertrauen stand sehr tief; wer vorbei war, wandte sich im Sattel um, und so behielten wir uns in den Augen, bis sich eine Talkrümmung dazwischen schob. Dann wurde der Soldat befragt. Es waren Kurden vom Lager Mussa Begs, sagte er, die nach »Fidais« suchten; aber sie hatten gesehen, dass wir keine wären; die Fidais wären nicht blond und hätten keine Soldaten mit sich. Das war nun ganz schön und zeigte uns den Wert unserer Eskorte; aber wenn wir schwarzbärtige Leute gewesen wären — was dann? Immerhin war die Begegnung gut abgelaufen und wir stiessen auf keine weiteren Hindernisse mehr.

Das Tal wurde immer breiter, Rasenflächen begannen, Schafe und Ziegen zeigten sich, wir kamen an Gerstenfeldern vorbei, und bald erblickten wir die Ruine von Kotur, hoch auf einem das Tal beherrschenden Berg gelegen. Ein Höhenzug in wenigen Kilometern Entfernung bezeichnete die Grenze zwischen Persien und dem Osmanenreich; wir schwenkten südlich um einen Hügel, durchritten den Koturtschai, der hier zwischen Feldern und Wiesen breit und langsam dahinfloss, und fanden uns einer Gruppe von acht bis zehn Lehmhäusern gegenüber, von denen eines, auf einer Anhöhe gelegen, einen Flaggenmast trug; dieses musste das Haus des Kommandanten sein und wir ritten darauf zu. Diener nahmen uns die Pferde ab, und während Weichbold und die Soldaten für die Unterkunft der Tiere sorgten, traten Herr Schünemann und ich in das Haus, wo man uns in ein ärmliches Zimmer führte, das aber durch die am Boden liegenden Teppiche als Empfangssalon gekennzeichnet war. Hier sah man auf heimische Sitte,

13*

und um diese nicht zu verletzen, zogen wir die Stiefel aus, bevor wir den Teppich betraten. Man brachte Tee und einige Kissen zum Daraufsitzen; die Perser knien meistens, das Sitzen mit untergeschlagenen Beinen sieht man selten. Bald erschien der Kommandant, ein würdiger älterer Mann mit einem schönen Kopf und freundlichen Zügen. Ich zeigte mein Geleitschreiben, Herr Schünemann legitimierte sich als Bürger von Khoi, und damit waren wir aufgenommen und versorgt.

Als der Kommandant erfuhr, dass wir durch das Koturtschai-Tal herauf gekommen waren, »stand sein Herz still vor Schreck«, wie er sagte, über die Gefahr, in der wir gewesen waren. Vor drei Tagen nämlich, erzählte er, waren einige Fidais auf dem Weg nach Wan durch die Enge gezogen und hatten einen Kampf mit den Kurden Mussa Begs gehabt, von denen angeblich drei getötet wurden; die Fidais waren zurückgetrieben worden, und seitdem überwachten die Kurden die Enge auf das genaueste. Davon hatten wir ja eine Probe bekommen, aber erfreulicherweise hatte man gesehen, dass wir keine Armenier waren. Die Fidais, von denen die Rede war, waren zweifellos dieselben, die ich auf dem Gutschi-Passe getroffen hatte; es war ihnen also vorläufig nicht geglückt, die Grenze zu überschreiten. Diese lag von Kotur, wie schon erwähnt, nur wenige Kilometer entfernt und wurde türkischerseits durch ein starkes Truppenkontingent bewacht, das den Zuzug von Armeniern nach Wan verhindern sollte. Mit dem Feldstecher konnte ich auch die weissen Zelte der türkischen Hamidiehs erkennen, und während der folgenden Nacht vernahm man von der Grenze her mit kurzen Pausen Gewehrfeuer, ein Beweis, dass noch andere Fidai-Banden in der Nähe waren, die offenbar alle nach Wan wollten. Dort fanden, wie ich später erfuhr, gerade in diesen Tagen furchtbare Metzeleien unter den Armeniern statt, und ich begriff hinterher sehr gut, warum die Pforte mir die Reise nach Wan untersagt hatte. Natürlich nur, weil meine kostbare Person gefährdet gewesen, nicht am Ende, weil ich Augenzeuge der Schurkereien türkischer Truppen geworden wäre.

Die Hamidiehs sind Kurden, die früher als freie Räuber unter den Armeniern wüteten, denen der Besitz von Waffen verboten ist. Um dem ein Ende zu bereiten, verfiel die Pforte auf den glorreichen Gedanken, diese Kurden in eine irreguläre Truppe zu verwandeln; nun sind sie kaiserlich ottomanisches Militär, und wenn sie es auch noch so toll treiben, so kann von Räubereien keine Rede sein, sondern nur von Strafexpeditionen gegen die aufständischen Armenier. Dieses unglückliche Volk, das in drei Teile zerrissen wurde, trotzdem es seit Jahrhunderten eins war, und das in jedem der drei Reiche unterdrückt und ausgesaugt wird, — kann man es ihm verübeln, wenn es zu Verschwörung und Rebellion greift? Helfen wird es freilich nichts; mit dergleichen Mitteln erreicht man heutzutage nicht mehr viel; aber Europa sollte sich der armen Teufel annehmen, die wahrhaftig

ein besseres Los verdienen, als ihre Jünglinge getötet, ihre Kinder verbrannt und ihre Frauen geschändet zu sehen.

Da der Kommandant auf unsern Besuch in keiner Weise vorbereitet war, erhielten wir das Abendessen erst nach 10 Uhr. Es bestand aus vorzüglichem Hühnerpilaf, und der freundliche Wirt zeichnete mich nach Landessitte dadurch besonders aus, dass er mir von seinem Teller ein schönes Stück Huhn und eine Handvoll Reis ohne Benutzung von Löffel oder Gabel auf meinen Teller — ein Stück flaches Brot — herüberreichte. Bei uns gilt dergleichen nicht eben für fein, aber in Kurdistan bedeutet es eine grosse Liebenswürdigkeit. Den projektierten Besuch bei Mussa Beg wollte er uns zuerst mit aller Macht ausreden, trotzdem dieser augenblicklich mit der Regierung nicht allzu schlecht stand; aber der Kommandant meinte, auf Kurden könne man sich nie verlassen und, es wäre sehr gefährlich, in die umliegenden Berge vorzudringen. Als wir aber an unserer Absicht festhielten, gab er nach und versprach uns einen Mann als Begleiter, der schon öfters bei Unterhandlungen mit den einzelnen Begs verwendet worden war und der die Wege genau kannte. Wir wollten am nächsten Morgen beizeiten aufbrechen und begaben uns, da es schon sehr spät war, rasch zur Ruhe.

Vor dem Aufbruch machte ich noch eine photographische Aufnahme vom Kommandanten inmitten seiner Untergebenen und Schutzbefohlenen, unter denen besonders ein Mollah auffiel, der einen alten österreichischen Generalsmantel trug; er hatte ihn vom Muschtahid von Täbris als Geschenk bekommen, und der Himmel mochte wissen, auf welchen Wegen das Stück dorthin gekommen war. Der Kommandant war beim Abschied sehr gerührt und sah uns wie Leute an, die zum Schafott geführt werden; offenbar setzte er keine allzu grosse Hoffnung auf einen günstigen Ausgang unseres Unternehmens. Der Weg führte erst einige Kilometer im Koturtschaital zurück; von den Feldern, an denen wir vorbeiritten, kamen die Arbeitenden und stellten mit tiefen Salaams Garben an den Weg; das kostete jedesmal 4—5 Schahi, und die Garbe liess ich natürlich dort. Nach ungefähr einer Stunde Ritt bogen wir links, in nördlicher Richtung, ab und lenkten in ein einsam stilles, enges, wildes Tal, das steil gegen den Awrun Dagh anstieg; den rotgrauen Kalk hatten wir bereits unter uns gelassen und die Gesteine nahmen immer mehr Urgebirgscharakter an. Hornblendegranit und Hornblendegneis, Chloritschiefer, Phyllite und selbst Basalt war zu sehen. Ein erkennbarer Weg war nicht vorhanden, aber das Tal wies die einzuschlagende Richtung deutlich genug an. Die Pferde kletterten sehr brav, trotzdem es keine Gebirgspferde waren; mit dem Tier, das der Führer unter sich hatte, konnten sie sich allerdings nicht messen; dieses war ein prächtiger Schimmelhengst, graziös und doch kräftig gebaut, mit rollenden Augen, weiten, zitternden Nüstern und einem

bis an die Fesseln herabhängenden Schweif. Wir gönnten den Pferden nach vielleicht zwei Stunden Rittes eine Rast von einer halben Stunde, dann ging es weiter steil bergauf, bis wir eine Art Passhöhe erreichten. Der Awrun Dagh zeigte sich nun in seiner ganzen wilden felsigen Schönheit, und von einigen Gipfeln im Süden abgesehen, lagen die kurdischen Berge weit im Umkreis unter uns; die Seehöhe unserer Stellung betrug 2750 Meter. Durch eine Lücke in dem kahlen, schroffen Gewirr von Felshöhen lugte ein Stückchen Urmiasee, im Norden reichte der Blick bis an die Araxesebene, und den Ararat hätte man sehen können, wenn der Horizont klarer gewesen wäre. Ein frischer Luftzug strich über die Berge und milderte die Hitze, die übrigens nur wenig über 30° betrug.

Die Fortsetzung unseres Weges führte nun in östlicher Richtung durch das enge Tal eines kleinen Bächleins bergab; der Weg war im höchsten Grad schwierig, es ging über halsbrecherische Felsstufen, unzuverlässige Geröllhänge oder schlüpfrige Graslehnen, einmal stürzte einer der Soldaten und sein Gaul rollte ein Stück bergab; aber niemand nahm Schaden. Bald vereinigte sich unser Tal mit einem etwas grösseren, das von Norden kam, und wir bogen in das neue Tal ein; in einer Entfernung von einigen Kilometern war eine Baumgruppe zu erblicken und um diese herum zeigte der Feldstecher einige Lehmhäuschen und schwarze Zelte. Es war der Sitz Mussa Begs, das Kurdendorf Kükürd.*) Unser Führer sprengte voran und meldete unsere Ankunft; als wir näher kamen, gingen uns schon einige der Kurden entgegen, nahmen uns die Pferde ab und führten uns zum grössten der schwarzen Zelte, das Mussa Beg bewohnte; er selbst war nicht anwesend, sondern auf Besuch bei seinem Freund Chan-Baba Chan, einige Stunden weiter nördlich. Wir beschlossen auf diese Nachricht sofort, nicht im Kükürd zu bleiben, sondern an diesem Tag noch zu Chan-Baba Chan zu reiten. Aber eine längere Rast mussten wir schon machen, das erforderte die gute Sitte. Mussa Begs ältester Sohn war auf einem Streifzug im Koturtschai-Tal, aber der jüngere Sohn, derselbe, der vor Jahren in Urmia krank gelegen hatte, jetzt ein hübscher Jüngling von 16—17 Jahren, nahm uns mit all der ritterlichen Gastfreundlichkeit auf, die bei den Kurden die andere der zwei Willkommensarten bildet; die eine ist das Totschlagen oder -schiessen. Aber wer in friedlicher Absicht bei Kurden Gastfreundschaft anspricht, wird sie immer gewährt erhalten und ist im Lager so sicher, wie der Häuptling selbst.

Man wusste übrigens in Kükürd bereits davon, dass wir in der Nähe waren; denn die Kurden, die wir tags zuvor im Flusstal getroffen hatten, gehörten zum Stamm Mussa Begs und waren bereits zurückgekehrt; nun lag eine andere

*) Die Aussprache ist schwierig gut wiederzugeben; am besten vielleicht durch Tchütchürd.

Abteilung nach den Fidais auf der Lauer. Die letzteren waren ja dieselben, die ich auf dem Gutschi-Pass getroffen hatte, und damals waren sie und ich Verbündete gegen einen eventuellen Kurdenüberfall gewesen; die Nacht hatten wir unter dem Dach des persischen Kommandanten zugebracht, der mit den Kurden im Krieg lag und die Fidais ebenfalls als Feinde betrachten musste, und jetzt befand ich mich unter Kurden, die keinen sehnlicheren Wunsch hatten, als möglichst viel Fidais totzuschiessen. Von den drei Parteien verdienten die Kurden eigentlich am wenigsten Sympathie; dass die vom Awrun Dagh zurzeit mit der Regierung auf leidlich gutem Fuss standen, hatte seinen Grund in einer persönlichen Feindschaft zwischen Dscheffer Agha einerseits und Mussa Beg und dessen Verwandten anderseits. Wären die Kurden des Awrun Dagh mit Dscheffer Agha verbündet gewesen, so hätten wir niemals auch nur bis Kotur gelangen können; so aber konnte die Regierung sich mit einem kleinen Militärposten in Kotur begnügen, und sogar unsere Soldateneskorte wurde im Kurdenlager aufgenommen. Den einen liess ich übrigens nach Kotur zurückkehren, um dem Kommandanten die Sorge um unser Wohlbefinden zu nehmen und ihm zu melden, wie gut wir aufgenommen worden wären; dann sollte er durch die Talenge nach Khoi zurückkehren und dieselbe Meldung an Fräulein Harnack bringen, die uns auch nur mit grosser Besorgnis hatte ziehen lassen. Aber alles war bisher überraschend gut abgelaufen; was ich mir nach den Vorgängen bei Urmia und Salmas nicht träumen lassen konnte, war jetzt verwirklicht; ich sass mitten unter den gefürchteten, sagenumwobenen, räuberischen und blutdürstigen Kurden, und es waren ganz reizende Menschen. Die meisten waren waffenlos, nur einige, die eben von einem Streifzug kamen oder sich zu einem solchen rüsteten, trugen ihre Martinis bei sich und hatten den dreifachen, schweren Patronengurt um den Leib. Aber alle waren freundlich, zuvorkommend und voll Interesse für meine Waffen und Instrumente, voll von Fragen, die ich nur schwer und mit Hilfe des Herrn Schünemann beantworten konnte, und voll Bewunderung über die Mauserstutzen und die Browningpistole. Sie hatten von Repetiergewehren zwar schon gehört, aber noch nie solche gesehen, und das fünfschüssige Magazin meiner Stutzen versetzte sie in Entzücken. Natürlich musste sofort ein Probeschiessen abgehalten werden, und ich hatte Gelegenheit, die fabelhafte Treffsicherheit dieser Männer zu bewundern. Mussa Begs Sohn bot »auf den Anhieb« hundert Tomans für einen der Karabiner, und als ich ablehnte, sofort zweihundert Tomans (ca. 800 Mark), den fünffachen Anschaffungspreis. Es hatte seine Schwierigkeit, ihm auseinander zu setzen, dass ein solches Geschäft nicht zustande kommen könne. Ich liess ihm durch Herrn Schünemann erklären, dass ich den Russen habe schwören müssen, die Gewehre wieder mit mir zurückzubringen; andernfalls, fügte

ich hinzu, hätte ich ihm mit Vergnügen eines zum Geschenk gemacht. Er antwortete: »Ich glaube Dir, und es ist genau so, wie wenn Du es mir geschenkt hättest.«

Man setzte uns natürlich eine Mahlzeit vor, diesmal nicht Pilaf, sondern Schaschlyk, am Spiess gebratenes Hammelfleisch, dazu Tee und geronnene Milch. Dann ging Herr Schünemann mit meiner Flinte auf die Vogeljagd und ich blieb im Zelt und sollte mit den kurdischen Honoratioren Konversation machen. Das war gar nicht einfach; Abdull war in



37. Im Lager Mussa Begs.

Khoi und ich konnte nicht kurdisch; aber mit dem bischen tatarisch, das ich mir angeeignet hatte, half ich mir leidlich fort; es war sogar sehr heiter. Ich sollte den Zweck meines Taschentagebuchs erklären; mit Worten ging es nicht, aber ich zeigte auf die ersten zehn Seiten und sagte »Frangistân« (Frankenland, Europa); dann die nächsten zehn Seiten »Stambul«, dann »Tiflis«, dann »Täbris«, »Urmia«, — da hatten sie schon begriffen; bei den letzten beschriebenen Seiten sagte ich »Kotur«, und alle riefen nun fragend »Kükürd, Kükürd?« Mit grossartiger Höflichkeit durchblätterte ich den Rest des Buches, — alles sollte Kükürd gewidmet sein! So macht man sich Freunde. Nun wollte der junge Beg meine Browningpistole probieren. Diese hat nun das System, dass durch den

Rückstoss des abgefeuerten Schusses die leere Hülse seitlich ausgeschleudert, gleichzeitig die nächste der acht Patronen vorgebracht und die Waffe frisch gespannt wird. Ich liess einen der Kurden seinen weissen Fes neben die Pistole halten, feuerte, und mit masslosem Erstaunen sahen sie in dem Fes die ausgeschossene Hülse. Die Auswurfsöffnung hatte sich schon wieder geschlossen, und die Leute konnten nicht begreifen, woher die Hülse gekommen war, bis ich ihnen den Mechanismus langsam vorspielte. Nun war das Entzücken gross; Mussa Begs Sohn liess einen alten Fes auf einen Strauch hängen und erledigte in rascher Folge die ganze Ladung, den Fes buchstäblich in Fetzen schiessend.

Nachdem Herr Schünemann mit einer erlegten Eule von seiner Exkursion zurückgekehrt war, rüsteten wir uns zum Weiterritt nach dem Lager Chan-Baba Chans. Ein Kurde wurde uns als Führer und Legitimator mitgegeben und es war schon jetzt klar, dass mit dem ganzen Kurdenausflug nicht mehr die geringste Gefahr verknüpft sein würde; wir wurden von einem Lager zum andern weiter empfohlen und konnten uns sicherer fühlen als selbst der Kommandant von Khoi in seiner Festung. Zum Schluss machte ich noch eine Gruppenaufnahme und liess mich dann von Herrn Schünemann inmitten unserer neuen Freunde photographieren. Auch eine Kinderaufnahme gelang mir. Jung-Kurdistan umschlich das Zelt in furchtsamer Neugier, gelegentlich fortgejagt, aber immer nur auf wenige Minuten. Es waren ganz nette Kinder dabei, alle schwarzhaarig und mit lustigen dunkeln Augen; die kleinsten so gut wie unbekleidet, aber auch die grösseren hatten noch nicht die charakteristische kurdische Tracht mit den weiten weissen Hosen und dem bunt umwickelten weissen Fes; sie sahen eher aus wie Tatarenkinder.

Vom Lager aus führte der Weg gleich wieder steil bergan in nordwestlicher Richtung, und der Kamm, den wir überschritten, war 2930 Meter hoch. Auf der andern Seite ging es wieder unangenehm steil bergab, und bei einer plötzlichen Wendung sahen wir die Zelte Chan-Baba Chans tief unter uns liegen. Die Oertlichkeit war wunderschön. Hoch überragt von den schroffen Felshängen des Awrun Dagh, lagen etwa 15 Zelte verstreut auf einer üppigen Wiese, die ein nach Norden plötzlich steil abbrechendes Plateau bildete. Allseits mit Ausnahme dieser Stelle von hohen Bergen umschlossen, war diese Wiese das Ideal eines abgeschiedenen Lagerplatzes. Zahlreiche Ziegen und eine Menge von Schafen weideten zwischen den Zelten, bewacht von riesigen zottigen Hunden, die uns mit wütendem Gebell entgegenstürmten. Man hat zu Pferd ein beneidenswertes Gefühl der Sicherheit diesen Bestien gegenüber; bis an den Reiter hinauf langen sie nicht und Angriffe gegen das Pferd weist dieses durch bedächtig gezielte und wohlangebrachte Hufstösse zurück. Umtobt von den Hunden, näherten wir uns dem grössten Zelt, der Führer ritt wieder

voraus, und bald wurden die Hunde durch einen Hagel von Steinen und Holzstücken von uns weg in die Grenzen ihrer schafhütenden Tätigkeit verwiesen.

Mussa Beg war im Zelt Chan-Baba Chans zugegen, und wir begrüssten sie gleichzeitig. Jeder der beiden war ein prächtig schöner Mann in seiner Art. Mussa Beg gross, schlank, sehnig, ein mittlerer Vierziger mit einer schneidigen Hakennase und einem kriegerischen Schnurrbart, Chan-Baba Chan ein älterer würdiger Mann mit kurzem ergrauten Vollbart, starker gerader Nase und grossen dunkeln Augen. Mit einer Höflichkeit, für die ich nur das Wort »ritterlich« finde, begrüssten uns die beiden Anführer, wir legten die Waffen ab und setzten uns zu ihnen auf den Zeltteppich und der Willkomm-Tee wurde gereicht. Er war im höchsten Grad überzuckert, aber darin war nur eine Ehrung der Gäste zu erblicken, ebensowie darin, dass der Hausherr uns die Zigaretten selbst drehte, ableckte und anzündete. Eine Viertelstunde sassen wir beisammen und jeder erzählte, was er von Neuigkeiten wusste. Die Kurden waren über die Kämpfe bei Salmas genauestens unterrichtet, und Mussa Beg machte aus seiner Feindschaft Dscheffer Agha gegenüber kein Hehl Ansonsten aber war er auf die Regierung nicht gut zu sprechen und liess durchblicken, dass seine Friedfertigkeit mit der Zahl seiner Herden sinken würde.

Die Zeit bis Sonnenuntergang wollten wir benutzen, um den Gipfel des Awrun Dagh zu besteigen. Das Lager hatte nach meinem Aneroid-Barometer eine Seehöhe von 2800 m, und der Gipfel konnte nicht viel über 500 m höher sein; in 1½ Stunden musste sich die Besteigung machen lassen und vor Einbruch der Dunkelheit konnten wir zurück sein. Wir machten uns denn sofort auf den Weg, Herr Schünemann, ich und Weichbold; ein Kurde schloss sich uns an. Es war auffallend, wie sehr wir die Verdünnung der Luft empfanden, trotz der geringen Seehöhe; die Erklärung war, dass wir die bisherige Höhe nicht zu Fuss, sondern mühelos im Sattel gewonnen hatten. Eine ähnliche Beobachtung kann man machen, wenn man hohe Berge mit der Zahnradbahn ersteigt und dann das letzte Stück zum Gipfel zu Fuss machen muss; man wird sehr rasch ausser Atem kommen, was durchaus nicht geschieht, wenn man vom Fuss des Berges aus die ganze Höhe, allmählich steigend, bewältigt hat. Immerhin waren wir in fünf Viertelstunden auf dem Gipfel. Von oben hatten wir eine herrliche Rundsicht. Hunderte von Metern unter uns lagen die dunkeln Kurdenzelte auf der frisch grünen Wiese verstreut, über die bereits die abendlichen Bergschatten gezogen kamen; das wilde Kurdistan reckte ringsumher seine felsigen Gipfel in die Höhe, als breiter dunkelblauer Streifen erschien der Urmiasee, und die schwarzen Berge jenseits des Araxes sahen aus dem Dunst des Horizontes wie düstere Wetter-

wolken. Nur der König der armenischen Berge, der Ararat, blieb verborgen, obgleich man ihn bei klarer Luft sicher hätte sehen müssen.

Der Abstieg ging rasch vor sich, und vor den letzten Sonnenstrahlen waren wir wieder beim Lager. Eine hübsche Quelle entsprang in der Nähe und floss als kurzes Bächlein bis an den Rand des Wiesenplateaus; dort verschwand es zwischen Schutt und Sand. Die Männer verrichteten mit feierlichen Gebärden ihre Abendgebete und nahmen die rituellen Waschungen vor; die Frauen und Mädchen kamen und gingen mit hohen Tonkrügen auf dem Kopf zu und von der Quelle. Es wäre ein Verstoss gegen die gute Sitte gewesen, näherzutreten, und da wir an der Quelle trinken wollten, blieben die Wasserträgerinnen in gemessener Entfernung



38. Kurdische Kinder.

stehen und warteten, bis wir uns wieder von der Quelle wegbegeben hatten. Soviel war zu sehen, dass die Kurdinnen, die unverschleiert gehen, sowohl im vorgeschrittenen Alter sich, im Gegensatz zu den Perserinnen und Tatarinnen, Anmut und einen Rest von Schönheit erhalten, als auch in der Jugend durchschnittlich recht hübsch sind, von Gestalt wie von Angesicht. Die jüngeren — ich meine damit ungalanterweise das Alter unter dreissig — trugen auch in der Kleidung einigen Putz zur Schau, der den älteren fehlte. Sie hatten unter den halblangen Röcken weite, weisse, an den Knöcheln geschlossene Beinkleider an, eine bunte Schärpe um die Taille, darüber etwas, das mit dem Modeausdruck Bolerojäckchen am besten gekennzeichnet wird; auf dem Kopf, über den »Defregger-Frisuren« der schwarzen Flechten, trugen sie kokette, rote Käppchen, die mit Silbermünzen behangen waren, ebenso wie Hals und Brust. Der

Gesamteindruck war sehr hübsch und malerisch. Nichts in ihrem Benehmen liess darauf schliessen, dass die fremdartigen, seltenen Erscheinungen der blonden Europäer sie irgendwie in ihrem Gleichmut störten; kein neugieriger Blick, kein verstohlenes Angucken, aber auch keine demonstrative Zurückhaltung war zu erkennen; wir waren für die Damen im Lager Chan-Baba Chans einfach nur Leute, denen man nicht naher kommt, als auf zwanzig Schritte. Eine Ausnahme davon bildete die Tochter des Häuptlings, die — eine besondere Ehre und ein Zeichen des Vertrauens — den Abend-Tee zum Zelt hineinreichte, aber ohne den Blick auf die Fremdlinge zu richten; dieses Mädchen, das etwa fünfzehn Jahre zählen mochte — aber südliche Jahre — war in jeder Hinsicht von vorzüglicher Schönheit. Die gute Sitte verbot die geringste Bemerkung darüber; man hatte einander zu ignorieren. Das Frauenzelt Chan-Baba Chans lag unmittelbar neben dem, das wir bewohnten und enthielt die Küche und Vorratsräume; es zu betreten, wäre die grösste Taktlosigkeit gewesen, ebenso wie das ungebührliche Ansehen oder gar Photographieren von Weibern.

Zum Abendessen, dem üblichen Pilaf, daneben Schafkäse und geronnene Milch, versammelten sich im Zelt ausser uns Färänghis und den beiden Anführern noch zwei Söhne Chan-Baba Chans, seine zwei Enkel und einige angesehene Männer des Lagers, das ungefähr 250 Seelen stark war. Von den Enkeln war der ältere sechsjährig; er war der Erstgeborene des ältesten Sohnes, daher der künftige Führer, und benahm sich trotz seiner Schüchternheit sehr würdevoll; der andere, auf dessen Kinderschultern nicht die Last kommender Macht ruhte, war ein gewöhnliches, lustiges Büblein. Die Männer hörten voll Interesse die deutschen Worte, die wir wechselten und wünschten, einiges davon zu lernen. Ihre ersten Fragen gingen nach der Uebersetzung von Pferd, Gewehr, totschlagen, schiessen und ähnlichem, und sie konnten das Gesagte bald nachsprechen und behalten; sehr heiter wirkte es, als Mussa Beg erklärte, wenn es wieder gegen die Fidais ginge, würde er seine Leute nicht kurdisch kommandieren, sondern ihnen zurufen: »Schüss mütt täm Käwärr!« Wir sprachen über den russisch-japanischen Krieg, über die geographische Lage der westeuropäischen Staaten, über Jagd und Wild. Chan-Baba Chan hatte eine Menge von Fellen, die er uns zeigte; es waren Wolfs-, Bären- und Leopardenfelle, in der Umgegend erbeutet, und ein Tigerfell, das sein Vater im Karadagh, nahe der Lenkoranküste, erjagt hatte. Dort gibt es noch heutigentags Tiger, die sich durch Grosse und schönen Pelz auszeichnen. Meine Mauserstutzen wurden wieder gebührend bewundert und die Unmöglichkeit, sie zu verkaufen, in gleicher Weise und mit gleichem Erfolg erklärt, wie in Kükürd. Ich bot Chan-Baba Chan meinen kleinen Revolver als Geschenk an, der ihm sehr gefiel, und dachte dabei wirklich

nicht an ein Gegengeschenk, gar an ein wertvolleres; aber es schien mir, dass gerade aus dieser Erwägung der Chan mein Geschenk höflich zurückwies. Wir tranken massenhaft Tee aus winzigen Gläsern und rauchten zahllose Zigaretten, bevor wir uns, halb entkleidet, zur Ruhe begaben. Sorglos konnten wir, fern von unsern Waffen, unter dem Zelt der Räuber und Mörder schlummern; denn der Gast ist heilig. Doch wurde unsere Nachtruhe durch den Lärm eines Kampfes gestört, den sich einige Hengste lieferten; Huftritte schmetterten gegen das Weidengeflecht, das das Zelt



39. Kurdisches Häuptlingszelt.

umgab, und das wütende Wiehern der erregten Tiere brachte für einige Minuten das ganze Lager in Aufruhr; aber bald wurde es wieder still, und friedlich schliefen wir dem Morgen entgegen.

Um 6 Uhr waren wir auf den Beinen, und nach einem ausgiebigen Frühstück brachen wir auf, Segenswünsche mitnehmend und zurücklassend; den Dienern liess ich einige Krans ab, die Herren erwarteten nichts als Dank und Händedruck. Der jüngere Sohn des Häuptlings begleitete uns; wir wollten noch ein drittes Lager besuchen, bevor wir nach den Tälern und Städten zurückkehrten, das von Schech Saleh am Nordabhang des Awrun Dagh. Die Entfernung war gering und wurde nach einem einstündigen Ritt bewältigt. Ganz wie Chan-Baba Chans Lager, war auch

das des Schechs in einem Felsenzirkus gelegen, der nur nach Norden in ein steiles, enges Tal ausmündete. Weit auf die Croupe unserer Pferde zurückgeneigt, liessen wir diese vorsichtig die steilen Fels- und Geröllhänge hinabsteigen, die das Lager umgaben. Es war bedeutend kleiner als die beiden andern und zählte nur neun der schwarzbraunen Zelte; abgesondert von den übrigen lag das des Häuptlings, der hier nicht nur der Anführer seines Stammes, sondern gleichzeitig das geistliche Oberhaupt aller Kurden um den Awrun Dagh war. Er trat uns in der Tür seines Zeltes entgegen ein imponierender Mann, tief gebräunt, mit langem schwarzen Vollbart und auf dem Kopf den grossen, weissen Turban des Priesters.

Wir gedachten in diesem Lager nicht lange zu bleiben, da wir noch am selben Abend wieder Khoi zu erreichen wünschten. Allein trotzdem liess Schech Saleh einen Hammel schlachten, und nach einer Stunde, die in eifrigem Gespräch verflossen war, dampfte der Pilaf in einer riesigen Schüssel vor uns auf dem Zeltboden. Ich hatte mir schon grosse Gewandtheit im Essen ohne Besteck angeeignet und konnte sogar ganz korrekt die Düten aus dem zähen Lawâsch drehen, mit denen man an Stelle eines Löffels die geronnene Milch schöpfte. Auch die sonstigen Zeremonien, die die feine kurdische Sitte bei der Mahlzeit vorschreibt, hatte ich mir schon zu eigen gemacht. Das erste Glas Tee zum Beispiel, das dem Gast gereicht wird, hat dieser nicht sofort zu trinken, sondern soll es mit einer höflichen Verneigung dem Hausherrn, dann gegebenenfalls dessen Bruder oder erwachsenem Sohn anbieten. Erst nachdem diese durch eine ablehnende Handbewegung und das Berühren von Brust, Mund und Stirn geantwortet, hat der Gast das Glas an sich zu nehmen und ebenfalls mit der rechten Hand Brust, Mund und Stirn zu berühren. Diese Gebärde ist im ganzen Orient sehr häufig und sollte eigentlich mit dem Aufraffen einer Handvoll Erde beginnen; bei besonderer Höflichkeit wird auch die Hand erst nach dem Boden gestreckt und dann an Brust, Mund und Stirn geführt. Der Sinn wird verschieden gedeutet, ist aber ebenso wie ursprünglich unsere Verneigung ein Zeichen dafür, dass man seine Person dem andern unterordnet und zur Verfügung stellt. An freigebiger Gastfreundschaft übertreffen die Kurden die Perser und Tataren bedeutend; stets wird für den Gast wirklich das Beste gerichtet, was das Lager zu bieten vermag, und besonders mit Tee und Zigaretten wird geradezu Verschwendung getrieben. Für die geronnene Milch hatten die Kurden zur Kühlung Schnee aus einer Mulde hoch am Berg herbeigebracht, und das kalte Gemisch wurde durch einen kleinen Zusatz von Zucker und Wodka zu einem »Drink« das keinem American Bar Schande gemacht hätte. Die Wodka hatten natürlich nicht die Wirte geliefert, sondern sie stammte aus meinen Vorräten; in den drei Lagern war man strenggläubig und liess sich auch durch mich nicht verführen.

Es war gegen 11 Uhr vormittags, als wir aufbrachen; der Schech in eigener Person gab uns auf einem schönen Pferd über eine Stunde lang das Geleite. Der Abstieg, den wir nun zu machen hatten, übertraf alles bisherige an Schwierigkeit, aber es war eine Ehrensache, im Sattel zu bleiben, obgleich unsere Pferde an Gewandtheit im Klettern weit hinter dem des Schech zurückstanden. Rechts und links türmten sich ungeheure Felswände auf, zwischen denen der Abfluss der Quelle und der Schneefelder des Awrun Dagh wild zu Tal schäumte. Vor uns öffnete sich ein wildromantisches Tal, das ganz unpassierbar schien, so nah und schroff traten die Felsen zusammen. Am Eingang, der scharf ausgeprägt war, kehrte der Schech um, nachdem er Herrn Schünemann und mich zum Abschied geküsst hatte. Wir ritten gespannt in die Schlucht ein, in der aber, wie sich zeigte, ein gut erkennbarer Weg führte; ein Weg allerdings, den ein europäisches Pferd niemals gegangen wäre; er führte teils im Bachbett, teils an schmalen Felsbändern am Ufer, teils durch so enge Felspforten, dass man die Füsse hart an das Pferd drücken musste, um durchzukommen. Die landschaftliche Szenerie aber war unsagbar wild und schön; wir ritten unter überhängenden Felswänden, hoch über dem in seinem steinigen Bett tosenden Bach, dann auf einem kaum meterbreiten Grat, der durch das Abstürzen einer grossen Gesteinsmasse übrig geblieben war; am Ende des Grates musste ein Sprung über eine Spalte riskiert werden, in der tief unten das smaragdgrüne Wasser schäumte, dann ging es wieder Schritt vor Schritt im Bach selbst und durch eine stille Seitenbucht, in der erschreckte Forellen pfeilschnell vor den Hufen der vorsichtig watenden Pferde auseinander stoben; in sprungartigem Anlauf musste das hohe Ufer erklettert werden, dann war wieder für einige hundert Schritte fester, feiner Kies und ein Platz zwischen himmelhohen, Wänden, wo die nervös gewordenen Tiere rasten konnten. Die bizarrsten Felsformen drängten sich an den steilen Abfällen, wie gotische Türme und Kanzeln anzusehen; bald traten die felsigen Ufer so nah zusammen, dass nur ein schmales Streifchen Himmel zu sehen blieb, bald gaben sie Raum für einen Kessel, in dem der ungestüme Bach sich zu einem klaren, seichten, kleinen See erweiterte, bald sprangen sie rechts und links weit vor, das enge Tal zu scharfen Krümmungen nötigend.

Mit einemmal hielt der Führer an und wies links nach dem Berghang hinauf, an dem sich in einer Art Kamin ein steiler Schuttkegel aufbaute; dort sollten wir hinauf, denn vor uns fielen senkrecht die Felsmauern in den Bach ab, nicht einen fussbreit Weges freilassend. Willig nahmen die Pferde den Schuttkegel in Angriff; in kurzen Wendungen, strauchelnd und gleitend, keuchend und schnaubend erkletterten sie den losen Geröllhaufen bis zu einer Felsplatte, die etwa 50 m über dem Bachbett lag. Die gegenüberliegende Wand war nur einen kurzen Steinwurf entfernt, und wir standen

wie auf einer Kanzel, tief unter uns die rauschende Schlucht, über unsern Köpfen noch viele Meter steiler Felsmauer. Nur ein ganz schmaler Weg führte sanft ansteigend nach Norden weiter, eine enge Spalte, in der zwei Pferde nebeneinander nicht Platz gefunden hätten; nach einigen Dutzend Schritten wendete sich die Spalte fast nach Süden zurück, entfernte sich aber dabei vom Tal und man konnte sehen, dass sie auf eine tiefe Scharte in den Felsen zuhielt. Bald war diese erreicht, und wie aus einem hohen Fenster blickten wir, überrascht und entzückt, auf ein tief,



40. Kurdenlager am Awrun Dagh.

tief unter uns liegendes Wiesental, dessen saftiges Grün durch die sattgelben Vierecke grosser Getreidefelder unterbrochen war; ein breiter Bach durchströmte die liebliche Landschaft, die von majestätischen Bergen eingeschlossen war; es war das Tal Kara Kum (schwarze Erde), der Bach der Karadasch-Tschai. Das breite, freundliche Gebirgstal wirkte doppelt schön und überraschend nach dem romantischen Weg durch die Felsen und von unserm Standplatz aus, der ganz dem Söller eines riesenhohen Bergschlosses glich.

Ein schmaler Sims führte an der Tallehne nun wieder nach Osten und verwandelte sich bald in einen bequemen Weg, der sanft

abfallend am Berghang hinführte. Rechts liessen wir die Felswand, die uns von der Schlucht trennte, durch die wir gekommen waren, und allmählich gelangten wir in tiefere Regionen. Ein letzter Steilabfall führte uns nach der Talsohle, wo am Ausgang eines Seitengrabens ein kleines Dorf zwischen Obstbäumen und Pappeln versteckt lag. Nun wurde mir die Situation erst klar. Der Bach, der von Schech Salehs Lager herabkam und die Schlucht durchfloss, war ein Nebenfluss des Karadasch-Tschai und erreichte diesen durch ein Durchbruchstal, das erst nach Südosten strich, um sich dann plötzlich nach Norden zu wenden; diesen Winkel hatten wir durch den romantischen Ritt durch die Felsscharte abgeschnitten und bei dem Dorf Pera, das wir eben erreicht hatten, mündete der erste Bach in das breite Tal des Karadasch-Tschai. Im Dorf hielten wir uns nicht weiter auf, aber als wir den Fluss erreicht hatten, gönnten wir uns und den Pferden eine längere Rast; frisches Gras war in Mengen vorhanden, und ich erbeutete bei einem kleinen Streifzug eine Würfelnatter, kein seltenes Tier, aber ein schönes Exemplar. Es war bereits 4 Uhr nachmittags, und wenn wir Khoi noch am Abend erreichen wollten, mussten wir tüchtig drauflos reiten; das taten wir denn auch, und die Pferde, die merkten, dass es heim ging, liefen brav. Bald begannen die Talhänge auseinander zu treten und wir sahen wieder die Ebene vor uns, während im Rücken der Awrun Dagh allmählich hinter seinen Vorbergen untertauchte. Wir kamen an den Ruinen des Dorfes War vorbei, das im Jahr 1899 von türkischen Kurden zerstört und noch nicht wieder aufgebaut wurde. Die Zerstörung von War hat eine lange Vorgeschichte, die hier kurz erzählt sei, da sie ungemein bezeichnend für die Zustände in den türkisch-persischen Grenzgebieten ist.

Im Jahr 1898 herrschte in der Stadt Bitlis, nahe dem Westende des Wansees im türkischen Kurdistan eine heftige, gegen die Armenier gerichtete Bewegung unter der türkischen Bevölkerung. Man fing die Armenier, besonders junge Männer, durch Ueberfälle zusammen, wo man konnte, und wollte sie zwingen, den Islam anzunehmen; wer sich weigerte, und dies waren weitaus die meisten, wurde kurzerhand niedergemacht. Dies geschah nicht im Auftrag, aber mit vollem Wissen der türkischen Behörden. Auf die Nachricht von diesen Bluttaten verlangten die Armenier der Stadt Wan vom türkischen Wali Garantie ihrer Sicherheit oder die Erlaubnis, sich zu bewaffnen. Der Wali fragte höherenorts an und erhielt den Bescheid, alle waffentragenden Armenier erschiessen zu lassen. So preisgegeben, blieb den Bedrohten nichts als die Flucht. Fünfhundert junge Armenier mit nicht mehr als 60 Gewehren wanderten aus Wan aus, um auf persischem Gebiet Schutz zu suchen. Es gelang ihnen auch, bei Kotur, das damals noch türkisches Gebiet war, die Grenze zu überschreiten. Der türkische Kurdenführer Scheref Agha jedoch, der

wohl zu wissen schien, dass man ihm dafür Dank wissen würde, legte den Armeniern im Tal von Kotur einen Hinterhalt und liess alle ohne Ausnahme niedermachen. Er wurde zum General der Hamidieh-Truppe ernannt und erhielt vom Sultan einen kostbaren Ehrensäbel für seine schurkischen Henkersdienste.

Auf die Nachricht von dem fünfhundertfachen Mord ging ein Wutschrei durch ganz Armenien, und es wurde eine Abteilung von 300 wohlbewaffneten Männern aufgestellt, um an Scheref Agha Rache zu nehmen. Die meisten davon waren aus der Umgegend von Khoi und aus dem Dorf War. In aller Stille drang die Schar in die Berge ein, umstellte Scheref Aghas Lager und überfiel es dann plötzlich. Drei Viertel der Kurden fielen, Scheref Agha jedoch entkam mit wenigen Anhängern auf türkisches Gebiet; sein Zeltlager, einschliesslich des Ehrensäbels und des dazu gehörigen Pergaments, wurde die Beute der Armenier. Nun verlangte die Pforte von der persischen Regierung Satisfaktion für die einem türkischen General zugefügte Unbill. Die persischen Behörden wurden angewiesen, die Rädelsführer ausfindig zu machen und nach Wan auszuliefern. Der Gouverneur von Salmas nahm elf Armenier gefangen und sperrte sie vorläufig in das dortige Gefängnis. Allein die Freunde der Verhafteten stürmten das Gefängnis und befreiten die Eingeschlossenen. Der Gouverneur war in arger Verlegenheit und verfiel auf eine ebenso einfache als gewissenlose Idee. Er liess elf tatarische Landstreicher zusammenfangen, steckte sie in armenische Kleider und sandte sie unter Bedeckung nach Kotur, wo sie von den türkischen Schergen in Empfang genommen werden sollten. Die Verwandten der unschuldig gefangenen Tataren aber eilten dem Transport voraus nach Wan und klärten den Wali über die Sachlage auf. Die elf Tataren wurden auch freigegeben, und der Gouverneur von Salmas zur Verantwortung gezogen. Er behauptete aber, die richtigen elf Leute abgeschickt zu haben, der Rest ginge ihn nichts an.

So schlief die Sache ein und die armenische Schar zerstreute sich. Scheref Agha jedoch sann auf Vergeltung. Er verband sich mit einem andern Hamidiehführer und brach im Frühling 1899 in Persien ein. Ohne Widerstand zu finden, gelangte er bis vor die Tore von Khoi und wandte sich gegen das Dorf War, dessen Bewohner zahlreich in der Schar der dreihundert Armenier vertreten gewesen waren. Es befanden sich also türkische Truppen über 60 km tief in Persien. Das Dorf War wurde, als gerade viele der männlichen Bewohner weg waren, überfallen; 70 Männer und über 150 Weiber und Kinder wurden in bestialischer Weise niedergemetzelt, alles Vieh fortgeführt und das Dorf durch Feuer zerstört. Unangefochten von der persischen Regierung, auf deren Gebiet sich die Schandtat abgespielt hatte, entkam Scheref Agha nach der Türkei; auch dort harrte seiner keinerlei Strafe. Erst im vergangenen

Jahr hatte er einen neuerlichen Streifzug auf persisches Gebiet ausgeführt und Chan-Baba Chans Lager überfallen; er war aber von diesem mit grossen Verlusten über die Grenze zurückgetrieben worden. —

Schon waren wir zwischen den äusseren Gärten von Khoi, aber es stand uns noch ein aufregendes Abenteuer bevor; wir wurden angegriffen, und zwar nicht von Menschen, sondern von einem auf der Weide befindlichen, ledigen Hengst; dieser kam plötzlich wild auf uns zugestürmt und fiel Weichbolds Pferd mit wütenden Bissen an. Ross und Reiter verteidigten sich nach Kräften, wir übrigen suchten das gefährliche Tier durch Geschrei und Peitschenhiebe zu verjagen, erreichten aber nur, dass es sich gegen mich wandte; mein Gaul drehte sich um und feuerte mit Macht nach hinten aus, der wilde Hengst tat dasselbe und traf mich wuchtig auf den Stiefel, glücklicherweise auf den weichen Teil der Wade, sonst wäre der Beinbruch fertig gewesen; ich war in einer bösen Lage, denn einerseits musste ich um jeden Preis im Sattel bleiben, um nicht unter die Hufe der wütend um sich schlagenden Hengste zu geraten, anderseits konnte ich gegen den Angreifer wenig unternehmen, da mein Gaul diesem klugerweise stets sein Hinterteil zuwendete. Herr Schünemann befreite mich im Verein mit Weichbold, indem beide mit ihren Gewehrläufen auf den Hengst losschlugen; die Soldaten hatten von einer Mauer Steine losgerissen und schleuderten diese nach dem wütenden Tier, das sich immer von neuem auf uns stürzte. Zu schiessen war in dem Gewühl gefährlich, ausserdem war es ein wunderschönes und jedenfalls sehr kostbares Pferd, und man hätte sich böse Feindschaften zugezogen, wenn man es verletzt oder getötet hätte. Unter dem Schutz des Steinbombardements galoppierten wir davon, in völliger Flucht vor der unangenehmen Bestie, die uns bis an die ersten Häuser verfolgte; dort kamen uns die Dorfhunde zu Hilfe, die den Feind zurücktrieben. So waren wir noch zu einem scharfen Schlussgalopp gekommen, und unsere Pferde zitterten und schäumten, als wir endlich wohlbehalten im Hof des deutschen Hauses absassen. Der Ausflug zu den Kurden des Awrun Dagh war trotz mancher Fährlichkeiten geglückt, und die Erinnerung daran ist für mich eine der schönsten während der ganzen Reise. Befriedigt ging ich abends in meinem behaglichen Zimmer zu Bett, nachdem wir Fräulein Harnack und der jungen Frau Schünemann, die sehr um uns besorgt gewesen waren, einen ausführlichen Bericht über die Tour geliefert hatten, die ganz geeignet war, neue und günstigere Beziehungen zwischen den Kurden und den Europäern einzuleiten.

14. August, Sonntag. Das Ereignis des Tages war die Trauung einer Waisenhaustochter mit einem jungen Handwerker. Viele Verwandte der Brautleute waren gekommen, alles Armenier, und im Gebetszimmer wurde den in feierlicher Stimmung Wartenden Tee gereicht. Der arme-

14*

nische Priester war insofern ein Kuriosum, als er ein Kurde war, der seinerzeit als Schafräuber grossen Ruf gehabt hatte; wie man sieht, hatte er es mit seiner Besserung ernst gemeint. Einige Lieder, von den Waisenkindern gesungen, leiteten die Zeremonie ein. Dicht verschleiert, wurde die hübsche — das wusste ich von früher, jetzt war nichts davon zu sehen — und junge Braut von ihren Freundinnen hereingeführt. Der Bräutigam hatte im Kreis der Männer gewartet. Der Priester hielt eine kurze Ansprache, stellte die nötigen Fragen und vereinigte die Hände der Brautleute; dann wurde Glück gewünscht und die Versammlung zog nach der Kirche, wo ein feierlicher Gottesdienst stattfand; daran schloss sich ein Fest im Haus des Bräutigams. Auch Geschenke erhielt das junge Paar von allen Seiten.

Gegen Mittag machte ich meinen Besuch beim Vorstand des Zollamtes und erhielt von ihm auf Grund des Briefes von M. Prime ein Schreiben, in dem das Grenzzollamt in Schachtachty angewiesen wurde, mein Gepäck zollfrei aus dem Land zu lassen. Wie ich erfuhr, bestand an der russischen Grenze eine fünftägige Quarantäne für Reisende aus Persien, denn trotz des kronprinzlichen Ediktes herrschte in Täbris, Sofian und Marand noch heftig die Cholera, die angeblich auch in Eriwan, Tiflis und Baku aufgetreten war; nun begannen wieder diese Sorgen, und das lästigste war die Quarantäne; fünf Tage in einem Isolierlager, — das war keine angenehme Aussicht! Ich musste eilen, um nicht noch mehr Zeit zu verlieren, und setzte meine Abreise auf den 17. August fest. Das endgültige Konservieren der seit Koyun-Daghi gesammelten Tiere, besonders der Fische, beschäftigte mich an diesem und dem folgenden Tag fast ausschliesslich; zu meinem grossen Aerger waren vier Schildkröten (Clemmys caspica) trotz sorgsamsten Injizierens mit Formol in Darm und Lungen verdorben und ich musste nicht nur die Stücke wegwerfen, sondern auch alles Formol das in der Kiste gewesen war, erneuern; nun blieb mir nur mehr ein Liter konzentriertes Formol, bis Eriwan und ich konnte damit zur Not 20 Liter Konservierflüssigkeit herstellen; es war Zeit, dass ich mich wieder frisch ausrüstete.

Mein Plan, den September und Oktober in Turkestan zu verbringen stand jetzt ganz fest. Ich wollte von Schachtachty direkt nach Aralych am Ararat reiten, eine Besteigung versuchen und hoffte, am 27. August in Eriwan, am 1. September in Tiflis und am 8. in Baku sein zu können; ob mein Bruder an der Reise nach Turkestan teilnehmen würde, wusste ich noch nicht sicher; unsere Abmachung, als ich Wien verliess, war ziemlich vager Natur gewesen; aus Eriwan wollte ich ihm telegraphieren. Aber die drohende Quarantäne störte alle meine Pläne und ich ärgerte mich sehr über diese neue Verzögerung.

Mit Vorbereitungen aller Art vergingen die letzten zwei Tage in Khoi; unter anderm gelang es mir, in der Stadt einen jungen Derwisch-

schüler wieder aufzutreiben, den ich am Tag meiner Ankunft gesehen hatte und der mir durch seine Schönheit und sein feines Wesen aufgefallen war. Ich hatte beständig nach ihm gesucht, da ich ihn gerne photographieren wollte, und dabei wieder einmal bemerkt, wie leicht mein Wunsch, den Knaben zu treffen, in diesem Land missdeutet werden konnte. Vermutlich erwartete der Junge selbst, als er kam, nicht, dass er bloss photographiert und dann beschenkt entlassen werden würde. Er sah sehr malerisch aus in seiner weissen Tracht, mit einem schwarzen Schafpelz um die Schultern, einem weissen Fes auf den dunkeln Locken und einem blanken Beil in der Hand; das Beil ist ein Abzeichen der Derwische, ebenso wie die Holzschale, mit der sie um Geld und Nahrung betteln. Die Derwische sind keine Priester und auch nicht immer gebildete Leute; sie stehen nur auf Grund ihres angeblich streng sittlichen Lebenswandels in näherer Fühlung mit der Gottheit und nützen diese Konstellation aus, um gegen Geld Gebete zu bestimmten Zwecken zu verrichten, Kranke gesund zu beten, Amulette gegen allerlei Uebel bei Mensch und Tier auszustellen und ähnliches. Eines meiner Pferde hatte um den Hals ein solches Amulett, das sauber in Leder eingenäht war, und ich besass Pietät genug, um es ihm zu lassen.


41. Junger Derwisch.

Für die Reise nach Schachtachty (Thron des Schach) hatte ich einen geräumigen Gepäckwagen und zwei Packpferde für den Gesamtpreis von 15 Tomans gemietet. Die Entfernung beträgt über 100 Kilometer, und man muss daher fast zwei Tage rechnen, da die Packpferde nur selten im Trab gehen. Am Morgen des 17. August kamen der Arbadschi, der Tschärwadar und zwei Kara-uls (Kutscher, Pferdetreiber und Soldaten) pünktlich um 7 Uhr; ich liess den Train vorausfahren und folgte mit Weichbold und Abdull, der wieder gesund war, eine halbe Stunde später nach; Fräulein Harnack und Herr Schünemann gaben mir noch ein gutes Stück das Geleite. Die Tage am Awrun Dagh eingerechnet, hatte ich zwölf Tage die liebenswürdige Gastfreundschaft des deutschen Hauses genossen und viel Güte dort erfahren; wenn man auch auf Reisen die schwereren Gefühle zu Hause lassen muss, so war ich doch von herzlicher

Dankbarkeit erfüllt, und das »Auf Wiedersehen«, das ich beim letzten Händedruck von Sattel zu Sattel meinen freundlichen Wirten zurief, kam mir vom Herzen. Bei einer gedeckten Zisterne am Rand der Oase hielten wir an, Weichbold machte eine Aufnahme, dann trennten wir uns. Wir schlugen einen scharfen Trab an und hatten bald die Arba und die Packpferde erreicht, die ich den Schutz eines Soldaten anvertraut hatte. Nun ging es bald mit meiner persischen Zeit zu Ende. Morgen an den Araxes, übermorgen nach Russland in die Quarantäne! Die Gegend war eintönig, eine Salzsteppe mit fernen Felsbergen, und die Sonne machte sich wieder recht fühlbar; auf den luftigen Höhen des Awrun Dagh war es stets frisch



42. Abschied von Khoi.

und kühl gewesen, und bei Nacht hatte man sich gut einwickeln müssen. Jetzt hatten wir schon wieder 35° im Schatten. In dem kleinen Rasthaus Soutlü hielten wir Mittagsstation und trafen mit einer kleinen Gesellschaft zusammen, die aus der Stadt Maku kam. Es war der persische Agent von Basch-Nuraschin, einem grossen Dorf am russischen Ufer des Araxes, sein Diener, sein Packwagen und zwei Soldaten. Wir beschlossen, gemeinsam weiter zu reisen, und der Chan — sein Name findet sich in meinem Tagebuch nicht — erzählte mir, dass die Regierungstruppen einen neuen grossen Sieg über Dscheffer Agha davongetragen hätten. Sechzig seiner Leute waren gefallen, sein Dorf erobert, seine Herden erbeutet, er selbst aber entkommen.

Der Tag verlief höchst langweilig; stets hatten wir dieselbe Szenerie der ausgebrannten Steppe vor und um uns, und erst gegen Abend brachte ein Hügelzug einige Abwechslung. Nachdem wir diesen überschritten

hatten, erblickten wir die kleine Oase von Karasiadin an einem Kanal des Akh Tschai; das Flussbett selbst war leer, wie gewöhnlich. Schon das erste Haus war das Karawansarai; es gehörte einem Priester, Mollah Abdull Hassan. Der kleine Hof war angefüllt mit Wagen, Pferden und Menschen, meist Armeniern, Fuhrleuten und Reisenden mit Weibern und Kindern; Teppiche und Betten waren in jedem Winkel ausgebreitet, nur eine Veranda vor dem Haus war frei, und diese bezogen wir. Mein persischer Reisegenosse liess sich pompös auf seinen Kissen und Teppichen nieder, nachdem er einen ungeheuren Revolver abgeschnallt hatte, ich sass bescheiden auf meinem Feldstühlchen. Erst tranken wir Tee und für später bestellte ich Hühnerpilaf. Es herrschte eine angenehme Abendstimmung, und der dicht besetzte Hof mit den Tee trinkenden Leuten, den spielenden Kindern und den friedlich fressenden Pferden war hübsch anzusehen. Nach Sonnenuntergang machte ich einen kleinen Spaziergang vor das Dorf; es war wieder eine jener herrlichen Beleuchtungen, wie sie nur der Orient kennt; ein rosiger Staubschleier lag über dem Dorf, den Hügeln und Bäumen, der Mond schien grün hindurch und im Westen war das bunteste Farbenspiel, das nur irgendwo die letzten Sonnenstrahlen aus Wolken, Staub und Dunst hervorzaubern können. Von den Hügeln kam in langem Zug eine Herde behaglich wiederkäuender Büffel, ein kleiner Tatarenjunge sass auf dem vordersten der schwarzen Ungetüme und sang mit gedehnter Stimme ein schwermütig einfaches Lied, die Heuschrecken zirpten im verdorrten Gras, und aus den zerfallenen Mauern eines alten Kastells am Fluss klang der klagende Schrei eines Käuzchens; sonst Ruhe überall, feierliche Stille und funkelnde Sterne.

Im Karawansarai hatte man ein leeres Zimmer zu ebener Erde für mich hergerichtet, Weichbold hatte bereits das Feldbett und was ich sonst brauchte, hineingeschafft, in erster Linie stets den Sattel, in dessen Taschen ich meine Notizen und meinen Geldreichtum stecken hatte. Auf unsern Decken auf dem Boden liegend, verzehrten wir das bescheidene Abendessen, dann nahm ich mir eines der Bücher, die Rev. Parry mir mitgegeben hatte, und streckte mich bequem — d. h. sehr relativ bequem — auf das knarrende Gestell von Holz und Leinwand. Draussen wurde es stiller und stiller, die Leute gingen zur Ruhe, nur Abdull sass mit den Soldaten um ein flackerndes Feuer, der Kaljan ging im Kreis umher, und in mein Zimmer drang die Stimme meines Meschadi, bald belehrend, bald wütend, lachend, höhnisch oder beteuernd, — der Kuckuck mochte wissen, was er da alles erzählte! Dann begann ein neuer Ton, den ich schon lange nicht mehr gehört hatte, das hohe Singen der kleinen Stechmücken, die ich in Persien noch nicht, dagegen früher in Kaukasien stets zu Peinigern gehabt hatte; es waren nicht die gewöhnlichen Schnaken, sondern winzige, millimetergrosse Tierchen, die man nicht sah und nicht

fassen konnte, die man nur in den allerhöchsten Tönen singen hörte, bis man ihren scharfen, schmerzhaften Stich fühlte. Aber das Mückenzelt war tief in irgend einer Kiste, und so liess ich mich eben stechen und schlief auch dabei schliesslich ein.

Der persische Agent war schon weggeritten, als ich am Morgen aufstand, hatte aber Bescheid gelassen, er würde uns bei der ersten Raststation erwarten. Das geschah denn auch, und es kam zu unserm Zug noch ein dritter Wagen mit scheinbar vornehmen Tataren hinzu, so dass wir eine stattliche Karawane bildeten. Die Eintönigkeit der Gegend hielt an, niedere Hügelzüge und verdorrte Grasniederungen, sonst nichts. Ich hatte Rider Haggards »Jess« mit aufs Pferd genommen und las im Reiten, der persische Agent schlief auf seinem Wagen und liess sein Reitpferd nebenhergehen. Stunden verstrichen so, bis auf einmal eine neue Erscheinung in die Landschaft trat; als wir eben wieder einen der Hügelrücken erstiegen hatten, erschien dahinter, fern, aber riesig, geisterhaft durch den Dunst leuchtend — der Ararat. Er fehlte nicht beim Stelldichein, jetzt lag es an mir, ihn nicht zu verfehlen. Der kleinere Gipfel war schneefrei, auf dem gigantischen Kegel des Hauptberges aber lag noch Schnee in Menge; er wird überhaupt nie leer davon. Von nun an blieb er in meinem Gesichtskreis, bis ich auf der Eisenbahn gegen Alexandrópol fuhr. Wie anders hatte ich mir, als ich ihn zum ersten Male erblickte, dieses Wiedersehen ausgemalt! Aus der Türkei wollte ich zum Araxes niedersteigen, von den Höhen des Kudschak-Passes sollte mein erster Blick auf die Ebene fallen, die er beherrscht! Drei Monate hatte ich damals, am Beginn meiner Reise als Zeitraum angesetzt, über zwei und ein halber waren verstrichen, seit ich Tiflis verlassen hatte, und was damals noch im Schosse Allahs, dessen Name gepriesen sei, gelegen hatte, war jetzt im Strom der Zeiten versunken, und es war mir nicht geglückt, den grossen Kreis um den Riesen der armenischen Berge zu ziehen, den ich mir vorgezeichnet hatte. Allah wärdi, Allah kerim, — Gott hat es gegeben, Gott ist barmherzig; der Sterbliche wird ersucht, sich ruhig zu verhalten.

In einem kleinen Sarai am Weg hielten wir Mittagsrast; in dem dunkeln Raum wies mein Thermometer auf 37,5°. Und Fliegen gab es da, du lieber Himmel! Ein Paradies für Laubfrösche, eine Hölle für Menschen. Aber im Freien war kein Schatten ausser einem handbreiten Streifen an der Nordseite der glühenden Lehmmauern, und die alles spendende Sonne trieb das Quecksilber in wenigen Minuten auf 50°; da blieb man doch lieber in der üblen Luft des Zimmers mit Bluttemperatur. Zu essen gab es nichts, zu trinken warmen Tee, dafür aber zwei Nachrichten aus bester Quelle. Erstens war die Quarantäne seit gestern aufgehoben; das war schön und bedeutete fünf Tage Gewinn. Zweitens hatte

der Zar einen Sohn bekommen, das war auch schön, bedeutete aber drei Tage Verlust; Freitag und Samstag nämlich feierte das Zollamt am russischen Ufer anlässlich des freudigen Ereignisses, Sonntag war es eo ipso geschlossen. Aber lieber drei Tage im Karawansarai, als fünf in der Isolierbaracke. Allah kerim!

Weit lag die Araxes-Ebene vor uns, als wir weiterritten, und in duftiger Ferne zeigte sich auf einer Anhöhe Russisch-Schachtachty. Rechts wurden die Berge von Nachitschewan sichtbar und dahinter der düstere Wall des Karabagh. Endlos zog sich der Weg durch den Wüstenboden in der sengenden Sonne, die die Schritte zu Klaftern macht und die Kilometer zu Meilen. Noch drei glutheisse Stunden musste man im Sattel sitzen und durch den flimmernden Sand reiten, bis der Fluss erreicht war. Als ich mit meinem Gaul an der Uferböschung hielt und nach dem Land des Zaren hinüberblickte, da staunte ich; denn drüben am andern Ufer war in den sieben Wochen eine Eisenbahn entstanden, wenigstens beinahe entstanden. Dämme, Brücklein, Durchlässe, Geländer, Telegraphenstangen, — die Russen hatten meine Abwesenheit benutzt, um heimlich eine Bahn zu bauen! Aber der Triëder zeigte mir, dass noch keine Schienen darauf lagen; also musste ich wohl noch auf Pferdesrücken nach Eriwan reisen. Schade, es wäre ein hübscher Kontrast gewesen, unmittelbar aus der Karawane heraus in den Express zu steigen! —

Ich war weit voraus gewesen und ritt nun langsam am Fluss entlang, bis ich kurz vor dem Ort Persisch-Schachtachty mit meinen Leuten zusammentraf. Das Dorf war klein und die Luft zitterte über den sonndurchglühten Mauern; die Hauptstrasse bildete das vertrocknete Bett des Sangmar-Tschai, aber eine Brücke fehlte; offenbar fliesst nie Wasser in diesem Fluss, höchstens einige Tage lang im Frühling. Vor einem kleinen Teehaus sassen wir ab, und ich schickte Abdull auf die Suche nach einem standesgemässen Quartier; denn hier an der Grenzstation war es mit der Würde des Färänghi nicht vereinbar, das Zimmer mit Hamals und Tschärwadars zu teilen. Abdull ging, und ich stellte eine Batterie von Gläsern mit Tee vor mir auf und leerte sie der Reihe nach, sowie sie nicht mehr geeignet waren, den Schlund zu verbrühen. Nach einer Viertelstunde hatte ich ein Zimmer im Hof eines netten kleinen Hauses, ohne irgendwelches Mobiliar, aber sauber gefegt; Bett, Stuhl und Kisten hatte ich ja mit mir. Das Gepäck wurde abgeladen, die Leute entlohnt, und ich schickte Abdull zum Zoll-Chan, um meine Ankunft zu melden.

Bald kam er, ein liebenswürdiger älterer Mann mit Vollbart und Brille, mit ihm sein Gehilfe, der ein bischen französisch konnte, und der persische Agent, mein Reisegenosse. Ich liess Tee anbieten und lud die

Herren zum Abendessen ein. Es war der 18. August und die Perser sollten mit mir den Geburtstag meines Souveräns feiern. In ganz Oesterreich, in allen Bädern und Sommerfrischen gab es heute Blumenkorso, Tennisturnier, Feuerwerk und festliche Beleuchtung, — warum sollte ich nicht tief in die Konservenkiste greifen und ein Diner geben? Der Zollvorstand hatte heimliche Absichten auf meine Pferde und rückte bald damit heraus; er bot glatt 100 Tomans für die Tiere, und wenn ich sie mit mir nahm, musste ich 9 Tomans Ausfuhrzoll und 15 Rubel Einfuhrzoll zahlen. Für 120 Tomans hatte ich sie gekauft und das Geschäft wäre nicht schlecht gewesen. Aber wenn ich ohne Pferde dastand, musste ich in Schachtachty einen Wagen nach Eriwan nehmen; das kostete mindestens 40 Rubel; ferner musste ich zur Ararat-Tour drei Pferde auf fünf Tage mieten; das kostete wieder mindestens 40 Rubel; und für 100 Rubel konnte ich die Pferde sicher in Eriwan verkaufen; also hätte ich durch den Verkauf in Schachtachty über 30 Rubel verloren; das rechnete ich dem Chan vor, und er gab sich zufrieden, denn mehr als 100 Tomans wollte er nicht geben und waren auch die Pferde nicht wert. Der persische Agent überraschte mich peinlich mit der Eröffnung, er würde mit mir auf den Ararat gehen; er würde einen Tag in Basch-Nuraschin bleiben, ich sollte dort auf ihn warten, dann wollten wir nach Aralych, aber nicht zum Dorfvorstand, sondern zu einem Bekannten, der wahrscheinlich auch mit von der Partie sein würde, man müsste so und so viel von dem und jenem mitnehmen, ich sollte in Davalu eine »Burka« kaufen, denn mein Mantel taugte nichts, — er arrangierte alles, ohne mich auch nur im geringsten nach meiner Meinung zu fragen. Der Kerl war mir lästig, aber ich widersprach ihm nicht; ich wollte ihm schon entwischen und meine Besteigung ohne den Anhang von Gott weiss wieviel Fremden machen.

Vor dem Abschied teilte mir der Zollbeamte noch mit, dass Samstag, trotz des Freudenfestes in Russland, die Fähre einmal, am Morgen, nach dem russischen Ufer gehen würde; so verlor ich nur zwei Tage. Der persische Agent reiste gleich am nächsten Morgen weiter, da er sein bischen Gepäck leicht auf einem Kamel über den Fluss bringen konnte und im Zollamt nichts zu tun hatte. Er trug mir noch auf, für gutes Schuhzeug zu sorgen, denn der Weg auf den Ararat sei beschwerlich, und in Basch-Nuraschin also würden wir uns treffen. Ich sagte im schönsten Biedermannston »Auf Wiedersehen« und studierte dann über der Landkarte nach, ob es nicht einen Weg nach Aralych gab, der Basch-Nuraschin nicht berührte; aber ich fand keinen und beschloss daher, den Ort in tiefster Nacht zu passieren.

Am Vormittag des 19. August ging ich mit Weichbold nach dem Fluss, und wir gönnten uns beide das Vergnügen eines langen Bades.

Der Araxes umfliesst hier eine kleine Insel; der rechte Arm ist höchstens einen halben Meter tief, strömt ganz langsam und das Wasser war infolgedessen eher heiss als kalt; der linke Arm dagegen war tief und reissend, aber herrlich kühl, und es war eine wahre Wonne, den ganzen Körper in eine Umgebung bringen zu können, die Kältegefühl hervorrief. Ich schwamm nach dem russischen Ufer hinüber und machte mich so einer unbefugten Grenzüberschreitung schuldig, da ich meinen Pass begreiflicherweise nicht bei mir trug; aber niemand beanstandete mich, und ich gelangte unverhaftet nach dem Inselchen, wo ich mich an einer schattigen Stelle im Wasser ausstreckte und den Büffeln die Freuden des untätig im Fluss liegens nachfühlte. Leider ging der erfrischende Effekt des Bades schon während des Ankleidens wieder verloren, und als wir über die



43. Araxesfähre bei Schachtachty.

glitzernde Sandfläche nach dem Dorf zurückwanderten, war mir wieder genau so heiss wie vorher. Nach dem Mittagessen schlief ich bis 4 Uhr, dann erwiderte ich den Besuch des Zollvorstehers und brachte in seinem Garten auf einem unbequemen Stuhl zwei Stunden in nichtssagendem, fortwährend stockendem Gespräch zu. Zu Hause legte ich mich hin und schlief ein.

20. August. Um 6 Uhr früh begann man, mein Gepäck bereitzustellen, um 8 Uhr erschien der Zollvorsteher und besichtigte der Form halber den Inhalt meiner Kisten. Dann wurde alles aufgepackt und nach der Fähre geschafft, die einige hundert Meter entfernt war. Der Chan gab mir das Geleite. Am Ufer war ein buntes Treiben; die einzige Ueberfuhr an diesem Tag wurde von vielen Leuten benutzt, und am sonnbeschienenen Araxes-Strand drängten sich Dromedare, Esel, Pferde, »Reiter und Fussvolk« zwischen den aufgestapelten Kisten und Ballen. Unter grossem Tumult setzte ich durch, dass die Fähre zweimal gehen sollte, und zuerst fuhr

Weichbold mit den drei Pferden hinüber, ausserdem noch eine Menge von Menschen und Waren. Dann kam das plumpe Boot zurück, ich verteilte die Peschkeschs an Träger, Treiber, Diener und andere Leute, die mir die Hände unter die Nase hielten, entledigte mich so des überflüssigen persischen Kleingeldes, schüttelte dem freundlichen Chan die Hand, bestieg die Fähre, und zehn Minuten später hatte ich Persien Fahrwohl gesagt und betrat wieder das heilige Land des Rubels.

Vierter Teil

Zweiter Aufenthalt in Transkaukasien.

Von den Zollstationen an der russisch-persischen Grenze ist Dschulfa weitaus die bedeutendste; dort geht der ganze Handel mit Täbris vorbei, selbst viele Waren für Innerpersien und Teheran werden über Dschulfa verfrachtet. Schachtachty dagegen versorgt nur Khoi und Urmia, allenfalls noch Kirmanschach und Hamadan; es ist also ein ganz bescheidener Grenzplatz. In diesen Tagen jedoch war man dort sehr beschäftigt, da drei Feiertage vorausgegangen waren und sich eine grosse Menge von Gütern angehäuft hatte. Auch mussten Menschen und Waren desinfiziert, die ersteren auch einer ärztlichen Untersuchung unterzogen werden.

Für mich und meine Leute lief diese höchst rasch ab; auch von meinem Gepäck wurden nur die Waffen genau untersucht und mit den Nummern auf der Austrittsbewilligung verglichen. Dann lud mich der Zollbeamte zum Mittagessen ein und ich liess Weichbold mit Abdull und dem Gepäck nach dem Ort vorausgehen, wo bis zum nächsten Morgen Quartier genommen werden sollte. Als ich nach einiger Zeit meinen Leuten folgte, erfuhr ich, dass man die Zinkkisten und die mit den Wildschafschädeln auf das Zollamt gebracht hatte, wo sie von neuem untersucht werden sollten. Ich eilte hin und hoffte, dass es mir gelingen würde, die Leute vom Eröffnen der verlöteten Zinkkisten abzubringen; aber es war vergeblich. Umsonst wies ich darauf hin, dass das Wiederverlöten viel Umstände machen würde, dass nur Fische, Schlangen und dergleichen darinnen sei, dass diese in Formol lägen und nicht in Alkohol; umsonst berief ich mich auf mein Geleitschreiben. Schon hatten ein paar Männer eine der Zinkkisten rücksichtslos umgestürzt und begannen den Deckel aufzustemmen; das bedeutete für mich möglicherweise den Verlust des Inhaltes, denn ich konnte nicht wissen, ob in Schachtachty ein genügend grosses Stück Zinkblech aufzutreiben war. Bei dem Umherstossen hatte die Kiste ein Leck bekommen, und das kostbare Formol rann in einem munteren Bächlein auf den Sandboden; ich tobte, aber es half nichts; endlich war die Kiste offen und ich hatte wenigstens die boshafte Genugtuung, dass der eifrige Beamte Nase und Augen voll von

Formoldünsten bekam und einige Minuten lang ein Bild des Jammers bot. Natürlich waren die konservierten Tiere zollfrei und man begnügte sich damit, diese eine Kiste geöffnet zu haben. Eiligst liess ich sie zu einem Kesselschmied schaffen, um noch soviel vom Formol zu retten, als möglich war; denn mein Vorrat davon war ausserordentlich knapp.

Dann ging man an die Kiste mit den Schafschädeln; die Beamten machten bedenkliche Gesichter, brachten Bücher und Faszikel, sahen in Vorschriften und Verordnungen nach und rückten endlich mit der niederschmetternden Erklärung heraus, dass wegen der in Persien herrschenden Rinderpest die Einfuhr der drei Schädel verboten werden müsse. Alle meine Vorstellungen waren fruchtlos; es war doch klar, dass durch drei wohlkonservierte und desinfizierte, mit Arsenik, Holzessig und Sublimat behandelte Wildschafschädel nicht die Rinderpest nach Russland gebracht werden konnte! Die Beamten zuckten die Achseln und zeigten mir die Verordnung, in der die Einfuhr von Rindern, Ziegen und Schafen, von Teilen, Fleisch oder Häuten dieser Tiere aus Persien bis auf Widerruf untersagt war. Was tun? Die drei Köpfe, die schönen Jagdtrophäen und wertvollen Sammelstücke einfach im Stich lassen? Das ging nicht an. Sie mit zu nehmen, war verboten; sie auf dem Zollamt lagern zu lassen, war nicht gestattet. Sie mussten nach Persien zurückgeschafft werden. Aber die Fähre verkehrte nicht mehr, und am nächsten Tag, Sonntag, stockte der Verkehr überhaupt. Und wohin sollte ich die Kiste senden? Wer würde sie sorgsam aufheben, bis die Zeit der Rinderpest vorüber und die Grenze frei war? Ich musste mich rasch entschliessen, da man im Begriff war, das Zollamt zu sperren. Der Vorstand, der ein fühlendes Herz hatte, fand endlich meinen folgenden Vorschlag annehmbar. Die Fähre sollte ausnahmsweise noch einmal über den Fluss gehen, Abdull und die Kiste mit ihr; Abdull sollte die Kiste dem freundlichen Zoll-Chan am persischen Ufer geben mit der Bitte, sie baldigst nach Khoi an das Jetüm Chanah zu senden; ich sandte einen eilig geschriebenen Brief an Fräulein Harnack mit und überliess das weitere dem Walten der Vorsehung. Seither sind bis zum Tage, an dem ich diese Zeilen schreibe, über acht Monate verflossen und die Kiste ist noch nicht in meinem Besitz; doch bin ich sicher, sie noch zu erhalten; ich weiss, dass der Zoll-Chan sie ordnungsgemäss nach Khoi gesandt hatte und dass sie von dort nach Dschulfa zu Herrn Mnatzakaniantz gebracht wurde; also ist sie in sicherer Hut und ich werde sie — inschallah — dereinst wiedersehen.*)

Ich ging nun nach dem Quartier zurück, das Abdull besorgt hatte, und fand dort Weichbold mit zwei Tataren eifrig um die Unglücks-Zinkkiste beschäftigt. Weichbold hatte das in der Kiste befindliche Formol

*) Wie schon früher einmal bemerkt wurde, hat sich diese Hoffnung doch nicht erfüllt.

dadurch gerettet, dass er es in meiner Gummiwanne aufgefangen hatte; auf die Kiste war, nachdem Weichbold den durcheinandergerüttelten Inhalt geordnet hatte, ein neuer Deckel gelötet worden; in diesen wurde nun ein rundes Loch gemacht und durch dieses das Formol eingegossen; meine letzte Flasche musste heran, aber mit der vorschriftsmässigen Verdünnung von 1 : 20 reichte sie haargenau aus, um die Kiste bis an den Rand neu zu füllen. Dann wurde das Loch im Deckel durch eine aufgelötete Blechscheibe verschlossen und alles war gerettet. Konservier-



44. Schachtachty. Im Packhof des Zollamts.

Flüssigkeit hatte ich allerdings nun keine mehr, und bis Eriwan musste ich das Sammeln sein lassen; aber das schadete nicht viel, da ich ja diese Gegend schon auf der Reise nach Dschulfa passiert hatte; und für besondere Seltenheiten liess sich wohl noch irgendwo etwas Brennspiritus oder starker Schnaps auftreiben. So waren die Dinge nun in Ordnung, und als Abdull von seiner Fahrt zurückkam, sandte ich ihn aus, um für den nächsten Morgen einen Packwagen zu mieten. Meine Absicht war, Abdull mit dem schweren Gepäck direkt nach Eriwan zu senden; ich wollte mit Weichbold und den Sachen, die ich für die Ararat-Tour brauchte, in Kamarlu von der Heerstrasse abzweigen und mit Abdull erst in Eriwan

wieder zusammentreffen. Dieser vernahm meinen Entschluss mit stiller Freude; denn er hatte immer Angst gehabt, ich würde ihn mit auf den Ararat schleppen.

Am Abend erhob sich, wie früher in Dschulfa, ein heftiger Ostwind, der Massen von Staub und Sand mit sich führte und den Aufenthalt im Freien unmöglich machte. In meinem wenig sauberen Zimmer verzehrte ich ein kümmerliches Abendbrot und begab mich bald zur Ruhe, ohne sie jedoch zu finden; es schien eine ganze Menagerie in meinem Zimmer zu sein; dazu hatte ich keine Streichhölzer bei der Hand, und meine Leute schliefen der Pferde wegen im Stall. So rollte ich mich fest in meine Decke, um den Zugang zu meinem Körper zu sperren und liess das nächtliche Tierleben über mich ergehen; eine Fledermaus war im Zimmer und



45. Schachtachty. Bepacktes Dromedar.

von Zeit zu Zeit fühlte ich den Luftzug von ihren Flügeln im Gesicht; Mäuse piepten und rumorten in den Wänden und in einem Haufen Holz und Papier, der in einer Ecke lag, das Trappeln und Pfeifen schwereren Kalibers liess auf mindestens zwei Ratten schliessen, und auf mir selbst kroch allerlei Getier umher, das ich nicht näher bestimmen konnte und wollte, denn wenn es vielleicht Skorpione oder Wüstenspinnen waren, mochte mir eine unvorsichtige Bewegung noch einen bösen Biss eintragen. Dafür, dass ich mein Zimmer nicht verliess, sorgten zwei grosse Hunde, die im Hof umherlungerten und gelegentlich in minutenlanges, wütendes Gebell ausbrachen. Es war wirklich keine hübsche Nacht, die ich da verbrachte, und ich begann eine gewisse Sehnsucht nach den breiten, sauberen Metallbetten des Hôtel de Londres in Tiflis zu fühlen, wo ein einziger, lieber kleiner Floh ausreichen würde, Wirte und Gäste tagelang in Aufregung zu versetzen.

Der Arbadschi, d. h. nun hiess er wieder Fourgontschik, kam erst um 5 1/2 Uhr, statt, wie verabredet, um 4 1/2; ich hatte in der Zwischenzeit Gelegenheit, eine Gruppe von Dromedaren zu beobachten, die von tatarischen Hamals mit Zuckerkisten beladen wurden, und machte einige Aufnahmen der braven, geduldigen Tiere. Dann wurde aufgepackt, und gegen 6 Uhr zogen wir ab. Ungefähr eine Stunde lang führte der Weg in nordwestlicher Richtung, dann sahen wir wieder zwei gute, alte Bekannte: Die eleganten Eisenträger des anglo-indischen und die schlichten Holzstangen des russischen Gouvernementstelegraphen, friedlich nebeneinander an der breiten Strasse, die wir nunmehr erreichten; damit war der Zirkel der persischen Tour geschlossen, die erste Hälfte der Reise beendet, und zur Feier dieses Ereignisses steckte ich mir eine frische Zigarette an; weitere Festlichkeiten erlaubten die augenblicklichen Umstände nicht.

Mein Zigarettenlieferant war Abdull; er erhielt rationenweise Tabak ausgefolgt, kaufte selbst Papier und stellte zwei Marken her: Meschadi mit und Meschadi ohne Mundstück; der Tabak war der gleiche, und zwar das vorzügliche Kraut, das mir Rev. Parry geschenkt hatte. Ich brauchte mich nur nach Abdull umzuwenden, so kam er schon eifrig herangesprengt und bot mir seine Dose an, die meiner »Wildenkiste« entstammte und die stets einen kleinen Vorrat der duftigen Röllchen enthielt, deren Aufrauchen ein so agnenehmer Zeitvertreib ist.

Es galt nun, auf gute Art durch Basch-Nuraschin hindurchzukommen, wo mein Araratgenosse wartete. Um dort keinen Aufenthalt zu nehmen, liess ich schon vorher, in Chanlych, füttern und rasten; dann ritt ich mit Weichbold voraus, und als wir Basch-Nuraschin erreichten, setzten wir unsere Pferde in Galopp und hatten in zwei Minuten den Ort hinte uns; nun mochte der persische Agent Beobachtungen über die Unzugänglichkeit der Faränghis anstellen. Im weiteren Verlauf des Weges sparten wir einige Kilometer dadurch, dass wir wiederholt die Sehne zu Krümmungen der Strasse fuhren; dies war auf dem festen Steppenboden wohl möglich, ferner auch deshalb, weil zur Zeit die Flüsse fast wasserleer waren und man daher nicht aut die Brücken angewiesen war; die Strasse führte an den Hängen des Bergzuges Scharur entlang, wir aber ritten unten in der Ebene, stets den Ararat vor uns, zwischen Feldern, kleinen Sümpfen, durch Polygonumgebüsch und über verdorrtes Gras oder rotgelben Sand, eintönig und ohne Abwechslung, bei starker Hitze und heftigem Durst; an diesem Tag kam es noch zu 36° im Schatten, am folgenden zu ebensoviel, und später in Tiflis notierte ich noch einmal 35°; dann war die Zeit der Hitze vorbei, und im weiteren Verlauf des September stieg das Quecksilber nie mehr über zweiunddreissig; noch später wurde es in den Morgenstunden sogar recht kühl, und schon Mitte Oktober traten Nachtfröste ein. Die niedrigste Temperatur während

15*

der ganzen Reise stellte ich am 9. November auf dem Krestowajapass im Kaukasus mit -7^{0} fest, und da die grösste Hitze, der ich ausgesetzt gewesen war, auf Koyun Daghi, 63^{0} über Null betragen hatte, so ergab sich als Zwischenraum zwischen den beiden Extremen von Mai bis Mitte November die stattliche Skala von siebzig Graden nach Celsius. Es war nur gut, dass der Sprung nicht unmittelbar erfolgte, sondern stufenweise vor sich ging, sonst wäre ich am Ende mitten auseinander geborsten, wie ein heisses Glasrohr, das man in kaltes Wasser steckt.

Stundenlang waren wir so dahin geritten und hatten bereits über zehn Stunden im Sattel zugebracht; die Sonne war gesunken, und noch trennten uns mehr als 20 Kilometer von dem in Aussicht genommenen Nachtquartier Afschar. Rechts vom Weg zeigte sich eine Kosakenstanitza, einer der zahlreichen Posten an den russischen Strassen, mit der üblichen, neben dem Haus aufgerichteten Warte, von der ein weiter Ueberblick über die Ebene möglich ist. Da ich sehr hungrig und noch mehr durstig war, lenkte ich meinen Gaul hin; es waren nicht Kosaken die den Posten innehatten, sondern Soldaten der Grenzertruppe, »granitschnaja strascha«, von denen vier vor der Haustüre sassen und das Geigenspiel des einen mit hübschem Gesang begleiteten. Diensteifrig sprangen sie herbei, und als ich um einen Krug Wasser bat, nötigten sie mich gleich in das Mannschaftszimmer, wo sieben blanke Berdankas mit aufgepflanztem Bajonett in ihrem Gerüst standen, darüber sieben Koppeln und Patronentaschen, sowie sieben grosse Revolver. Der achte Mann des Postens stand in voller Ausrüstung auf der Warte. Die gutmütigen Burschen setzten mir Brot, Käse und Wodka vor, auch Weichbold nahm an dem Genuss teil, dann spielten sie mir noch einige hübsche Lieder vor; zwei Geigen und ein Tamburin begleiteten, und der eine der Soldaten sagte treuherzig: »Wenn wir die Musik nicht hätten, könnten wir auf diesem traurigen Posten gar nicht leben.« Ich stiftete einen schönen, grossen runden Silberrubel in die gemeinsame Kasse, was stürmische Begeisterung hervorrief, man hielt uns die Bügel, zupfte die Zügel und Röcke zurecht, und begleitet von einem dröhnenden Hurra trabten wir wieder unsere Strasse entlang.

Es war schon Nacht, aber der Mond machte, dass man den Weg leidlich erkennen konnte. In scharfem Trab ritten wir drauf los, noch eine, anderthalb Stunden, dann durch das lange Dorf Davalu, wo ich auf der Reise von Eriwan nach Dschulfa mein Nachtquartier auf dem Dach des Karawansarai gehabt hatte, und jenseits Davalu noch vier Kilometer bis Afschar. Um 10 Uhr abends langten wir dort an, nachdem wir seit sechs Uhr früh über 11 Stunden im Sattel gesessen hatten. Das Haus war dicht besetzt, aber auf dem Holz balkon nach der Strasse zu schliefen nur zwei Leute, ein Tatar und sein kleiner Sohn. Daneben liess ich mein Feldbett aufstellen, Weichbold bereitete sein Lager auf dem Bretterboden, Abdull schlief mit dem

Kutscher im Wagen. Der Tatar auf dem Balkon schlief schon fest, und ich konnte ihn daher nicht mehr nach seinem Beruf fragen, aber ein Parfumfabrikant war er ganz gewiss nicht. Der Wind blies glücklicherweise nicht von ihm nach mir, aber der Gedanke, diesen Menschen als Schlafkameraden in einem engen Zimmer zu haben, machte mich schaudern. Schon in den letzten Stunden des Rittes hatten uns die kleinen Simulia-Stechmücken und die grösseren Culex arg zugesetzt, jetzt umtanzten sie die Ruhenden in Wolken; aber der Mückenschleier erwies sich als genügender Schutz, trotzdem die Tiere an den Stellen des Kopfes und der Arme, die an den Rändern des dünnen Gewebes lagen, noch genug Stiche anbringen konnten. Glücklicherweise nahm der Wind bald sehr zu und die singenden Quälgeister konnten ihre Plätze nicht mehr behaupten. So schlief ich bald, müde, wie ich es zu sein das Recht hatte, tief und friedlich. Nur einmal weckte mich eine grosse Katze dadurch, dass sie mir von der Brüstung aus auf den Kopf sprang; meine Hand fuhr schon instinktmässig nach dem Browning, aber die Katze hatte friedliche Absichten und wollte bloss bei mir schlafen; schmeichelnd nestelte sie sich mir zwischen Kopf und Schulter, und ich verscheuchte sie nicht.

Um fünf standen wir auf, um sechs ritten wir ab. Der Ararat war in den ersten Morgenstunden rein, umzog sich aber schon nach 8 Uhr mit dichten Wolken; es lag noch reichlich Schnee bis tief herab. Die Gegend war wieder in hohem Grad eintönig, und während des ganzen Vormittags ereignete sich nichts bemerkenswertes In Afschar hatte ich auf die Bitte des Fourgontschik eine Arba bis Eriwan dazu gemietet, da der eine Wagen in der Tat für die zwei Pferde und die tief staubige Strasse zu schwer geladen war. Einige Kilometer vor Kamarlu, der Abzweigstation noch dem Ararat, holten wir einen Reisewagen ein, an dem ein Rad gebrochen war. Die Reisenden baten mich, sie bis Kamarlu mitzunehmen, und ich tat ihnen den Gefallen gern. Es waren zwei europäisch gekleidete Tataren, deren einer fliessend französisch sprach und sich als XY-Beg Z-oglu vorstellte. Er brachte mir die letzte Neuigkeit vom russisch-japanischen Krieg, den angeblichen Fall von Port Arthur, das aber erst mehr als drei Monate später übergeben wurde.

In Kamarlu stellte Weichbold aus den verschiedenen Kisten die für die Ararat-Tour nötige Ausrüstung zusammen: Knickerbockers, Wadenstutzen, Bergstiefel, Lodenjoppen, Stöcke, warme Unterkleider, Schnellkocher, Hartspiritus, Konserven, das tragbare Zelt, fünf Kamelhaardecken und einen Schlafsack; ausserdem nahm ich noch das Feldbett, Barometer, Thermometer, Triëderbinokle und photographischen Apparat mit. In einem der Karawansarais hielten wir Mittagsrast, dann ritt Abdull nach Hinterlassung zahlreicher Segenswünsche neben den Wagen weiter; er sollte noch am Abend Eriwan erreichen und dort bis zu meiner Ankunft bei Freund Haschim Beg

Nerimanbegoff Quartier nehmen. Ich ging nach der Poststation und bestellte für 2 Uhr eine Britschka, die unser Touristengepäck nach Aralych, dem Fusspunkt der Besteigung, bringen sollte. Dann legte ich mich im Karawansarai ein bischen aufs Ohr und schlief bald ein, denn es war immer noch 36° warm, und das macht schläfrig.

Als ich erwachte, sah ich sieben kaljanquabbelnde Tataren auf den Bänken um mein Lager hocken und mich unter Flüstern aufmerksam beobachten. Einer von ihnen sprach ein bischen russisch und begann mich auszufragen, ob ich wirklich Schlangen und Fische in meinen Kisten hätte? Ich sollte sie herzeigen. Ja, die Kisten waren bereits auf dem Weg nach Eriwan. Ob die Schlangen nicht rauskommen würden? »Nein, sie sind schon tot.« — »Tot? Ja, was machst Du denn dann damit?« — »Ich bringe sie in mein Land.« — »Warum? Gibst Du ein Tomascha (Vorstellung) damit? Machst Du Medizin daraus?« — Wie sollte ich den Leuten erklären, was ein Museum ist? Ich versuchte es doch und sagte etwa folgendes: »Der Kaiser meines Landes (ich sagte Alamannia, denn Oesterreich kennt man in Kamarlu nicht) will wissen, was für Tiere in Persien leben. Deshalb hat der Diwân meines Landes mich geschickt, damit ich solche Tiere fange und mitbringe. In unserer grossen Stadt steht ein schönes Haus, dort werden die Tiere ausgestellt und die Leute kommen und freuen sich darüber.« — »Hat Dir der Diwân das Geld für Deine Reise gegeben?« — Darauf musste ich ja sagen, sonst hätten sie die ganze Geschichte nicht geglaubt. (Aber leider hatte der »Diwân« es nicht getan.) Mit dieser Auskunft, die der Sprecher den andern übersetzte, gaben sie sich zufrieden und trollten sich bis auf den Fragesteller. Dieser hatte noch einiges auf dem Herzen. — »Willst Du wirklich auf den Aghri Daghi (Ararat), Agha Barin kurban?« — Er erdrückte mich fast mit Ehrentiteln. — »Ja, das will ich!« — »Aber warum? Oben ist doch nur Stein und Eis?« — »Ja, weisst Du nicht, dass auf dem Berg das Haus des Noah steht? Von dort hole ich Holz und verkaufe es!« — Das gefiel dem Mann und er erklärte sofort, mitgehen zu wollen. Nun sass ich in der Tinte, und um ihn loszuwerden, musste ich den ganzen Roman von der Arche widerrufen. Damit nahm ich ihm jeden Glauben an meinen gesunden Verstand, und kopfschüttelnd verliess er mich.

Bald war die Britschka bereit, und um 2 Uhr sass ich mit Weichbold auf und trabte hinter dem Wägelchen drein. Der Kutscher musste durchschnittlich alle fünf Minuten geweckt werden; aber immer sank er wieder in sich zusammen und sein Gaul wandte sich dem Gras am Strassenrand zu. Aralych liegt 12 km südlich von Kamarlu, von diesem durch den Araxes getrennt; die Strasse führt stichgerade durch die Steppe, nur bei der Araxesfähre bequemt sie sich zu einer Krümmung. Sie ist breit und vorzüglich gebaut; man sieht, dass sie nicht nur dem gewöhn-

lichen Karren- und Reiterverkehr zu dienen hat, sondern dass auf ihr gelegentlich schwere Wagen und Kanonen fahren. Aralych, sonst eine ganz unscheinbare, sehr kleine Niederlassung von nur wenigen Häusern, verdankt seine Wichtigkeit lediglich seiner Lage nahe dem Punkt, an dem Russland, Persien und die Türkei zusammenstossen, und der kleinen Grenzgarnison, die aus diesem Grund dort stationiert ist; es sind zwei Sotnien (von sto=hundert) Kosaken, eine kleine Abteilung der »granitschnaja strascha« und zwei Gebirgsbatterien. —

Die Fähre zu benutzen, war überflüssig, da der Wasserstand des Araxes es erlaubte, ihn zu durchreiten; die Flut reichte uns kaum über die Steigbügel. Drohende Regenwolken hatten sich angesammelt, und ich trieb den Kutscher zur Eile an. Irrtümlich fuhr er erst nach dem Militärlager, das über einen Kilometer südwestlich vom Dörfchen liegt; dort war die Mannschaft eben von einer Uebung zurückgekehrt, und zwischen den Ziegelhäuschen, der kleinen Kirche und den langen Holzbaracken herrschte ein buntes, kriegerisches Treiben; aber ich hatte bei den Soldaten nichts zu tun, sondern musste zum Dorf-Polizeivorstand oder Pristaw in das Sselskoje Uprawlenje. Auf einigen Umwegen gelangten wir dorthin, als eben der Gussregen losbrach. Ich wies dem Pristaw mein Geleitschreiben vor und wurde daraufhin sofort freundlichst aufgenommen. Bedienende Soldaten von tadelloser Strammheit versorgten Pferde und Gepäck, ich erhielt ein Zimmer, das ich mit einem reisenden Tierarzt zu teilen hatte, und war vorläufig in Aralych eingeregnet. Das Wetter sah, trozdem der heftige Regen unmöglich lange anhalten konnte, durchaus nicht günstig aus, und mir, der ich in Persien durch fast zwei Monate stets nur wolkenlosen Himmel gesehen hatte, erschien es als ein besonders boshafter Streich von seiten des Schicksals, gerade die Tage meines Araratbesuches zu Regentagen zu machen. Denn selbst wenn das Regenwetter nicht anhielt, konnte doch auf den Höhen soviel neuer Schnee fallen, als hinreichte, um die Besteigung zu erschweren, wenn nicht unmöglich zu machen.

Immerhin bereitete ich mich darauf vor, am nächsten Morgen wenigstens nach Sardarbulach zu reiten, einem Grenzposten im Sattel zwischen dem Grossen und dem Kleinen Ararat; dort konnte man dann weitere Entschlüsse fassen. Es wurde folgendes Arrangement getroffen. Der Pristaw stellte mir drei Soldaten als Eskorte zur Verfügung, vielmehr bestand er darauf, dass ich sie mitnehmen müsse, der streifenden Kurden wegen. Ein Packpferd sollte das Gepäck tragen; Träger für die Besteigung sollte ich unter den bei Sardar-Bulach lagernden Kurden finden. Im Dorf Neu-Achury sollte ein Führer genommen werden, im Notfall konnte auch einer der Soldaten dieses Amt übernehmen.

Der Pristaw verliess Aralych kurz nach meiner Ankunft, um eine Inspektionsreise in seinem Distrikt zu machen, und ich blieb den Abend

in der Gesellschaft des Tierarztes, eines gemütlichen Herrn, mit dem ich mich gut unterhielt. Während draussen vier Gewitter zu gleicher Zeit tobten und der Regen prasselnd gegen die Scheiben schlug, sassen wir behaglich im Zimmer und tranken Bier. Der Tierarzt war für mich eine lebende Zeitung, und ich hörte von ihm eine Menge Neuigkeiten; hatte ich doch seit Urmia keine Zeitung in der Hand gehabt, und diese war damals schon mehrere Wochen alt gewesen. Der Krieg bot uns reichlich Gesprächsstoff, ich erfuhr vom Beginn der drohenden Unruhen in Russland, von dem Attentat auf den Minister v. Plehwe, vom Tode Waldeck-Rousseaus, von der englischen Tibet-Expedition und vielen andern Dingen, die mir völlig neu waren. Im Bezirk von Aralych war vor zwei Wochen der Ujesdnij Natschalnik oder Bezirksvorsteher meuchlings erschossen worden, von armenischen Fidais, wie man annahm, und der Pristaw von Aralych war erst vor drei Tagen einer Kugel wie durch ein Wunder entgangen. Sein Vorgänger im Amt war gleichfalls während eines nächtlichen Rittes hinterrücks erschossen worden. Es muss ein zweifelhaftes Vergnügen sein, in diesen Gegenden den Posten eines Polizeibeamten zu bekleiden. Wir blieben bis Mitternacht auf, da es nicht nötig war, am nächsten Morgen besonders früh abzureiten. Das Bett, das für mich bereitstand, war gut, und unter dem Mückenzelt konnte ich ungestört schlafen.

Bevor ich an die Schilderung meiner Ararat-Besteigung, oder vielmehr des dahin zielenden Versuches, gehe, mögen einige allgemeine Bemerkungen über das Ararat-Gebiet Platz finden.

Der Ararat, tatarisch Aghri Daghi (= steiler Berg), armenisch Masis, persisch Kuhi Nuh (Berg Noahs), bedeckt eine Fläche von über 1200 qkm, was einem Umfang von etwa 125 km entspricht. Fast fünf Sechstel der Bodenfläche nimmt der Grosse Ararat ein, das sechste entfällt auf den Kleinen Ararat, dessen Gipfel in einer Entfernung von etwa 12 km vom Hauptgipfel liegt, mit diesem verbunden durch einen Bergkamm, der sich bis zu einer passartigen Einsenkung von etwa 2700 m Höhe herabsenkt. Diesem Pass nördlich vorgelagert, liegt die Mulde, in der sich Quelle und Posten von Sardarbulach befinden; die Seehöhe der Quelle wird verschieden von 2300—2700 m angegeben. Nach meinen wiederholt angestellten barometrischen Messungen beträgt die Zahl 2540 m, während sie auf der Stielerschen Karte mit 2290 m und in Baedekers »Russland« mit 2688 m angegeben erscheint; die letztere Zahl bezieht sich aber jedenfalls auf die tiefste Stelle des Verbindungskammes und nicht auf die Quelle, die natürlich bedeutend unterhalb der Scharte liegt. Die Höhe des Hauptgipfels wird allgemein mit 5160 m angegeben, während für den kleineren Gipfel die verschiedenen Angaben wieder bedeutend schwanken, nämlich zwischen 3914 und 4030 m; die Wahrheit dürfte bei



Der Ararat von Sardar-Bulach
pinx. Heinz Pinggera n. Orig.-Phot.

3960 m liegen, so dass der Kleine Ararat bei seiner freien, isolierten Lage und seiner eleganten Kegelform, im Verein mit der grossen relativen Erhebung über die nur 840 m hohe Araxes-Ebene ein sehr imponierend wirkender Berg wäre, stände er nicht neben seinem grossen Bruder, der ihn noch um 1200 m überragt.

Von Aralych aus zeigt sich an klaren Tagen der mächtige Zwillingsberg in seiner ganzen Schönheit, wenngleich der Hauptgipfel, von dieser Seite gesehen, nicht den Eindruck eines Vulkans macht. Im Gegensatz zum kleinen Gipfel, der ein allseitig regelmässiger Kegel ist, kehrt der Grosse Ararat dem Dorf Aralych sein weniger schneidiges, aber um so majestätischeres Profil zu. Aus dem Sattel von Sardar-Bulach steil ansteigend, biegt er in eine sanft gerundete Schneekuppe über, die aber noch erkennen lässt, dass sich etwa 1 km westlich vom höchsten Gipfel ein zweiter erhebt, der nur um weniges niedriger zu sein scheint. An diesen schliesst sich ein gegen Westen allmählich abfallender Rücken, auf welchem die russisch-türkische Grenze verläuft. Diese schneidet auch den Hauptgipfel und biegt dann gegen Südosten, wo sie sich auf dem die beiden Gipfel verbindenden Kamm mit der persischen Grenze trifft. Ein verfallener alter Nebenkrater, deren es übrigens mehrere auf dem Ararat gibt, bezeichnet die Stelle, an der die Reiche des Schachs, des Zaren und des Sultans aneinanderstossen. Dies übrigens erst seit 1828; denn in diesem Jahr schob Russland seine Grenze gegen Persien bis über den Araxes vor. Vorher gehörte das ganze Gebiet nördlich des Araxes bis Eriwan zum Persischen Reich, und nach dem beliebten Sommersitz der persischen Sardare oder Statthalter heisst die Quelle zwischen den beiden Bergen Sardar-Bulach.

Bis vor zwei Jahren war Sardar-Bulach bloss im Sommer von einer Anzahl in Zelten wohnender Kosaken besetzt, und ich erfuhr erst in Aralych, dass sich das geändert hatte; trotzdem mir gesagt worden war, es befände sich jetzt ein ständiger Posten in Sardar-Bulach, war ich doch überrascht, ein festes kleines Kastell anzutreffen, in dem eine Sotnie der »Granitschnaja strascha« mit einem Hauptmann und einem Wachtmeister das ganze Jahr hindurch garnisoniert ist. Die eigentliche Basis für eine Besteigung ist jetzt also nicht mehr Aralych, sondern Sardar-Bulach, denn dort kann man sich mit Proviant und Brennmaterial versorgen und findet im Sommer auch unter den auf der Almwiese lagernden Kurden Träger und Führer. Der Ausdruck Führer ist allerdings etwas kühn, denn von den Eingeborenen war mit Ausnahme eines alten Mannes aus Achury, Namens Babo, noch niemand auf der Spitze, und die Führerdienste sind daher sehr zweifelhafter Natur. Auch begegnen die einzelnen Tataren sowohl, als auch die Armenier allen Erzählungen von stattgehabten Besteigungen mit lächelndem Unglauben und wollen es nicht wahr haben, dass der entweder von Engeln oder auch

von bösen Geistern behütete Gipfel jemals den Tritt eines Menschen habe ertragen müssen, ausgenommen Noah und dessen Familie.

Die erste Besteigung des Ararat vollbrachte im Jahr 1829 der Dorpater Professor Parrot, der im September des genannten Jahres nach zwei missglückten Versuchen dem Ararat, wenn der Ausdruck gestattet ist, sein Kränzlein nahm. Seither ist die Zahl der glücklichen Besteigungen auf 17, nach andern auf 21 gestiegen. Eine der bemerkenswertesten Expeditionen war 1850 die des Oberstleutnants Chotzko, der mit einer Anzahl von Begleitern fünf Tage auf dem Gipfel zubrachte, mit Triangulationsarbeiten und allerlei Experimenten beschäftigt. Von andern Besteigungen sind mir im Augenblick erinnerlich die von Abich und M. Wagner, ferner die der Herren Oswald und Ebeling im Jahr 1897, wobei einer der Teilnehmer, Herr Stöber, den Tod fand. Die jüngste Besteigung ist die von Pastuchoff, seine dritte, im Jahr 1902. An sie erinnert eine noch gut erhaltene Inschrift mit roter Farbe in etwa 4450 m Höhe. Leider war es mir nicht vergönnt, die bestehende Zahl der Besteigungen um eins zu vermehren. Doch tröstete mich der Gedanke ein wenig, dass selbst zwei so erprobte Touristen, wie Freshfield und Tucker, auf dem Ararat hatten umkehren müssen, trotzdem sie später Gipfel wie Elbrus und Kasbek bezwangen. Auch muss ich bemerken, dass ich alles eher bin, als ein routinierter Alpinist. Den bisher höchsten Gipfel auf meiner touristischen Liste hatte ich erst vor wenigen Tagen im Awrun Dagh mit 3350 m bestiegen; nie vorher hatte ich meine Leistungsfähigkeit an einem unserer bedeutenderen Alpengipfel erprobt. Dass ich trotzdem auf dem Ararat eine Höhe erreichte, die nur um 50 m hinter der des Mont Blanc zurückblieb, war wenigstens, wenn schon keine Meisterleistung, so doch ein leidliches Gesellenstück.

Hinsichtlich der geologischen Verhältnisse sei nachstehendes bemerkt. Das gewaltige Massiv besteht vollständig aus den Auswurfsmassen des ehemaligen Vulkans, ohne dass die Gesteine, die vor seinem Entstehen das Land bedeckten, an seinem Aufbau teilnähmen. Der Ararat ist also, was man einen Stratovulkan nennt. Vulkanischer Sand, Tuff, Asche und ausgeworfene lose Gesteinsteile setzen vorwiegend den Kleinen Ararat zusammen, der, wie es scheint, niemals grössere Lavaströme von sich gegeben hat. Der lockeren Aufhäufung seiner Masse verdankt er auch die tadellose Kegelform, die nach dem Prinzip der allseitig gleichen Böschungsbildung entstanden ist. Der Grosse Ararat dagegen, wenngleich seine charakteristische Vulkanform, besonders von Sardar-Bulach aus gesehen, unverkennbar ist, besteht hauptsächlich aus fester Lava, die dem Gesetz der Böschungsbildung nicht in dem Mass unterworfen ist, wie loses Geröll und lockerer Schutt. Infolgedessen ist der Grosse Ararat unregelmässig in der Form, runzelig, von Rissen und Radialtälern durchsetzt und

weist starre Bergformen und zerklüftete Felspartien auf, die den Verlauf und die Aufstauungsstellen der einzelnen Lavaströme bezeichnen. Ein Hauptstrom zieht von dem Eruptionskegel Tschat am Nordwestabhang des Berges herab und hat sich teils noch seine ursprüngliche, feste Form bewahrt, so dass er massive Felsrücken bildet, teils ist er durch Verwitterung in ein wüstes Trümmermeer riesiger Blöcke und kleineren Gerölls aufgelöst, die beide das Uebersteigen des Lavastromes zu einer sehr schwierigen Arbeit machen.

Das Gestein, aus dem der ganze Berg besteht, gehört zur Gruppe der Andesite, die auch beim Alagös, nördlich von Eriwan, beim Sehend und den übrigen kurdisch-armenischen Vulkanen vorherrschen. An frischen Brüchen ist es dunkel eisengrau, dem gewöhnlichen Basalt sehr ähnlich, wie es denn auch mit diesem nahe verwandt ist, bei Verwitterung wird es braun und selbst hell rostrot, ein Beweis dafür, dass Eisen in dem Gestein enthalten ist. In der Tat führen die Andesite des Ararat Eisen in Gestalt von Schwefelkies oder Eisensulfid, und dieses liefert beim Zusammentreffen mit der atmosphärischen Luft schweflige Säure, die das Zerstörungswerk von Luft, Eis und Wasser noch bedeutend unterstützt. Unter Andesiten versteht man bekanntlich Gesteine jungvulkanischen Ursprungs, in deren porphyrischer Grundmasse hauptsächlich Einsprenglinge von Oligoklas mit Augit oder Amphibol oder Biotit (dunklem Magnesiumglimmer) vorkommen. Je nach dem vorherrschenden Gemengteil spricht man dann von Augitandesit, Hornblendeandesit oder Glimmerandesit, und schon damit ist gegeben, dass die ursprüngliche Farbe des Gesteins stets eine dunkle sein muss. Auf dem Ararat finden sich Augitandesite, und bei günstigen Stücken lässt sich dies schon mit einer guten Taschenlupe erkennen.

Die Verwitterung hat die verschiedensten Farbenabstufungen hervorgebracht, von schwarzgrau über rostbraun, Ocker bis fahlgelb und selbst weiss, und das gewaltige Trümmerfeld unterhalb des Kegels Tschat sah von der Höhe des Berges aus, wie ein riesiger Boden aus unregelmässiger Mosaik. Die grossen Trümmerhalden, die die Besteigung so unangenehm gestalten, verdanken ihren Ursprung nicht nur dem Zerfall der alten Lavaströme, sondern meistens Bergstürzen, die infolge von Erdbeben wiederholt auf dem Ararat stattgefunden haben, und wobei jedenfalls mancher Lavastrom, der gewissermassen am Abhang klebend erstarrt war, ins Wanken, Gleiten und Stürzen kam und schliesslich als eine ungeheure Lawine von rollenden, springenden und zerschellenden Blöcken talab fuhr. Schon alte armenische Chroniken melden von früheren grossen Bergstürzen, und der letzte, von dem wir wissen — denn kleinere Stürze finden wohl oft statt, ohne bekannt zu werden — ereignete sich am 20. Juni 1840. Es war eine verheerende Katastrophe, die ein noch verheerenderes

Nachspiel hatte. Gelegentlich eines Erdbebens erweiterte sich der Grund des Tals von St. Jakob an der Nordseite des Berges, wo sich ein altes Kloster befand, zu einer Spalte bis weit in das Bergmassiv hinein, und aus dem Grund sowie von den Wänden der Spalte stürzten ungeheure Massen von Gestein in die Talsohle, wo sie das Kloster begruben und eine Barre bildeten, hinter welcher sich das Wasser des Jakobsbaches aufstaute. Die an sich geringe Wassermenge, die der kleine Bach liefern konnte, wurde aber bedeutend vermehrt durch das Schmelzwasser der Gletscherteile, die mit dem Bergsturz herabgekommen waren und die sich im Talgrund und in der Juniwärme rasch auflösten. So bildete sich ein See, dessen Druck die Schuttbarre drei Tage lang standhielt. Dann brach der natürliche Damm und der ganze Inhalt des Sees ergoss sich als furchtbare Sturzwelle talauswärts, mächtige Blöcke von mehreren Metern Durchmesser und gewaltige Massen von Geröll mit sich gegen das Dorf Achury reissend, das am Ausgang des Tales lag und das vollständig rasiert wurde; der grösste Teil der Bewohner, alles Vieh und alles Kulturland fiel der Vernichtung anheim. — An einer geschützteren Stelle entstand dann Neu-Achury, das aber vor ähnlichen Katastrophen nicht sicherer ist, als das alte Dorf, das ja auch Jahrhunderte lang in Ruhe bestand, bis es innerhalb weniger Minuten vom Erdboden verschwand. Das wenige anbaufähige Land nördlich vom Ararat, das nach dem Unglück von St. Jakob übrig blieb, dient jetzt einer Anzahl von etwa hundert Tataren als bescheidener Nährboden.

Das vom Berg weiter gegen Norden und Nordwesten gelegene Gelände ist steriler Boden; kaum dass einige Knöterichsträucher und Tamarisken ihr Fortkommen finden können, zwischen denen dürftige Grasbüschel stehen. Igel, einige Feldmausarten, die zierlichen Haubenlerchen und zahlreiche Eidechsen der Gattungen Lacerta, Ophiops und Eremias sind hier die Vertreter der höheren Tierwelt. Sandlaufkäfer und Heuschrecken, die sehr häufig sind, liefern ihnen und den unter Steinen versteckten Skorpionen und Wüstenspinnen ihre Nahrung. In einiger Höhe am Gebirge, wo das dem Berg entsickernde Wasser Graswuchs in einigermassen grösseren Mengen ermöglicht, gesellen sich zu den Haubenlerchen Elstern und Blauraken, ferner der asiatische Sperling und Vögel aus der Familie der Accentoriden oder Flühvögel, von denen ich einen besonders unternehmungslustigen Vertreter sogar noch in einer Höhe von 4500 m antraf. Die grüne Kröte, Bufo viridis, fand ich noch in 2800 m Höhe, Heuschrecken und Fliegen waren bei 3500 m noch zahlreich, höher als 3700 m scheinen sie aber nicht hinaufzugehen, wenigstens suchte ich in dem Grasfleckchen bei unserm 3850 m hohen Lagerplatz vergeblich nach ihnen. Doch fand ich in der kleinen Quelle dort die Larven der Chironomusmücke, ein Beweis, dass diese Tiere wenigstens zeitweise so hoch hinaufsteigen.

In den Regionen zwischen 2500 und 3500 m treten dem europäischen Touristen wohlbekannte Pflanzen auf, die ihn freundlich an die Berge der Heimat erinnern. Ich fand Rhododendron, Enzian, Speik und Erika neben kleinen Wacholdersträuchen und Hecken von wilden Rosen, welch letztere freilich schon bei 2700—2800 m verschwinden. Auch die Tierwelt ist in den höheren Gegenden unserer Gebirgsfauna ähnlicher als in der Ebene. Die Wildschafe (Ovis orientalis) und Wildziegen (Capra caucasica) vertreten unsere Gemsen, und ich fand ihre Spuren und Losung zahlreich in dem weichen Sand eines kleinen Wasserlaufs. Auch die Fährte eines marderartigen Tieres, jedenfalls des gewöhnlichen Steinmarders, konnte ich feststellen und sogar die breite, mächtige Trittspur eines Bären, die wir ein gutes Stück verfolgten, in der Hoffnung, vielleicht den braunen oder hier vielmehr gelbgrauen Herrn vor den Gewehrlauf zu bekommen. Der Bär hatte auf seinem Weg alle grösseren Steine umgedreht und unter ihnen nach Insekten oder Kröten gesucht; die Furchen, die er beim Graben mit den Krallen gemacht hatte, waren stellenweise gut zu erkennen, und unter einigen Steinen war das Erdreich noch feucht, so dass der Bär keinesfalls sehr weit sein konnte; aber wir bekamen ihn nicht zu sehen.

Unsicher wird aber das Gebiet nicht durch die Raubtiere gemacht, trotzdem in seltenen Fällen wohl auch Leoparden und ganz vereinzelt einmal ein Tiger bis an den Ararat kommen mögen, sondern durch die wandernden Kurden, die trotz der ständig streifenden Grenzpatrouillen doch ab und zu aus Persien herüberkommen, und denen es, wie mir schon zur Genüge bekannt war, beim Wegtreiben einer Ziegen- oder Schafherde auf ein paar totgeschossene Hirten nicht ankommt. Wenige Tage, bevor ich nach Sardar-Bulach kam, hatte die Garnison in ganzer Stärke gegen eine Kurdenbande ausrücken müssen, die über den Verbindungskamm zwischen den beiden Bergen unter dem Schutz der Nacht an der Festung vorbeischlich, um der Wiese von Kumük am Nordostabhang einen auf Schafraub abzielenden Besuch zu machen. Die Herde war aber zufällig an einer andern Stelle, und die zurückkehrenden Kurden fielen einer Streifpatrouille in die Hände, mit der sie sich herumschossen, bis die »Kohort' am Platz erschien«. Die Kurden schleppten einige ihrer Gefährten tot und verwundet mit sich fort, als sie über den Pass zurückflohen, aber auch auf seiten der Russen gab es drei Verwundete, darunter der Hauptmann, der an der Hand verletzt und zur Zeit meines ersten Aufenthaltes in Sardar-Bulach abwesend war, da er mit den zwei übrigen Blessierten im Lazarett von Aralych lag.

Es sind jedoch nur die persischen und türkischen Kurden, die so unangenehm werden; die auf russischem Gebiet wohnenden oder wandernden sind zwar auch nicht gerade die harmlosesten Leute, allein sie wissen,

dass eine einzige Missetat sie für immer aus dem Schutz der russischen Gewehre und von den hübschen Almen am Ararat vertreiben würde, wo sie in relativ geringer Sorge um ihre Herden ein gemütliches Zigeunerleben führen. So ziehen sie es vor, Ruhe zu halten und siedeln sich sogar stellenweise als Ackerbauer an, was von der Regierung sehr gefördert wird; denn nur so kann der früher in den Grenzgebieten so lästigen Kurdenplage ein Ende gemacht werden.

Nebel, Regen und Neuschnee auf beiden Gipfeln waren die Dinge, die mich am 23. August um 6 Uhr früh begrüssten. Sollte mir wirklich meine Ararat-Tour in ganz gewöhnlicher Weise verregnet werden? Es sah ganz danach aus. Die Gewitter vom Vorabend hatten die Luft nicht gereinigt, sondern aus dem Gussregen und den düsteren Nebelballen hatte sich ein Wetter zusammengebraut, so feucht und umzogen, wie es nur je im Salzkammergut sein kann. Ich bewertete meine Aussichten nicht sehr hoch; aber nach Sardar-Bulach sollte doch geritten werden. Das Packpferd mit seinem Treiber und ein Soldat gingen, beziehungsweise ritten voraus; der Soldat sollte nach Neu-Achury, um den Führer Babo zu holen, den Jacques Balmat des Ararat, insofern, als er der erste und lange Zeit der einzige Nichttourist war, der den Ararat bestiegen hat. Er hatte schon als junger Mann an den ersten Besteigungen teilgenommen; jetzt ist er ein Greis und lässt unter 25 Rubel gar nicht erst mit sich reden. Der Soldat war ermächtigt, bis 30 Rubel zu bieten, denn ich wollte mich von dem Vorwurf frei wissen, einen erprobten Führer leichtsinnig verschmäht zu haben. Um mich der ehrlichen Dienste des Soldaten zu versichern, hatte ich ihm die Hälfte des Betrages versprochen, um den Babos Forderung hinter 30 Rubel zurückblieb; denn sonst war es sonnenklar, dass die beiden Biedermänner die von mir bewilligte Maximalsumme festsetzten.

Um 8 $^{1}/_{2}$ Uhr, nach einem gemächlichen Frühstück, folgte ich mit Weichbold und zwei Soldaten, Namens Kalissnjakoff und Nadschaf Mustafa-oglu. (Oglu bedeutet Sohn.) Der letztere war, wie schon sein Name verriet, ein Tatar, seit vielen Jahren in der »Granitschnaja strascha« und hatte bereits mehrere Expeditionen begleitet, bis auf den Gipfel, wie er zuerst sagte; später schränkte er sich soweit ein, dass er zugab, nur beinahe auf dem Gipfel gewesen zu sein, so weit, als man eben kommen kann; denn, wie er fest behauptete, wäre nie ein Europäer auf der Spitze gewesen, sondern alle wären nur bis zu einem Punkt gekommen, den er mir von unten aus zeigte; es war die Stelle, wo die Schneekuppe die letzten dunkeln Felsen hinter sich liess, meiner Schätzung nach noch 3—400 m unter dem Gipfel.

Wir durchritten das kleine Dörfchen und den Seitenarm des Araxes, der es durchfliesst, und wandten uns dann direkt dem Berg zu; das ganze

Gelände steigt sanft, aber ständig an, so dass wir schon nach einer Stunde Rittes die Araxesebene überblicken konnten. Nebel und Wolken hemmten meistens den freien Blick auf die Gipfel, und im Sattel von Sardarbulach lag eine Nebelbank, die sehr dauerhaft aussah. Ziemlich trübselig ritten wir im Schritt dahin, die Mantelkragen hochgeschlagen, die Kapuzen über dem Kopf, während der Regen gleichmässig herunterrieselte und die Tropfen zischend in die Glut meines Pfeifchens fielen. »Nossogrejka« nennen die Russen die kurzen englischen Pfeifen, in genauer Uebersetzung des schönen Wortes »Nasenwärmer« oder »brûle geule«. Wir kamen bald auf den Schuttstrom, der 1840 aus dem Jakobstal gebrochen war, und ich sah mit Staunen die grossen Blöcke, die im Sand und Lehm eingebettet waren, und die die Gewalt des Wassers so weit gegen die Ebene getragen hatte. Mit Hilfe des Aneroidbarometers konnte ich leicht verfolgen, wie rasch wir an Höhe gewannen. Noch lag der Berg vor uns wie ein rundherum glatter Kegel, aber bald zeigte es sich, dass der Ararat doch ganz nennenswerte Vorberge besitzt; nur sind sie von der Ebene aus nicht zu unterscheiden.

Als wir in Sicht des Dörfchens Neu-Achury kamen, einer kleinen grünen Insel auf dem gelbgrauen Grund der Berghänge, schwenkten wir links ab und ritten in südöstlicher Richtung ziemlich steil bergan. Ab und zu guckte jetzt sogar die Sonne durch den Nebel und der Regen hörte auf. Rasch steigend, erreichten wir bald 2000 m Seehöhe und hatten bereits einen starken Bergrücken zwischen uns und der Ebene. Zur Rechten öffnete sich ein Wiesental, auf dem die schwarzen und weissen Zelte eines grossen Kurdenlagers standen; es war die Alm von Hejdar Daghi. Hier sollten wir den dritten Soldaten und den alten Babo erwarten, und wir ritten daher nach den Zelten hinauf. Von oben, aus 2150 m Höhe, war der Blick auf die weite Ebene mit dem mäandrisch gewundenen Araxes und den im Dunst verschwimmenden Bergen des Akhmangan und Alagös schon sehr schön; nur die Sonne fehlte; die Wolken waren wieder dichter geworden, es regnete von neuem und donnerte dazu. Wie die wilde Jagd kamen uns die Hunde aus dem Lager entgegengebraust und sprangen wütend an den Pferden in die Höhe; auch die Kurden sahen uns bösartig an, und kein Willkommen wurde uns geboten. Bald jedoch klärte sich die Sache auf; die Leute hatten mich für einen der Tierärzte gehalten, die zur Zeit die Gegend durchstreiften, um das Vieh gegen die Rinderpest zu impfen und kranke Stücke zu töten. Als die Kurden sahen, dass sie von mir nichts dergleichen zu fürchten hatten, wurde ich sofort in ein Zelt geladen, und man begann, einen Imbiss vorzubereiten.

Die russischen Kurden scheinen bereits viel von ihren orientalischen Sitten abgelegt zu haben; wenigstens kamen die Frauen ohne weiteres ins Zelt, brachten Brot, Milch und Käse und setzten sich dann ungeniert auf den

Boden, um die Fremden zu beobachten; unter den jungen Mädchen und den Kindern bemerkte ich eine Menge hübscher Gesichter; die Frauen, obzwar nicht hässlich, waren alle frühzeitig gealtert und sahen sehr vernachlässigt aus. Wir blieben ungefähr eine halbe Stunde, bis der dritte Soldat vom Dorf heraufkam; er brachte Babo nicht mit sich, doch wollte dieser am selben Abend noch nach Sardar-Bulach kommen; er hatte 40 Rubel gefordert, der Soldat sie ihm trotz meines gegenteiligen Auftrages zugesichert, was ihm eine kurze, aber heftige Rüge meinerseits eintrug. Als wir aufbrachen, wurde die Annahme von Geld für das gebotene Essen verweigert; aber mit einem kleinen Taschenspiegel hatte



46. Kurdenlager von Sardar-Bulach.

ich bei der Dame des Zeltes einen durchschlagenden Erfolg; sie war glückselig, rief alle umstehenden Weiber zusammen, und die ganze Gesellschaft blickte bald in den kleinen Spiegel, bald auf den edeln Spender.

Das Kurdenlager verlassend, übersetzten wir einen Hügelrücken, eine der Radialfalten des Berges, und gelangten auf eine hübsche, nach drei Seiten von steilen Hängen eingeschlossene Wiese; es war die Alm von Kumük, der »Sommersitz« des alten Babo, wenn er nicht im Dorf weilte. Nach Nordosten war der Blick auf die Ebene frei, auch der Gipfel war von der Wiese aus zu sehen. In einem verlassenen Steinhäuschen suchten wir vor einem viertelstündigen Regenschauer Schutz. Dann überkletterten wir, teils zu Fuss, teils im Sattel, einen neuen Höhenrücken und sahen vor uns die sanft ansteigende Almmatte von Sardar-Bulach, auf der wieder

ein Kurdenlager war, dahinter das schmucke Kastell mit seinen Ecktürmen und Zinnen. Wir ritten an der Quelle vorbei, die von einem Steinhäuschen überdeckt ist, und um $5\,^1/_2$ Uhr sattelten wir im Hof des Kastells ab.

Auf meinen Empfehlungsbrief hin nahm uns der Wachtmeister freundlich auf, räumte mir ein Offizierszimmer ein, und abends erhielten wir sogar gebratene Hühner. Der Soldat Nadschaf erhielt den Auftrag, für 6 Uhr früh vier Kurden aus dem Zeltlager als Träger zu bestellen; die zwei andern Soldaten sollten zurückbleiben und für die Pferde sorgen. Um 9 Uhr ging ich zu Bett, nachdem ich noch mein Aneroid genau nach dem Barometer des Wachtzimmers eingestellt hatte; die Differenz hätte sonst 10 m zu meinen Gunsten ergeben, aber trotzdem mein Instrument sonst vorzüglich war, richtete ich es nach dem Quecksilberbarometer, um nach der Rückkehr eventuelle Abweichungen in Rechnung ziehen zu können. Es gab an diesem Abend die Seehöhe mit 2550 m an, am folgenden Morgen ebenso, nach der Rückkehr, als sich das Wetter gebessert hatte, mit 2530 und am Morgen darauf mit 2540; ich halte daher die letztere Zahl für die genaue Seehöhe des Kastells von Sardar-Bulach.

Babo war nicht erschienen; er kam auch am folgenden Morgen nicht. Nadschaf kam um 6 Uhr wecken; die Sonne schien zum Fenster herein und die beiden Gipfel lagen klar; nur viel neuer Schnee war gefallen. Also frisch gewagt! Die Herren Kurden traten erst nach 8 Uhr an und erhoben ein lebhaftes Geschrei, als sie die vier Bündel sahen, die wir als Lasten zurecht gemacht hatten; Zelt, Decken, photographischer Apparat, Teekessel — alles schien ihnen überflüssig. Ich liess ihnen aber bloss die Wahl, zu gehorchen oder heimzugehen, und bewilligte als Lohn für die ganze Tour auch nicht mehr als »bir adam, besch manet, dört adam, jirmi manet«, ein Mann fünf Rubel, vier Mann 20 Rubel. Der Soldat Nadschaf sollte an Babos Stelle als Führer dienen und den zweiten, Kalissnjakoff, nahm ich auf vieles Bitten mit und hatte es später sehr zu bereuen.

Um 10 Uhr setzten wir uns endlich in Bewegung und kamen eine halbe Stunde später zu einem Viermannposten, wo ich einen Passierschein des Wachtmeisters abgeben musste, um weitergelassen zu werden. Die ersten Stunden waren sehr leicht; es ging stetig, aber sanft bergan, die Träger rasteten oft und viel, aber meiner Berechnung nach konnten wir den Punkt am Südwestfuss des Tschat, wo ich übernachten wollte, leicht bis 6 Uhr abends erreichen. Das Wetter war windig, aber die Gipfel klar und der Neuschnee verminderte sich von Stunde zu Stunde. Mein in Aussicht genommenes Nachtlager lag schätzungsweise in 4200 m Höhe, so dass wir an diesem Tag etwa 1700 m zu steigen und am folgenden Morgen knapp 1000 m nach dem Gipfel hatten. Ich war in frohester Stimmung und, um die etwas bequemen Kurden und Soldaten anzueifern,

mit Weichbold stets um 80—100 m voran. Um 1 Uhr hielten wir Mittagsrast in einer Höhe von 3350 m, und um 3 1/2 Uhr kam ich eine halbe Stunde vor der Hauptmacht an der Stelle an, wo im Jahr 1903 die Exkursion des Petersburger Geologenkongresses ihr Lager gehabt hatte, wie aus zahlreichen Inschriften mit roter Oelfarbe an den Felsen hervorging.

Das Aneroid gab 3850 m Höhe an, und ich beschloss, hier eine Stunde rasten zu lassen, um dann bis 7 Uhr die restlichen, schwierigen 350 m nach dem in Aussicht genommenen Punkt zu steigen. Die betreffende Stelle konnte ich mit dem Feldstecher schon deutlich rekognoszieren; es lag dort in einer Mulde Schnee, sie schien windgeschützt, und ich zweifelte nicht daran, dass wir sie noch leicht erreichen konnten. Als aber die Soldaten und Träger nachkamen, bot sich mir ein böser Anblick; drei Mann stützten und trugen den Soldaten Kalissnjakoff, der wie eine Leiche aussah. Auf dem kleinen Grasfleckchen fiel er zu Boden, bekam heftiges Erbrechen, wurde blau im Gesicht, Schaum trat ihm vor den Mund, ein akuter Fall von Bergkrankheit. Ich war sehr erschrocken und entschlossen, den Mann bergab bringen zu lassen, sowie er sich ein wenig erholt hatte. An ein Weitersteigen war natürlich nicht zu denken. Nach einer halben Stunde, in der ich ernstlich um das Leben des armen Menschen besorgt war, beruhigte er sich ein wenig, weigerte sich aber hartnäckig, Tee oder ein Glas Wodka zu nehmen, in das ich ihm nach dem Rezept von Whymper ein wenig chlorsaures Kali gemischt hatte. Ich hatte dieses angeblich bewährte Mittel gegen Bergkrankheit für einen allfälligen Gebrauch mit mir genommen und nicht daran gedacht, dass es ein Eingeborener zuerst und schon so bald brauchen würde. Kalissnjakoff aber lag stöhnend auf der Erde und liess nicht mit sich reden. Schweren Herzens liess ich das kleine Zelt aufstellen und wir bezogen hier Nachtlager. Ich hoffte aber doch noch, am folgenden Morgen bis auf die Spitze kommen zu können, wenngleich nunmehr nicht nur die zu bezwingende Höhe um 350 m zunahm, sondern auch die Gewöhnung an die dünne Luft entfiel, die bei 4200 m viel vorteilhafter gewesen wäre.

Gegen Abend erhob sich ein heftiger Sturm und es war in dem kleinen Zelt bitter kalt, zumal ich dem Kranken drei von meinen fünf Decken gegeben hatte. Aber jetzt fanden die Träger die mitgebrachten Sachen gar nicht mehr überflüssig und waren heilfroh, heissen Tee und Kakao trinken zu können. Kalissnjakoff schlief tief und ohnmachtähnlich, und ich beauftragte einen der Kurden, zurückzubleiben und den Patienten, sobald es anging, nach Sardabulach zu bringen. Dann machte es sich jeder so bequem, als es die Umstände erlaubten, und bald pfiff nur mehr der Wind über unser Lager in der Bergeinsamkeit.

Um 2 1/2 Uhr morgens weckte ich meine Leute, als im Nordosten das Frührot begann. Der Mond stand noch am Himmel, und während



47. Rast bei der Araratbesteigung.

Kakao gekocht wurde, genoss ich, frierend zwar, aber guten Mutes, das herrliche Schauspiel des aufsteigenden Tages. Der Himmel war im Westen tief stahlblau, im Osten hellviolett, die wenigen Wolken schienen tatsächlich grün und der Gipfel des Kleinen Ararat, der fast in gleicher Höhe mit uns lag, begann kupferrot zu leuchten.

Um $3\frac{1}{2}$ Uhr brachen wir auf und stiegen über ein riesiges Trümmerfeld steil, sehr steil bergan. Bald ging ein Kurde zurück, nachdem er den photographischen Apparat einem andern aufgehängt hatte. Langsam und angestrengt steigend, rückten wir vor, Nadschaf und die Kurden bei jedem Tritt murmelnd »jawâsch, — jawâsch«, — »langsam, langsam!« Um $5\frac{1}{4}$ Uhr näherten wir uns dem Punkt, wo ich hatte übernachten wollen. Mein Aneroid zeigte 4250 Meter, und hier klappte Nadschaf ab. Auch er hatte Erbrechen und Schwindel, schwor Stein und Bein, dass noch nie jemand weiter gekommen sei, als bis hierher, dass Babo selbst nie auf dem Gipfel gewesen wäre, und kehrte endlich um.

Jetzt waren ausser mir nur noch Weichbold und zwei Kurden auf der Liste. Da diese mit ihren Ledersandalen nicht auf dem Schnee gehen konnten, mussten wir stets sehr anstrengend über lose Blöcke klettern, die oft so steil übereinander gehäuft lagen, dass sie bei der geringsten Berührung auseinander fielen und in wilden Sprüngen zutal fuhren. Die dünne Luft machte sich bereits sehr bemerkbar, wir hielten alle paar Minuten keuchend inne, und mein Puls ging etwa 140 Mal in der Minute. Bei 4400 m legte sich der eine der Kurden hin und war nicht mehr weiterzubekommen. Da er aber nicht krank, sondern nur »ausgepumpt« war, liess ich ihn zurück und versprach dem letzten zehn Rubel extra, wenn er bis zum Gipfel aushielte. Nun waren wir nur mehr unser drei und hatten als Gepäck nichts mehr als die Kamera, zwei Blechbecher und eine Flasche Limonade, die auf der Spitze als Sekt dienen sollte und in die ich einen bereits vorbereiteten Zettel zu stecken gedachte.

Der Kleine Ararat lag bereits weit unter uns und auch die Höhe des Tschat (4500 m) war bald passiert. Methodisch steigend und rastend, klommen wir langsam empor. Um 7 Uhr morgens mass ich die Höhe mit 4630 m, nachdem wir innerhalb der letzten Stunde nur mehr um 180 m in die Höhe gekommen waren. Von nun an wurde das Steigen wirklich zu einer enormen Anstrengung, besonders da es ununterbrochen über lästiges loses Geröll und nur nach $7\frac{1}{2}$ Uhr endlich über gut gefrorenen Schnee ging. Wir hatten die letzten Felsen bereits fast hinter uns, der Punkt, von dem Nadschaf gesprochen hatte, war erreicht, und über uns wölbte sich nun die ungeheure Firnkuppe, die bis an den Gipfel reicht. Aber dieser war noch — ach, so weit! Zu meiner Sorge begann sich nun der Gipfel unter dem Einfluss der aufsteigenden

Sonne dicht mit Nebel zu umhüllen, und das Herz sank mir ein wenig. Es wurde 8 Uhr und wir hatten seit einer Stunde bloss um 80 m an Höhe gewonnen. Da wurde mir um den Erfolg sehr bange, und als sich bei 4710 m der letzte Kurde hinwarf und stöhnend in seinem schlechten Russisch jammerte, ich sei schuld, dass er hier sterben müsse, und Allah und den Propheten anrief und sich dann hinstreckte und einschlief, während ich mit zitternden Knien und keuchender Brust neben ihm stand



48. Nachtquartier am Ararat (3850 m).

und ihn aufzurichten versuchte, da kamen mir ernste Rückzugsgedanken. Zwar kletterte ich mit Weichbold, der sich von uns allen noch am besten hielt, noch ein gutes Stück weiter, aber dann war's aus. Bei 4760 m kehrten wir um, tranken neben dem schlafenden Kurden die Limonade aus, ich schmetterte die Flasche in die Felsen und zerriss voll Wut meinen schönen Besteigungszettel, — dann rasteten wir eine halbe Stunde und begannen den Abstieg. Jetzt begreife ich meine damalige Stimmung kaum mehr und schäme mich über meine Schwäche, aber in hundert Meter Höhe über dem Monte Rosa ist eben manches anders als im Tal.

Erst mühten wir uns durch das Geröll weiter, das beim Abstieg womöglich noch unangenehmer war als vorher, dann begannen wir nach dem grossen Schneefeld zu traversieren, das sich bis an den Tschat hinunter erstreckt. In etwa 4450 m Höhe fand ich den Platz, wo die acht Mann der Expedition Pastuchoff 1902 übernachtet hatten — hätten wir es nur auch so gemacht! — und bald war der Rand des steilen Schneefeldes erreicht. Von Vorsprung zu Vorsprung fuhren wir, auf den Stöcken reitend, ab und wurden bald sehr kühn; aber etwas tiefer unten fehlte der Neuschnee, und die harte Decke des alten Schnees gebot Vorsicht. Der Schnee war vom darauf gefallenen Staub und Sand, der sich mit ihm vermischt hatte, rot wie Pfirsichgefrorenes, aber so hart und glatt, dass kaum die Stockspitzen eindringen konnten. So kehrten wir wieder zu der Taktik zurück, immer auf eine Felshalbinsel loszusteuern, um nicht im Fall des Ausgleitens bis in den Tschatsattel zu sausen. Um 10 ½ Uhr war das Schneefeld zu Ende und es musste der Trümmerhaufen des Lavastroms und Bergsturzes überklettert werden. Um 12 Uhr erreichten wir das Lager, wo alle Vorgänger im Rückzug versammelt waren. Diese hatten Tee gekocht, fast allen Zucker aufgezehrt, den Hartspiritus verbraucht und waren guter Dinge. Auch Kalissnjakoff hatte sich soweit wieder erholt. Ich legte mich im Zelt für ein Stündchen schlafen, dann photographierte ich die ganze Gesellschaft, und das Lager wurde abgebrochen. Um 2 Uhr setzten wir den Abstieg fort, wählten einen steileren, aber kürzeren Weg und waren um 5 Uhr wieder in Sardar-Bulach.

Hier harrte die gesamte Mannschaft auf das Resultat unseres Unternehmens, und die Kunde von meinem Misserfolg erweckte allgemeine Genugtuung. Ja, der Ararat, unser Ararat, auf den kommt man nicht so leicht hinauf! Fast alle hatten es schon versucht, aber vergeblich, und nun waren sie froh, einen Gefährten des Unglücks in mir zu haben.

Der Hauptmann war wieder auf seinem Posten und hatte ausser seiner Frau noch zwei reizende junge Schwägerinnen als Sommergäste mitgebracht. Ich wurde zum Abendessen eingeladen und machte mich sofort dadurch sehr beliebt, dass ich den Klingeltelegraphen nach Küche und Ordonnanzzimmer reparierte. Der Hauptmann erzählte von dem letzten Gefecht, von dem traurigen Leben im Winter, wenn alles tief verschneit war und nur der Heliograph an klaren Tagen eine Verbindung mit Aralych und der übrigen Welt herstellte; man hatte versucht, eine Telegraphenleitung zu legen, aber die Kurden hatten die Stangen abgesägt und den Draht gestohlen. Ein unterirdisches Kabel war zu kostspielig, und mit der Funkentelegraphie hatte es noch gute Wege, obzwar man sich mit dem Gedanken trug, eine derartige Verbindung einzurichten.

Nach dem Abendessen musizierten die Damen sehr hübsch, während der Hauptmann und ich bei Tabak und Tee, ich glaube auch ein bischen Wodka, sassen und zuhörten. Ich war aber rechtschaffen müde, und so angenehm auch die Gesellschaft war, fühlte ich doch um 10 Uhr das unabweisbare Bedürfnis, zu schlafen. Das tat ich dann fest und tief; ich hatte es mir wohl verdient.

Am Morgen des 26. August, als wir nach den Pferden sahen, machte Weichbold die Entdeckung, dass aus den Schwänzen der fünf Pferde, die der Soldaten inbegriffen, je ein Viertel Rosshaar herausgeschnitten war; ich gestehe, ich war ärgerlich über diese Frechheit; und als Weichbold gar entdeckte, dass man ihm den Inhalt seines Geldtäschchens gestohlen hatte, das er in seinen zurückgelassenen Kleidern gehabt hatte, liess ich den Wachtmeister kommen und machte einen hübschen kleinen Skandal. Der Hauptmann wurde benachrichtigt, war sehr bestürzt und zornig, fluchte und wetterte unter seinen Leuten und versprach die strengste Untersuchung, deren Resultat ich jedoch nicht mehr abwartete. Die Träger waren erschienen, um ihren Lohn zu empfangen und erhielten als Draufgabe eine tüchtige Standrede wegen ihrer Unbrauchbarkeit; dann wurde ein Packpferd beschafft, wir sattelten auf, und Groll im Herzen verliess ich Sardar-Bulach. Nicht einmal die hübschen Schwägerinnen des Hauptmanns konnten die Wagschale nach der andern Seite ziehen. Eine missglückte Besteigung, zwei bergkranke Soldaten, vier unbrauchbare Kurden, ein gestohlenes Geldtäschchen, fünf zu Schanden gestutzte Pferdeschwänze, — das wog zu schwer. Auch die Rechnung, die mir die Frau Wachtmeister präsentiert hatte, passte eher auf die Wengernalp, als in diesen kleinen Grenzposten. Was halfen mir die erreichten 4760 m? Wäre der Berg nicht höher, hätte man den Gipfel erreicht und wäre glücklich und zufrieden; so aber ist man 400 m unter der Spitze traurig umgekehrt, und das Ganze ist eine ärgerliche Niederlage.

Wir ritten einen andern Weg heim, als wir gekommen waren; es führt von Kumük nach Norden ein Fahrweg, der zwar länger ist, als der über Hejdar Daghi, auf dem ich aber neue Szenerien kennen lernte. Einige prächtige Durchblicke nach dem stolzen Gipfel, der nun wieder in silberner Klarheit in die Lüfte ragte, besserten meine Stimmung ein wenig, und es blieb nur mehr eine fatalistische Resignation, aus der mich auch in Aralych der gemütliche Tierarzt nicht reissen konnte. Es wäre doch schön gewesen, den Ararat bestiegen zu haben! —

Mit den Gefühlen eines Feldherrn, der nach vergeblichen Stürmen von einer belagerten Festung abzieht, stieg ich am Morgen des 27. August vor dem Sselskoje Uprawlenje auf meinen Braunen. Der Abend sollte mich wieder in Eriwan finden, und von dort ging es mit der Eisen-

bahn weiter; die Romantik des Reisens sollte für eine grosse Spanne Zeit in den Hintergrund treten. Das Gepäck ging diesmal nicht auf einer Britschka, sondern wurde von einem Lastpferd getragen; ein Tatar ritt nebenher, und so trat ich betrübten Herzens den Rückzug an. Von Zeit zu Zeit guckte der Ararat aus dem Wolkenschleier und sandte einen höhnischen Blick auf die abziehenden Belagerer. Bald war die Furt erreicht, und bei steigender Hitze ging es auf Kamarlu los. Dort wurde der Tatar entlassen, ich bestellte eine Britschka nach Eriwan und wartete ihr Vorfahren bei einem kleinen Frühstück ab. Der Tag war schwül und dunstig, kein Lüftchen regte sich und die Sonne brannte unbarmherzig auf die unergründlich tief staubige Strasse. Um 10 $^1/_2$ Uhr setzten wir den Weg fort, schlaff im Sattel hängend ob der drückenden Hitze; nur im Trab brachte der Luftzug ein wenig Kühlung, aber dann wühlten die Pferde wieder derartige Mengen von Staub auf, dass bald das schweissbedeckte Gesicht von einer teigigen Schicht überzogen war, die höllisch auf der Haut brannte.

Einige Stunden ging es in dieser Tonart, und die Sonne begann schon ihre stärkste Kraft zu verlieren, als die Gärten und Türme von Eriwan in Sicht kamen. Die letzte Stunde waren wir neben dem neuen Bahnkörper hergeritten, dem nur noch die Schienen fehlten, und auch diese lagen bereits in grossen Haufen auf der Strecke. Nun kreuzten wir auch die Linie nach Tiflis, und eben kam der Nachmittagszug angedonnert, — ein merkwürdiger Anblick für jemand, der so lange ausser dem Bereich moderner Verkehrsmittel war. Ich fasste meinen Gaul kurz und hielt ihn fest; denn er hatte sicher noch nie so ein schnaubendes, rasselndes und blitzschnelles Ungetüm gesehen, und ich erwartete nichts anderes, als dass er in wilder Flucht durchgehen würde; aber die persischen Pferde waren Phlegmatiker; sie tänzelten nur ein wenig und hatten sich sofort wieder beruhigt, als das Rollen des Zuges verklungen war.

Bald kamen wir in die Vorgärten, dann in die ersten Gassen, noch ein paar Minuten und wir trabten über den Hauptplatz; eben kam Abdull aus einer Seitengasse und auf mich zugelaufen; er begrüsste mich, als käme ich aus der Hölle und als hätten wir uns jahrelang nicht gesehen. Alles stand gut, er war bei Haschim Beg einquartiert, und dieser erwartete, dass auch ich dort wohnen würde. Mit Freuden nahm ich das liebenswürdige Anerbieten an, und wir dirigierten uns nach dem Haus meines freundlichen Helfers. Er stand schon unter der Tür und bewillkommte mich herzlich; er fand mich braun und mager, aber mein schöner Gaisbart belustigte ihn sehr. Es war noch nicht 6 Uhr, also noch Zeit, bei Bank und Post nach Briefen zu fragen; denn am folgenden Tag, Sonntag, waren diese Institute geschlossen. Noch in voller Rüstung ging

ich hin und erhielt ein stattliches Päckchen Briefe, und als mir Haschim Beg beim Heimkommen noch einen Brief übergab, den er schon seit drei Wochen bei sich hatte, waren es gerade ein Dutzend, die Postkarten nicht gerechnet. Oesterreich, Deutschland, die Schweiz, Italien, Persien, Russland, Norwegen, Island und die Vereinigten Staaten waren vertreten; ich konnte zufrieden sein. Nur den letzten Brief meiner Eltern öffnete ich sofort, den Rest hob ich mir zum behaglichen Genuss auf. Nun kam ein tüchtiges Bad, — vorher sah ich aus, als hätte man mich ins Wasser gesteckt und dann durch den Staub gezogen, — Weichbold brachte mir frische Kleider, Wäsche und Schuhe, und bald war ich anzusehen, wie ein Gesandtschaftsattaché, der auf der Digue von Ostende flaniert. Nachdem ich mit Haschim Beg den Willkomm-Tee getrunken hatte, zog ich mich in das mir angewiesene Zimmer zurück und las der Reihe nach meine Briefe; keiner störte durch seinen Inhalt das Vergnügen dieser Stunde.

Abends ging ich mit Haschim Beg auf die Promenade im Stadtgarten. Die Kosakenkapelle begann eben nach einer Pause wieder zu spielen, — und was spielten sie? Welches Lied sollte mich hier in Eriwan, an der Grenze europäischer Kultur, begrüssen? Sie spielten, gut und mit richtiger Empfindung, nichts anderes als das einfache Lied, »Alt-Heidelberg, du feine, du Stadt an Ehren reich!« — Das einem alten Heidelberger Studenten, in dem noch so frisch und unvergessen die Erinnerung an die goldene, sorgenlose, frohe Studienzeit lebt! Man braucht weiss Gott kein sentimentaler Jämmerling zu sein, um in einem solchen Augenblick etwas heisses in den Augen zu fühlen. Nach »Alt-Heidelberg« kam etwas anderes, gleichfalls sehr heimatlich anmutend, aber doch in der Stimmung verschieden, nämlich »Hab'n Sie nicht den kleinen Kohn geseh'n?« Es war offenbar deutsches Potpourri auf dem Programm, denn es folgte noch die »Loreley« und »Strömt herbei, ihr Völkerscharen«.

Zum Abendessen gingen wir in den Klubgarten, wo Haschim Beg einige Freunde traf. Es lag für mich eine schwer zu beschreibende Stimmung in dem scharfen Wechsel zwischen der Umgebung, aus der ich kam, und dem modernen Treiben, das mich hier umgab. Im Klubgarten war deutsches Variété und die feierlichen Kaftantataren hörten mit derselben Andacht zu, wie die weissmützigen Tschinowniks, die schwarz gekleideten Tscherkessen und die kränklich aussehenden armenischen Dandies. Hier sah man wieder elegant toilettierte Damen, unverschleiert und munter plaudernd, die blanken weissen russischen Uniformen, die reichen Trachten vornehmer Mohammedaner, daneben die hellblauen oder dunkelroten Schlussröcke der Kosakenoffiziere mit ihren weissen Riesenfellmützen, prächtigen silberbeschlagenen Gürteln und Waffen, das ganze wundersame Gemisch von militärischem Europa und feierlich trägem Orient, das nie

seinen Eindruck verfehlt; alles im Schein der Bogenlampen, in einem Gartenpavillon mit netten weiss gedeckten Tischen, — dann fällt der Blick auf die mondbeglänzte, türkisfarbene Kuppel der Gök Dschamie, von der der abendliche Ruf des Muësin klagend herabtönt; die Tataren verstummen und legen den Kopf in die Hände, auch die Europäer schweigen, bis die langgezogenen Töne verklungen sind. Längst verschwundene Zeiten tauchen wieder auf, in denen mächtige Sardare und glänzende Eroberer im Land geherrscht, das dem Halbmond unterworfen war, Araber und Osmanen, die wilden Scharen der Seldschuken, Dschingis Chan und Timur Lenk, die Khalifen von Bagdad und endlich die prunkliebenden persischen Fürsten. Jetzt strahlt das Bogenlicht und klappert der Telegraph, gellt die Dampfpfeife und dröhnt der Schritt der russischen Bataillone, und im Stadtgarten singen Berliner Chansonetten den entzückten Grenzerleutnants vor, dass sie »so ver-li-li-li-li-liebter Natur« seien. Bunter Wechsel, — vivat sequens!

Ich hatte drei Depeschen abgeschickt; eine an meine Eltern, meine glückliche Ankunft meldend, eine an meinen Bruder, dem ich für den 8. September ein Stelldichein in Baku gab und dessen Antwort ich mir nach Tiflis erbat, und eine dritte an das österreichische Konsulat in Tiflis. Durch dieses hatte ich vor drei Monaten mein Gesuch an die Botschaft in Petersburg gesandt, in dem ich für Turkestan um ähnliche Begünstigungen bat, wie ich sie im russischen Kaukasien hatte, wenigstens aber um die Erlaubnis, Waffen tragen, jagen und photographieren zu dürfen. Denn auch das Photographieren ist in Russland, zum mindesten in den Grenzgebieten, nicht so ohne weiteres gestattet. Die Papiere mussten längst in Tiflis liegen, und ich bat das Konsulat, mir deren Inhalt mitzuteilen. Hier in Eriwan hatte ich noch manches an meinem Gepäck instand zu setzen; einen Teil hatte ich bei Haschim Beg noch vom Göktschai her deponiert; jetzt musste alles disloziert werden, die vollen Kisten, und was ich sonst weiter nicht brauchte, nach Batum geschickt werden, wo der Sammelplatz für alle Kolli sein sollte, bevor sie nach Wien gesandt wurden; ein Teil des Gepäckes sollte voraus nach Baku, ein dritter mit mir nach Tiflis. Das nahm schon einige Zeit in Anspruch. Auch musste ich meine Pferde möglichst gut verkaufen und durfte deshalb meine Abreise nicht übereilen. Vier Tage gedachte ich noch in Eriwan zu bleiben, aber Ruhetage konnten es nicht sein; in Tiflis wollte ich dann einmal zwei Tage faullenzen.

Den Sonntag verbrachte ich mit Briefschreiben und andern häuslichen Beschäftigungen; auch erschienen bereits zwei Leute, die auf meine Pferde reflektierten, aber es kam noch zu keinem Abschluss; ich musste mich natürlich auf einen bedeutenden Verlust gefasst machen, aber 100 Rubel war mir doch zu wenig für die drei Pferde. Aber die Leute wussten,

dass ich abreisen und die Pferde vorher loswerden wollte und nutzten meine Zwangslage weidlich aus. Mittags war ich mit Haschim Beg im »Orient«, das mir in wenig guter Erinnerung geblieben war; es wurde jedoch eben von Grund aus renoviert und versprach recht hübsch zu werden; es steht also zu hoffen, dass Eriwan in Zukunft ein Hotel besitzen wird, das europäischen Ansprüchen auf Komfort und Reinlichkeit wenigstens einigermassen gerecht wird.

Die Kinder Haschim Begs hatten rasch mit mir Freundschaft geschlossen, und die verschiedenen merkwürdigen Instrumente und sonstigen



49. Partie von Eriwan.

Gegenstände, die sich in meinem Zimmer befanden, boten genügend Anlass zu zahllosen Fragen, zu Spiel und Zerstreuung. Die älteste Tochter, Sina, war allerdings schon eine würdevolle junge Dame von zwölf Jahren, das jüngste war noch zu klein, um in Betracht zu kommen. Aber die mittleren, Matabana und Sarüsch, zwei entzückende Mädchen von fünf und drei Jahren mit nachtschwarzen Lockenköpfchen und grossen dunkeln Augen, steckten den ganzen Tag in meiner Nähe und machten von meiner Geduld ausgiebigen Gebrauch. Zwei Rotstifte und ein Blatt Papier konnten sie zwar auf einige Minuten verhältnismässig

still in eine Ecke bannen, aber bald waren sie wieder an meinem Tisch, versuchten meine Briefe rot zu illustrieren oder mein Taschenbarometer das sie für eine Uhr hielten, durch Schütteln und Aufschlagen auf den Tisch in Gang zu setzen. Oder sie wollten den Tropenhelm in der Gummiwanne schwimmen lassen, Erbsen in den Lauf des Mauser stecken, sich mit Odol parfümieren, Zigaretten essen, meine Reiterstiefel mit Sand füllen, — der Himmel weiss, was ein Kindergehirn alles aushecken kann, und es war mir unmöglich, das bischen Strenge aufzubieten, das genügt hätte, sie zum Verlassen meines Zimmers zu bewegen. Ich war ja ein noch nie dagewesenes Ereignis in dem kurzen Leben dieser Kleinen, das musste man ihnen zu gute halten.

Den Abend verbrachte ich wieder mit meinem gastfreien Wirt und dessen Freunden im deutschen Garten-Variété, und ich hatte viel Mühe, den wissbegierigen Herren die grenzenlos dummen Texte der verschiedenen Gassenhauer nicht nur zu übersetzen, sondern auch zu erklären und verständlich zu machen. Dergleichen ist gar nicht so einfach; man versuche es nur einmal beispielsweise mit »Im Grunewald ist Holzauktion« oder mit dem »kleinen Kohn«, — solche Sachen bildeten nämlich den grössten Teil des Programms. Meine russisch-tatarischen Freunde erwarteten in den deutschen Liedern ein bischen Lyrik, oder eine Pikanterie, eine lustige Episode, das Lob des Weines, der Frauen, irgend eine Aeusserung der Volksseele zu finden, — einzig das »Glühwürmchen« befriedigte sie einigermassen. Die vortragenden Stars machten es sich übrigens leicht; eine der Sängerinnen wiederholte, in der Voraussetzung, dass niemand von den Zuhörern italienisch verstünde, dieselbe Strophe eines Liedes dreimal, schmetterte den Schlussrefrain schneidig in den Abend hinaus und huschte ab, von Beifall umtost.

Der Brief des österreichischen Konsulates in Tiflis, der auf meine Depesche eintraf, brachte mir eine grosse Freude und eine schwere Enttäuschung. Freude, weil ich erfuhr, dass Herr di Rosa, den ich schon auf seinem neuen Posten in Kiew vermutet hatte, noch in Tiflis sei. Enttäuschung, weil aus Petersburg keines der verlangten Dokumente eingetroffen war. Was die Botschaft beim russischen Ministerium des Innern erwirkt hatte, fand ich auf einem französischen Schriftstück, das dem Konsulat zugesandt worden war. Dieses enthielt zuerst die Mitteilung, dass Turkestan im allgemeinen auch ausländischen Reisenden zugänglich sei. Dann folgte eine lange Aufzählung der Orte, Gegenden und Linien, die davon ausgenommen waren, und den Schluss bildete die Versicherung, dass man mich den Behörden in Taschkent empfehlen werde. Nun hatte ich aber, als ich vor drei Monaten mein Gesuch an die Botschaft gerichtet hatte, meine projektierte Route genau angegeben, und Taschkent befand sich nicht darauf; was half mir die Empfehlung nach Taschkent,

wenn ich gar nicht dorthin wollte? — Ich hatte also so viel wie nichts erreicht und war nicht eben erbaut von der mir zuteil gewordenen Vernachlässigung. Petersburg hatte mich ebenso im Stich gelassen, wie Konstantinopel und Teheran. Aber hatten mir in Batum Herr Stevens, in Tiflis Herr di Rosa und in Täbris Herr Bergeron aus der Tinte geholfen, so würde sich nun auch Rat schaffen lassen, und da Herr di Rosa, mein aufopfernder Förderer und Helfer, noch in Tiflis war, verschluckte ich meinen Aerger und setzte auf ihn meine Hoffnung.

Auch die nähere Umgebung von Eriwan lernte ich während meines diesmaligen Aufenthaltes besser kennen, als es mir im Mai und Juni möglich gewesen war. Einer von Haschim Begs Bekannten, der ein Auge auf meine Pferde geworfen hatte, lud ihn und mich zum Besuch seines grossen Obstgartens vor der Stadt ein. Ein flinker »Phaeton« brachte uns in einer halben Stunde nach dem Eingang zu einem wunderschönen Park mit reicher Vegetation, in dessen Mitte ein zierliches Sommerhäuschen stand. Unter einem ungeheuren Walnussbaum war ein Tisch aufgestellt und auf diesem die schönsten Pflaumen, Trauben und Pfirsiche, die sich der Obstfreund vorstellen kann. In Persien hatte ich an solchen Genüssen der Choleragefahr wegen meistens vorbeigehen müssen, hier aber hinderte mich nichts, den köstlichen Früchten alle Ehre anzutun. Wir durchwanderten den ganzen Riesengarten, der sich bis an das enge Tal der Sanga erstreckte.

Dieser Fluss, der aus dem Göktschai kommt, versorgt ganz Eriwan mit Wasser, und da er in dem von Gärten und Landhäusern eingesäumten, steilwandigen Tal ein sehr starkes Gefälle hat, ist es leicht, ihn oberhalb der Stadt abzufangen und einen Teil seines Inhaltes in Berieselungskanäle zu leiten. Im übrigen bildet die Sanga für Eriwan auch eine Quelle der Besorgnis, und die Erfahrung hat gelehrt, dass diese nicht unbegründet ist. Bei ihrem Ausfluss aus dem Göktsehai ist das Bett der Sanga so schmal, dass man mit einem guten Sprung darübersetzen kann, und hat nur für eine geringe Wassermenge Platz. Wenn also der See, was infolge vulkanischer Vorgänge in den Tiefen der Berge wiederholt geschehen ist, plötzlich steigt, reicht der Abfluss nicht aus, um die vermehrten Wassermassen abzuleiten, und das Wasser wühlt sich neue Wege, die erst weiter unten wieder zusammenlaufen, wo die Sanga schon durch andere Nebenflüsse zu einem stattlichen Wasserlauf mit einem schön gebildeten Tal geworden ist. Nun ist aber die Barre am Ausfluss der Sanga sehr schmal und besteht nur aus lockeren Schuttmassen; sie ist wie ein künstlicher Damm, dessen dem See abgekehrter Fuss aber über 30 m unter dem Wasserspiegel liegt. Wenn nun bei hohem Wasserstand oder durch ein Erdbeben dieser Damm plötzlich risse, so würde sich eine furchtbare Sturzwelle in das Sanga-Tal ergiessen und der gegen 1800 qkm

grosse See würde solange in wilden Massen abfliessen, bis sein Spiegel um 30 m gesunken wäre. Diese kolossale Wassermenge mit ihrem starken Gefälle — der See liegt um 900 m höher als die Stadt — würde halb Eriwan einfach wegschwemmen und ausserdem die ganze Ebene überfluten. Derartige Katastrophen, wenngleich geringeren Umfangs, sind schon wiederholt eingetreten, und die Möglichkeit einer Wiederholung im grössten Stil ist nicht ausgeschlossen. Gegen solche Elementarereignisse hilft auch die beste Dammarbeit nichts, und man kann nichts tun als hoffen, dass es nicht zum schlimmsten kommen möge.

Bei einem Fischer in der Nähe kaufte ich einen Eimer voll verschiedener Fische und darunter auch die Göktschai-Barbe, die mir in Sagalu entgangen war, so dass ich jetzt die Fischwelt dieses See in allen Formen vertreten hatte. Haschim Begs Freund sandte den Eimer durch einen seiner Leute in die Stadt und erwies mir auch sonst allerlei Aufmerksamkeiten; den wahren Grund derselben erfuhr ich, als er sich als Reflektant auf meine Pferde entpuppte. Wir wurden rasch handelseins, und ich verkaufte ihm die drei Tiere um zusammen 110 Rubel. Das bedeutete 30 Rubel Verlust per Stück, gegenüber dem Einkaufspreis, und 40 Rubel, wenn ich die Kosten der Fütterung während der ganzen Zeit in Persien mitrechnete. Dennoch kam ich bedeutend besser weg, als wenn ich Mietpferde gehabt hätte, denn unter einem Toman den Tag wäre keines zu haben gewesen; abgesehen von dem vielen Aerger, den ich beim jedesmaligen Neumieten mit Pferden und Menschen gehabt hätte. Schon am nächsten Morgen liess der Käufer die drei Hengste abholen und erlegte das Geld, eine Promptheit, die mich angenehm überraschte.

Dann gab es eine grosse Sehenswürdigkeit für die Kinder und Erwachsenen; nämlich das Präparieren und Konservieren der neu erworbenen Fische, sowie das Umpacken zweier Zinkkisten. Diese waren schadhaft geworden, und da ich mich jetzt auf mehrere Monate von ihnen zu trennen hatte und mir daran lag, den Inhalt in gutem Zustand nach Wien zu bringen, liess ich kurzerhand die zwei Kisten durch neue ersetzen und noch eine weitere auf Vorrat dazumachen. Ein reges Leben entwickelte sich im Hof vor meinem Fenster, Spängler und Tischler kamen und gingen, und den Mittelpunkt bildeten ich und Weichbold, als wir den aufgestemmten Zinkkisten die verschiedenen Fische, Echsen und Schlangen entnahmen, sie, von Formoldünsten umhüllt, aus ihrer Leinwand wickelten, untersuchten und neu verpackten. Alles hatte sich vorzüglich erhalten, und ich wurde eine kleine Sorge los, die mich immer ein wenig gequält hatte, nämlich ob fünfprozentiges Formol für so grosse Fische, wie ich sie vom Göktschai hatte, wirklich genügend war und nicht am Ende zu wenig. Kleine, leicht durchdringliche Organismen kann man unbedenklich

sogar in drei- und zweiprozentigem Formol konservieren, aber bei den dickhäutigen Fischen war mir doch etwas bange gewesen, obzwar ich keine sonstige Massregel versäumt hatte. Jedem war die Leibeshöhle geöffnet worden, um die Flüssigkeit zwischen die Eingeweide eindringen zu lassen, besonders grosse Exemplare hatte ich vorher mit stärker konzentriertem Formol ausgespült und ihnen Injektionen in Schlund und After gemacht. Um aber ganz sicher zu gehen, erneuerte ich jetzt überall das Formol gänzlich. Ich konnte davon in Eriwan genügende Mengen kaufen, allerdings nicht billig, und mit der Neufüllung konnte ich mich darauf verlassen, dass die Sachen in gutem Zustande nach Wien kommen würden.

Nun konnte ich bereits daran denken, Eriwan zu verlassen; Weichbold hatte meine gesamten Habseligkeiten bereits umgepackt, die Kisten waren in drei Gruppen geteilt. Ein Teil sollte mich in Baku treffen, der zweite mit mir nach Tiflis gehen, der dritte nach Batum und dort bis Ende der Reise lagern. Mit Hilfe der Transportgesellschaft »Nadjeshda« erledigte ich die Verfrachtung aller Kollis und war nunmehr bis zur Abreise von Baku ein leicht beschwingter Tourist ohne Gefolge von Pferden, Wagen, Kisten, Kutschern und Soldaten. Haschim Beg wollte mit mir nach Tiflis fahren, dort einen Tag bleiben und dann auf eine seiner verschiedenen kleinen Besitzungen bei Akstafa gehen. Es ist dies eine im Kaukasus und Persien sehr häufige Erscheinung, dass Leute, deren sonstige Stellung gar nicht darauf schliessen liesse, mehr oder weniger grossen Grundbesitz haben. Der Sekretär des österreichischen Konsulats in Täbris, Mirsa Risa Chan beispielsweise, war der Herr von drei Dörfern, die an ihn Geld und Naturalabgaben zu liefern hatten; mein Meschadi besass ein Haus und ein Grundstück in seinem Heimatsort Schuscha, und Haschim Beg, trotzdem ihn sein Beruf fast dauernd an Eriwan fesselte — er war Lehrer an einer höheren tatarischen Privatschule — hatte nicht weniger als fünf verstreute kleine Besitzungen, die er jährlich ein- bis zweimal inspizierte und die unter besonderen Verwaltern standen. Nach unsern Begriffen wäre dergleichen untrennbar von sonstiger bedeutender Wohlhabenheit, hier im Orient dagegen verträgt es sich mit ganz bescheidenen Vermögensverhältnissen.

Den letzten Abend brachten wir wieder im deutschen Variété zu, dessen Programmnummern ich nun bereits völlig auswendig wusste, das aber auf meine eingeborenen Bekannten grosse Zugkraft ausübte. Unter ihnen fand sich ein Freund Haschim Begs, der ebenfalls nach Tiflis wollte, und wir beschlossen, zu dritt mit dem Abendzug des nächsten Tages zu reisen. Mit Briefschreiben und verschiedenen kleinen Besorgungen verbrachte ich die letzten Stunden, und um 8½ Uhr, in dieser Jahreszeit schon bei ziemlicher Dunkelheit, stiegen wir in den Zug. Meine Gefährten hatten nach russischer Sitte eine Menge Proviant und Bier mitgenommen, und

wir hätten einer fünftägigen Belagerung ohne Nahrungssorgen entgegensehen können. Wir assen, tranken und rauchten bis Mitternacht, dann lüfteten wir das Abteil tüchtig aus, klappten die Betten in die Höhe und gingen zur Ruhe. Der Morgen fand uns schon weit hinter Alexandrópol; seit langer Zeit sah ich wieder einen richtigen Wald, und die Sommerfrische Karakliss, wo wir Frühstücksstation hatten, mutete mich mit ihren hübschen Villen, Wandelgängen, Parkanlagen und Hotels mindestens wie ein kleines Karlsbad oder Wiesbaden an. Ich traf hier einen meiner Bekannten aus Jelenovka, der mir viel von dort erzählte, und ein Herr stieg in unser Abteil, der im Gespräch mit Haschim Beg behauptete, ausser russisch und tatarisch noch deutsch, französisch und englisch zu können Ich stellte ihn auf eine kleine Probe, aber deutsch konnte er nicht viel mehr als »ejn wenik, mejn Herr«, in den andern Sprachen nicht einmal soviel; beschämt ging er in einen andern Wagen, und wir waren wieder allein. Es war recht heiss, trotzdem wir alle Fenster offen hatten, und wir schliefen den grössten Teil des Tages.

Gegen 5 Uhr nachmittags, also nach ungefähr zwanzigstündiger Fahrt, kamen wir in Tiflis an. Die beiden Eriwaner gingen in ihren Gasthof, Abdull quartierte sich bei seinem Bruder ein und ich begab mich mit Weichbold ins Hôtel de Londres, wo ich meine Ankunft bereits angezeigt hatte. Nun umgab mich wieder aller Komfort der Neuzeit, und nachdem ich meine Toilette besorgt hatte, wobei der schöne Spitzbart, das Produkt dreier Monate, ebenso dem Messer zum Opfer fiel, wie Weichbolds breiter Germanenbart, stürzte ich mich gierig über die Zeitungen im Lesezimmer. Das »Tiflisky Listok« war vom Tage selbst, die Petersburger Journale vier, die deutschen Blätter, der »Figaro« und der »Standard« sechs Tage alt. Ausserdem gab es die »Fliegenden«, die »Lustigen Blätter«, die »Woche«, mit Wonne versenkte ich mich in einen tiefen Lederfauteuil und las und las, bis die Stunde schlug, die wir auf dem Bahnhof festgesetzt hatten. Haschim Beg kam mich abholen, und wir gingen in ein grosses Gartenrestaurant mit Variété; davon konnten meine Eriwaner Freunde nicht genug bekommen.

Zu Konsul di Rosa hatte ich Nachricht von meiner Ankunft geschickt, jedoch erfahren, dass er nicht in Tiflis selbst weilte, sondern in Kadschory, einer Sommerfrische, etwa 20 km weit im Gebirge. Ich beschloss, schon am nächsten Tag dorthin zu fahren, zumal ich sicher war, dort ausser Herrn di Rosa noch andere Tifliser Bekannte anzutreffen. Haschim Begs Freund fuhr noch während der Nacht weiter nach Akstafa, ich begab mich in mein Hotel und sah mich mit tiefinnigem Vergnügen wieder einmal in einem elektrisch beleuchteten Zimmer mit einem geräumigen Waschtisch und einem kühlen, breiten, sauberen Messingbett, in dem ich, wie ein Fürst der Fürsten, dem Morgen entgegenschlummerte.

Am Vormittag ging ich nach dem österreichischen Konsulat und wählte meinen Weg durch die elegantesten Teile von Tiflis, sah mir mit Vergnügen die hübschen Damen und schönen Schaufenster an, jetzt ein unbeachteter Passant in der grossen Stadt und nicht mehr der fremde Sahâb, auf den sich alle Aufmerksamkeit vereinigte. Auf dem Konsulat traf ich nur den Sekretär und erfuhr von ihm, dass tatsächlich aus Petersburg für mich nicht mehr gekommen war, als man mir bereits nach Eriwan gesandt hatte. Ferner traf ich dort einen Landsmann, den Zoologen und Schriftsteller Dr. v. Kadich, der aus dem westlichen Kaukasus kam



50. Tiflis von der Kadschory-Strasse.

und in wiener Blättern bereits totgesagt gewesen war; nun stand er vor der Heimreise. Ich blieb fast zwei Stunden auf dem Konsulat, dann traf ich im »Londres« Haschim Beg, und nach Tisch liess ich mir einen Wagen bestellen, um nach Kadschory zu fahren. Eine Depesche meines Bruders wurde mir kurz vor der Abfahrt gebracht, in der er seine Ankunft in Baku für den 8. September anzeigte. Ich verfasste schnell ein Antwort-Telegramm, nahm Abschied von dem liebenswürdigen und gastfreien Haschim Beg und fuhr weg. Ich war darauf eingerichtet, zwei bis drei Tage in Kadschory zuzubringen und konnte mir diesen Luxus gönnen, da ich bis zum 8. des Monats noch eine Woche vor mir und keinen Grund hatte, lange vor meinem Bruder in Baku einzutreffen. An eine Abreise von dort vor dem

10. September war ohnehin nicht zu denken, weil ich meinem Gepäck, trotzdem ich es in Eriwan mit »grosser Geschwindigkeit« aufgegeben hatte, doch wenigstens 14 Tage Zeit lassen musste, um die Strecke von Eriwan nach Baku zu bewältigen.

Die Fahrt von Tiflis nach Kadschory währt etwa drei Stunden und ist wunderhübsch. Die kleine Sommerfrische liegt in einer Seehöhe von 1350 m, also 900 m höher als die Stadt Tiflis; erst führt der Weg durch eine steile Vorstadtstrasse, aber bald erhebt sich die Strasse hoch über die Häuser der Stadt und gewinnt in einigen schneidigen Serpentinen ein Plateau, von dessen Rand man eine grossartige Rundsicht geniesst. Dicht in eine Mulde des Berges schmiegen sich die schönen Anlagen des botanischen Gartens, überragt von den trotzigen Ruinen des alten grusinischen Zarenschlosses, das stolz von der Höhe seiner steil abstürzenden Felsen die Altstadt überblickt. Weiter unter liegen die Basare, aus deren gleichmässigem Gewirr gelbbrauner Dächer einige Moskeen und das grosse Badehaus hervorragen, auf das Tiflis stolz sein kann. Das heisse Bad mit Kneten und Massage ist ja eine Spezialität des Orients, und in Tiflis werden dazu sogar natürliche Schwefelthermen verwendet, die am Fuss des Davidsberges entspringen und teils in einen Bach münden, teils in schönen Leitungen nach dem grossen und mehreren kleinen Badehäusern geführt werden. Jenseits der Kura, die den breiten Talkessel durchströmt und eine grosse Insel bildet, dehnen sich die armenischen und grusinischen Quartiere aus, nach Westen zu der ältere russische Stadtteil mit Lagerhäusern und Fabriken bis nach dem Bahnhof. Inmitten des so gebildeten grossen Kreisbogens liegt die moderne Stadt, die grossen Alexandra-Anlagen, der breite Golowinsky-Prospekt mit der Kathedrale, dem kaukasischen Museum, dem Theater, ganz grossstädtisch und abendländisch; es ist ein wunderbares Bild, das man von der luftigen Höhe geniesst; und weit im Norden erhebt sich die gigantische Mauer des Kaukasus, aus der der kühne Gipfel des Kasbék duftig und weiss herüberleuchtet.

Einige Zeit lang fuhren wir auf der breiten, kunstvoll angelegten Strasse über das breite Plateau, dann traten wir in das Tal des Flüsschens ein, das bei Tiflis in die Kura*) mündet; hier war die Strasse zwar schmal, aber sehr geschickt in die verschiedenen Krümmungen des Tales gelegt, übersetzte wiederholt den Fluss und gewann endlich die zweite Stufe der Hochfläche; schon waren die waldigen Höhen von Kadschory zu sehen, aber wir waren noch durch ein breites Tal von diesem Ort getrennt.

Mein Kutscher war, wie die meisten Fuhrleute in Kaukasien, ein Malakane, das heisst ein Russe, aber als Angehöriger einer bestimmten reli-

*) Die Lesart »der Kur« ist trotz ihrer weiten Verbreitung falsch; richtig ist »die Kurá.«

17*

giösen Sekte aus dem ziskaukasischen Russland verbannt. Die Malakanen verweigern den Militärdienst und haben auch sonst einige Eigentümlichkeiten; so heiligen sie nicht den Sonntag, sondern den Sabbat und stehen nach ihrem Bekenntnis den Juden näher als den Christen, obzwar sie sich als strenge Christen betrachten. In Kaukasien, wo die allgemeine Wehrpflicht noch nicht eingeführt ist und auch die Sonntagsheiligung der vielen Mohammedaner wegen nicht allgemein ist, können sie leidlich ungestört ihren Prinzipien leben; überhaupt muss man der russischen Regierung das Zeugnis ausstellen, dass sie sich sehr davor hütet, durch übertriebene Forderungen ihre Grenzvölker kopfscheu zu machen. So sind beispielsweise die Mohammedaner vom Militärdienst bisher frei, und nur solche, die sich selbst zum Soldatenberuf melden, werden eingereiht; wieviel Pression dabei geübt wird, entzieht sich allerdings meiner Beurteilung. Es gibt in Russland tatarische Truppenkörper; besonders an den Grenzen gegen Deutschland und Oesterreich werden diese verwendet, während man die polnischen Rekruten mit Vorliebe an die asiatischen Marken schickt; fast alle Soldaten der Garnison von Sardarbulach waren zum Beispiel Polen, und einige von ihnen hatten sogar ein bischen Deutsch gekonnt. Die tatarischen Truppen nehmen in Russland etwa die Stellung ein, wie die Zuaven in Frankreich und die bosnischen Regimenter in Oesterreich; dieser letzte Fall ist übrigens zum Vergleich insofern nicht geeignet, als die Bosniaken zwar dem Kaiser von Oesterreich den Fahneneid leisten, das Land aber und seine Bewohner nominell immer noch dem Sultan untertänig sind.

Die Mohammedaner stellen ein allgemein als vorzüglich anerkanntes Mannschaftsmaterial, doch spielt bei ihren soldatischen Tugenden die Religion eine bedeutende Rolle; es ist zu bezweifeln, ob islamitische Soldaten für einen christlichen Herrscher mit derselben Begeisterung fechten werden, wie für den Sultan, der den Osmanen Kaiser und Papst in einer Person, für alle übrigen Islamiten aber immer noch der oberste kirchliche Herr ist. Selbst die Mohammedaner Afghanistans und Indiens, die doch ihre besonderen Herrscher haben und loyal anerkennen, verehren den Sultan als geistliches Oberhaupt und entsenden an ihn Abordnungen mit Geschenken und Versicherungen der Ergebenheit. Nach den furchtbaren Armeniermassakres zu Ende der neunziger Jahre kamen nach Stambul Glückwunsch-Gesandtschaften aus Russland, Indien, Arabien, Persien, China und Afghanistan, ein Beweis, wie fest und unzerreissbar das religiöse Band ist, das die Mohammedaner der ganzen Welt umschlingt, gleichgültig, welcher politischen Macht sie unterstehen.

An christlichen Sekten ist Russland reich; viele geraten durch ihre religiösen Ansichten mit den Forderungen der Regierung in keinerlei Konflikt, andere aber haben sich auf Gebiete zurückziehen müssen, in denen die

russische Verwaltung noch nicht mit derselben Strenge auftritt, wie im Stammlande; zu diesen gehören in erster Linie die Menoniten, die meist deutscher Herkunft sind und seinerzeit als Kolonisten nach Russland gerufen wurden; diese haben seither nach Kaukasien und in die Landstriche nördlich des grossen Kaukasus weichen müssen und sind sogar bis Turkestan gegangen; in der Umgebung von Tiflis finden sich zahlreiche deutsche Kolonien, deren Bewohner sich sogar die heimische Mundart durch Jahrhunderte fast unverändert bewahrt haben; der Diener Herrn di Rosas war ein solcher Kolonist, und sein Deutsch klang, als wäre er frisch aus Mannheim oder Schwetzingen importiert. Es wirkt ganz sonderbar, wenn man, im Russisch-lesen noch etwas unbeholfen, die Ortsnamen der Umgegend von Tiflis auf der Landkarte studiert und nach längerem Entziffern plötzlich Namen wie Alexandersdorf, Elisabethtal oder Marienfeld heraus findet. Zwar hatte ich keine Gelegenheit, eine dieser Kolonien zu besuchen, aber Herr di Rosa erzählte mir manches davon; sie sind von russischen Dörfern sofort durch die erhöhte Sauberkeit zu unterscheiden und tragen in bezug auf die Bauart der Häuser und Kirchen vollständig süddeutschen Charakter; auch die Leute, die ganz unter sich als Ackerbauer, Gärtner und Handwerker leben, halten sich scharf von den Umwohnern geschieden; es ist fast unglaublich, dass diese Menschen, die Generationen lang unter Russen gelebt haben und jetzt zwischen Tataren und Armeniern wohnen, sich ihre völkische Eigenart so streng bewahrt haben; in Sprache und Tracht, in Sitten und Gewohnheiten, in der Bauart ihrer Wagen und Pflüge sind sie nicht im mindesten durch die fremde Umgebung beinflusst; dabei gehört es doch zum Charakter des Deutschen, dass er fremdländische Art schön findet und rasch annimmt; die Beharrlichkeit der Menoniten ist jedenfalls auf einen gewissen Märtyrerstolz zurückzuführen und auf die geistige Ueberlegenheit im Vergleich mit den fremden Nachbarn; denn die getrennte Religion wäre kein Hindernis für die Annahme eines tatarischen Arba-Modells; im Gegenteil sogar benutzen die Tataren deutsche Wagen, nicht weil sie dem Land besser angepasst sind, sondern wegen der anerkannt dauerhaften und genauen deutschen Arbeit.

Aehnliches wie von den Menoniten gilt auch von den Malakanen. Auch ihre Dörfer tragen den traulichen kleinrussischen Charakter und sind schon auf weite Entfernungen durch ihre gute Anlage und durch die hübschen Häuschen mit den roten Dächern von armenischen oder grusnischen Ansiedelungen zu unterscheiden, ganz zu schweigen von den Tatarendörfern, die immer nur schmutzige Lehmnester sind, wenngleich auch sie einer gewissen Poesie der Unsauberkeit nicht entbehren. Auch in der Tracht sind die Malakanen den Sitten der Väter treu geblieben; sie allein halten in Kaukasien die russische Volkskleidung aufrecht; die

Männer mit den hohen Schaftstiefeln und weiten Pumphosen, über welchen das rote Hemd getragen wird, und mit den grossen russischen Schirmkappen; die Weiber durch die übermässige Buntheit ihrer Tracht, die sich weit von den Gesetzen der Farbenharmonie entfernt, besonders im Sonntags- oder hier Samstagsstaat. Die Röcke sind ziemlich kurz, gesteift und meist von einer grellen Farbe, rot, gelb oder grün, Strümpfe, Schärpe, Mieder, Brust- und Kopftuch, sowie allfällige Haar- und sonstige Schleifen sind stets in verschiedenen Farben gehalten; die einzelne Trägerin sieht meistens wenig erfreulich aus, ausser wenn eine schöne Gestalt oder ein hübsches Gesicht das Unheil teilweise mildert; ein Trupp von fünfzehn oder zwanzig munteren Kirchgängerinnen dagegen bietet ein ungemein frohes Bild. Die Malakanen sind durch ihre Fröhlichkeit ebenso bekannt, wie durch ihre Liebe zur Musik und durch ihre felsenfeste Ehrlichkeit; gewiss drei Eigenschaften, denen zuliebe man manche Schattenseiten vergisst, wie etwa Vorliebe für Schnaps oder geringeren Vorrat an Intelligenz. Für dumm darf man die Malakanen übrigens nicht halten, sie sind nur langsam im Begreifen und stechen dadurch von den schlauen Armeniern und den geriebenen Tataren ab; zuverlässig und vertrauenswürdig sind sie im höchsten Grad.

Mein Kutscher war ein junger, blondbärtiger Mann mit einem gutmütigen fröhlichen Gesicht; schon bald nach dem Verlassen der Stadt wandte er sich nach mir um und bat um die Erlaubnis singen zu dürfen, die ich gern gab; nun sang er eine ganze Weile frisch und munter los, echte russische Volkslieder, die ganz verschieden von den rasselnden grusinischen Weisen und der eintönigen Schwermut der tatarischen Melodien waren. (N. B. Das Wort »rasselnd« soll keinen Tadel ausdrücken, sondern nur das Kriegerische, Wilde der grusinischen Lieder bezeichnen. Die Lieder der verschiedenen kaukasischen Stämme sind ihrem Charakter nach sehr verschieden. Ich hörte einmal ein swanetisches Lied, das auffallend an Kärntner oder Tiroler Weisen erinnerte und zwischen den einzelnen Strophen richtige »Jodler« enthielt. Das Studium dieses Kapitels wäre eine dankenswerte Aufgabe.) Durch meine erteilte Erlaubnis zum Singen hatte ich meinen Kutscher jedenfalls überzeugt, dass ich ein sehr herablassender Herr sei, und nachdem er geendet hatte, begann er mir von seinen Verwandten zu erzählen, die nach Amerika ausgewandert waren. Vor kurzer Zeit hatte er einen Brief von einem Vetter aus Los Angeles erhalten, in dem die dortigen Zustände sehr freundlich geschildert und die Familie meines Malakanen aufgefordert wurde, baldigst nachzukommen. Von mir wollte der Kutscher nun allerlei Auskunft haben. Zwar kannte ich Kalifornien nicht aus eigener Anschauung, aber immerhin konnte ich ihm manches über Klima, Ertragsfähigkeit des Landes — Kalifornien ist bekanntlich höchst fruchtbar und das erste Obstland der Welt —, über

Kultur, Städte und Verkehrsmittel angeben, was mit den Mitteilungen seines Vetters wohl zu stimmen schien und ihn sehr für das Land begeisterte; besonders gefiel es ihm, dass man jede beliebige Religion haben und Abgeordnete wählen durfte; dergleichen schien seinem russischen Verstand fast unbegreiflich. Um aber mein Gewissen nicht mit der Verleitung dieses Mannes zum Aufgeben seiner sicheren Existenz zu belasten, hielt ich ihm vor, wie hoch die Steuern wären (ich weiss nicht, ob sie es wirklich sind), wie gross die Konkurrenz wäre, und dass er nicht ans Auswandern denken dürfe, wenn er nicht mindestens tausend Rubel mit nach Kalifornien bringen könne; allein darüber war er gut unterrichtet; es gab in New York einen russischen Hilfsverein, der die Ankömmlinge empfing, sie nach ihren Bestimmungsorten versandte, und, einmal in Los Angeles, hatte er dort ja seine Verwandten, die wohlhabende Leute waren; für sein Fuhrwerk und sein Haus konnte er dreitausend Rubel erzielen, seine Familie bestand nur aus Mutter, Frau und einem Kind; er wollte es versuchen; auch dass die Reise von Tiflis bis Los Angeles über Bremen 21 Tage dauerte, wusste er bereits. Nun, vielleicht hat der Mann seinen Plan schon ausgeführt und ist ein »free citizen of the States« geworden; in diesem Fall wird er sicher oft der Fahrt nach Kadschory gedenken. —

Als wir uns dem Ort auf etwa 2 km genähert hatten, kam ein einsamer Spaziergänger in Sicht, in dem ich mit grosser Freude Herrn di Rosa erkannte; er wusste zwar, dass ich in Eriwan angelangt war, mein Erscheinen in Kadschory versetzte ihn jedoch in Staunen. Er stieg zu mir in den Wagen, und wir fuhren nun rasch das letzte Stück nach dem hübschen Villenort. Es waren in der Tat mehrere meiner Tifliser Bekannten hier auf Sommerfrische, und Refet Bey, den türkischen Generalkonsul, traf ich noch am selben Abend. Ich nahm ein Zimmer im Hotel »Tschöroglu«,*) so genannt nach dem Schloss eines sagenhaften tatarischen Begs, das in Ruinen auf einem schroffen Felsen bei Kadschory steht. Sodann nahm mich Herr di Rosa sofort zu einer befreundeten Familie mit, bei der wir bis Einbruch der Dunkelheit blieben.

Der folgende Tag war vollständig der behaglichen Ruhe gewidmet; auf der grossen schattigen Terrasse des Konsuls war es köstlich kühl, ich bekam einen Stoss der jüngsten Wiener Zeitungen und bemerkte, wie schön es eigentlich war, so absolut nichts zu tun, anzuordnen und zu besorgen zu haben. Ich hatte eine grosse Reise hinter mir, aller greifbaren Resultate derselben hatte ich mich bereits entledigt, in Baku sollte ich mit dem für die nun folgende Reise nötigen Gepäck zusammentreffen; diese Reise, die mit der persisch-kurdischen in keinerlei Zusammenhang stand, bedurfte

*) Die richtige Aussprache wird auch hier am besten durch »Tchöroglu« wiedergegeben; der Anlaut liegt zwischen T und K.

keiner weiteren Vorbereitungen, alles Erforderliche war bereits geordnet und vorhanden, es wartete an diesem Tag kein Arbadschi, es gab keinen Aerger mit Soldaten, Quartiergebern oder Führern, es war nichts zu präparieren und zu konservieren, keine Instrumente abzulesen, keine Landkarte zu studieren, keine Beobachtungen an Luft, Steinen, Pflanzen oder Tieren zu machen, — ich hatte Ferien und gab mich diesem schönen Zustand mit ganzer Seele hin. Ich las meine Zeitungen, plauderte mit Herrn di Rosa, rauchte, die Gegend war schön, die Luft herrlich und frei von dem alles überziehenden Staub, der seit mehr als zwei Monaten mein ständiger Begleiter gewesen war; Kadschory erchien mir als ein veritables Paradies.

Refet Bey besuchte uns vormittags und lud uns gegen Abend in seine Villa ein, mittags ass ich mit Herrn di Rosa, der Diener und Koch mit sich gebracht hatte. Bei Refet Bey traf ich ausser seiner liebenswürdigen Gemahlin noch Mirsa Faradsch Chan, den persischen Konsul aus Eriwan, der ebenfalls hier auf Sommerfrische und sehr zufrieden war, als ich ihm erzählte, wie gut ich in Persien von den Behörden aufgenommen worden sei. Den Abend brachten wir in einem grossen Gartenlokal zu, wo bei Musik und Gesang getanzt wurde, und wo ich wieder den hübschesten Teil der Bewohner von Tiflis beisammen sah. An diesem Tag ging ich mit dem erhebenden Gefühl zu Bett, lediglich meinem Vergnügen gelebt zu haben, mit vollständiger Ausserachtlassung aller höheren Interessen; es war, seit ich Wien verlassen hatte, der erste wirkliche Ruhetag gewesen.

Eigentlich wollte ich am 4. September wieder nach Tiflis zurückfahren; es gefiel mir aber in Kadschory so gut, dass ich noch einen Tag zugab. Der Diener des Konsuls, der in die Stadt fuhr um die Konsulatspost zu holen, benachrichtigte Weichbold von dieser Programm-Aenderung und bekam ausserdem zwei Depeschen mit; eine an die Botschaft in Petersburg, worin ich ersuchte, die Behörden in Krassnowodsk, Samarkand, Buchara und Petroalexandrowsk von meinem bevorstehenden Eintreffen zu verständigen, eine zweite an den Generalgouverneur von Taschkent, den ich bat, die ihm aus Petersburg zukommende Empfehlung meiner Person an die Unterbehörden weiterzugeben; denn es lag mir sehr daran, schon bei meinem Eintreffen in den verschiedenen turkestanischen Plätzen die nötigen Bewilligungen vorzufinden. Herr di Rosa unterzeichnete die Depeschen mit, und tatsächlich funktionierte der so verspätet aufgewandte Apparat gut; freilich nur, weil ich in Baku gegen mein Erwarten zehn Tage zurückgehalten wurde; sonst hätte ich in Samarkand oder Buchara über eine Woche warten müssen.

Mit Generalkonsul Refet Bey unternahm ich einen mehrstündigen Spaziergang nach der Ruine von Tschöruglu, der erst lange Zeit durch schönen

Buchenwald führte, dann über felsige Höhen bis an den Fuss des zerfallenen Schlosses; dieses liegt auf einem hohen und schroffen vorspringenden Felsen, der nach drei Seiten über 100 m abfallt, auf der vierten etwa 20 m tief, so dass das Schloss ohne Leitern und waghalsige Kletterei von nirgendher zugänglich ist. Vom Felsen aus erblickt man rings waldige Höhen, aus denen einzelne Landhäuser und das anmutige Kadschory herausblicken; nach Osten zu dehnt sich die weite Ebene der Kura, hinter der im Dunst die Steilabfälle des daghestanischen Kaukasus zu ahnen sind, und am Fuss des Berges liegt in einer freundlichen Talmulde die deutsche Kolonie Elisabeththal. Wir kletterten einige Zeit lang in den Felsen umher; ich versuchte vergeblich, den Fuss der Mauer zu erreichen, was ohne Leiter oder Seil kaum möglich ist; dann wanderten wir wieder heimwärts. Der Rest des Tages verstrich mit Besuchen und Spaziergängen, und am folgenden Morgen fuhr ich gemeinsam mit Herrn di Rosa und Refet Bey nach der Stadt zurück.

Es hatte sich inzwischen wenig Neues ereignet; auf der Banque de Commerce, wo ich wieder meinen Kreditbrief spielen liess, fand ich einige Briefe, ferner kaufte ich einen neuen Vorrat an Formol, der hinreichte, um 200 Liter Konservierflüssigkeit herzustellen und mit dem ich gerade bis Schluss der Reise mein Auslangen fand. Mittags besuchte mich Dr. v. Kadich, nachmittags kam Herr di Rosa in Begleitung des Vizekonsuls Halla, der im Begriff war, seinen Posten in Albanien mit dem am österreichischen Konsulat in Teheran zu vertauschen. Dort herrschte immer noch die Cholera, die auch schon längst nach Täbris gekommen war und in eben diesen Tagen in Maragha, Urmia, Dschulfa und Khoi aufzutreten begann; ich war also gerade zur rechten Zeit aus Persien ausgerückt und dachte mit Sorge an meine Bekannten in den Missionshäusern. Nachträglich erfuhr ich aber, dass, trotzdem die Epidemie in den genannten Orten grosse Verheerungen anrichtete, die Europäer und ihre Schutzbefohlenen dank der getroffenen Vorsichtsmassregeln verschont geblieben waren. Nur in Teheran fielen einige Mitglieder der europäischen Kolonie der schrecklichen Seuche zum Opfer. In Baku waren ebenfalls mehrere Fälle vorgekommen, und in Turkestan galten Merw und Askabad als die am meisten verseuchten Plätze. Diese Nachricht bürdete mir eine neue Sorge auf; denn wenn Baku für verseucht erklärt wurde, konnte es geschehen, dass die Reise von dort nach Krassnowodsk verboten oder doch durch eine Quarantäne gehemmt wurde; und wenn die Gegend diesseits des Amu-Darja unter denselben Verhältnissen stand, musste ich mich darauf gefasst machen, in Tschardschuj Quarantäne zu halten. Ich erkundigte mich auf dem Gesundheitsamt und erfuhr, dass in Krassnowodsk vorläufig noch keine Sperre bestände, wohl aber in Baku für Reisende aus Turkestan; nun, das ging mich erst in zwei Monaten näher an, bei

der Heimfahrt. In Tschardschuj, wo die transkaspische Bahn den Amu-Darja übersetzt, fand eine ärztliche Untersuchung der Passagiere statt, und verdächtige Personen wurden, zurückgehalten; man musste also darauf achten, nicht verdächtig zu erscheinen.

Den letzten Tag in Tiflis verbrachte ich hauptsächlich in Gesellschaft des deutschen Konsuls Herrn Fromann, des Vizekonsuls Halla und des Dr. v. Kadich, der mich abends bei einer deutschen Familie mit Namen Dittrich einführte. Herr Dittrich ist der Besitzer einer grossen Brauerei in Tiflis und ferner einer der eifrigsten und erfolgreichsten Jäger in Kaukasien. Ich hatte meine letzten Besorgungen bereits erledigt, mir auch russische Generalstabskarten von Turkestan verschafft, und da der Zug nach Baku erst um Mitternacht abging, konnte ich bis lange nach 10 Uhr in der angenehmen Gesellschaft der Familie Dittrich bleiben. Dann kehrte ich ins »Londres« zurück, verabschiedete mich von meinen Bekannten — Herr di Rosa fuhr schon in den nächsten Tagen nach Kiew — für die nächsten zwei Monate und fuhr mit meinen Leuten zur Bahn.

Unter dem üblichen Geschrei und Gedränge der schmutzigen Tataren, der rücksichtslosen, starken Träger, suchten sich Weichbold und Abdull ihre Plätze; die Hunde waren Gott sei Dank nicht mehr da; mögen sie in Urmia glücklich ein hohes Alter erreichen! Ich hatte zwei Abteilgenossen, höhere Beamte, die keinerlei unangenehme Eigenschaften zeigten, und konnte mich als gut untergebracht betrachten. Mit einiger Verspätung ging endlich der Zug ab, und da es schon weit über Mitternacht war, wurden bald die Betten bereitet und man ging zur Ruhe. Diese wurde für mich nur in Akstafa unterbrochen, wo mich ein Polizeibeamter durch den »Kandúktor« wecken liess und meinen Pass zu sehen verlangte; er blätterte darin solange, bis ich ihn fragte, was er denn eigentlich von mir wolle. Ja, er müsse nachsehen, ob ich beim Verlassen Persiens und Betreten Russlands die Gesundheitsbescheinigung erhalten hätte. Gott sei dank, hatte ich sie, worauf er höflich dankte und ging. Welche Behörde mich so genau im Auge behalten hatte, konnte ich nie erfahren; jedenfalls muss es eine gut arbeitende Verwaltungsmaschine sein, die es ermöglicht, einen Reisenden auf einer beliebigen Station aufzufinden; vermutlich steckte das Gesundheitsamt in Tiflis dahinter, dem ich meinen Aufenthalt in Persien und meine weiteren Absichten bekannt gegeben hatte. Das Polizei-Visum von Tiflis war diesmal in meinem Pass nicht eingetragen, da dies nur bei dreitägigem Aufenthalt zu geschehen hat und mein Ausflug nach Kadschory eine Unterbrechung vor dem dritten Tag gewesen war; ich nehme an, dass dieser Mangel der Anlass war, mir nachzuforschen; hätte ich die Gesundheitsbescheinigung von Schachtachty nicht gehabt, wäre ich jedenfalls in Akstafa zum Aussteigen genötigt worden und es wäre eine heillose Konfusion entstanden; so aber konnte ich ruhig weiter schlafen.

Die Landschaft, die wir am Tag durchfuhren, war grenzenlos öde; nichts als Sand oder verdorrte Steppen waren weit und breit zu sehen; nur ab zu tauchte der Bergwall des Kaukasus hinter einer flachen Bodenwelle auf. Gute Büffetts in verschiedenen Stationen unterbrachen die Langeweile der Fahrt, die durch die herrschende Hitze nicht angenehmer gestaltet wurde. Gegen 4 Uhr nachmittags erreichten wir Baladschary, wo die Linie Tiflis-Baku mit der aus Russland kommenden Linie Rostoff-Beslan-Petrowsk-Baku zusammentrifft; hier stiegen viele Passagiere aus, die auf die nördliche Linie umsteigen mussten; weiter gegen Osten zu ist nur mehr Baku am Ende der Sackbahn; schon unter tags waren wir endlosen Petroleum-Tank-Zügen begegnet, jetzt kreuzten wir jede Minute einen solchen. Schon lange vor der Station Baku beginnt der riesige Rangierbahnhof, ein Gewirr von Geleisen, Massen von Tankwagen, durch die der Zug unter heulendem Pfeifen hindurchdonnert. Dahinter erhebt sich ein Wald von Schornsteinen, eine Reihe ungeheurer Petroleumreservoirs, die Luft ist von dichten Rauchmassen erfüllt, alles riecht nach Petroleum — die Steinölmetropole zeigte sich in ihrer ganzen imposanten Grösse.

Um $^1/_4$ nach 5 Uhr fuhren wir in den Bahnhof ein; dies war Ortszeit; die nach dem Petersburger Meridian gerichtete Bahnzeit bleibt hinter ihr um fast $1^1/_2$ Stunden zurück. Der Bahnhof war gross und schön gebaut, entweder erst wenige Jahre alt, oder bei seiner Anlage in richtiger Voraussicht des raschen Wachstums der Stadt bemessen. Er ist von einem breiten Platz mit hübschen Anlagen umgeben und liegt ziemlich genau an der Grenze der »schwarzen« und »weissen Stadt«. Unter der schwarzen Stadt (tschorny gorod) versteht man in Baku den Stadtteil, in dem alle die zahllosen Werkstätten, Pumpstationen, Raffinerien, Schwefelsäurefabriken und Destillerien liegen, die der Verarbeitung des Rohnaphthas auf seine verschiedenen Teilprodukte, der Reinigung des Petroleums und dem Versand dienen. Die »weisse Stadt« (bjely gorod) dagegen ist die eigentliche Stadt, in der man wohnt und die sich in der Farbe der Häuser und des Bodens so sehr von dem über und über verrussten Fabriksviertel abhebt, dass jene Unterscheidung sehr wohl gerechtfertigt ist.

Ich überliess es Weichbold und Abdull, das Gepäck auszulösen und mir dann zu folgen, und fuhr nach dem in Aussicht genommenen Hotel. Der Weg führte durch eine wenig saubere Vorstadt nach der grossen Avenue, die die beiden Stadthälften verbindet und in der eine doppelte Zeile riesenhafter Kabel- und Telegraphenstangen, sowie eine Strassenbahn auffielen; diese grosse Avenue ist schon teilweise mit hübschen und modern aussehenden Häusern umgeben und führt nach dem Hafen; bevor wir aber diesen erreichten, bog mein Kutscher in den Lalajewsky Projesd ein, an welchem das Hotel Europe oder Jewropa liegt. Ich nahm hier ein grosses Zimmer für meinen Bruder und mich, ein kleines für Weichbold, Abdull sollte in

einem tatarischen Einkehrshaus Quartier finden. Man ubergab mir sofort eine Depesche meines Bruders, in der er seine Ankunft für den folgenden Morgen anzeigte; sie war aus Rostoff am Don abgeschickt. Ich richtete mich häuslich ein, da wir ja doch mindestens vier Tage in Baku bleiben wollten, nahm ein Bad und setzte mich dann in das wohleingerichtete Lesezimmer, als man mir ein zweites Telegramm brachte, demzufolge mein Bruder schon in derselben Nacht um 1 Uhr eintreffen sollte; es kam aus Petrowsk. Mit Lesen und Tagebuchschreiben vertrieb ich mir die Abendstunden — es war schon zu spät, um auf der Bank nach Briefen zu fragen — und fuhr nach Mitternacht zur Bahn, wo denn auch mein Bruder pünktlich eintraf. Er kam direkt aus Wien und hatte 99 Stunden im Waggon zugebracht. Es war ein hübsches Wiedersehen, das wir hier am äussersten Südostendchen Europas feierten, und wir blieben im »Europe« noch bis 4 Uhr auf; gab es doch manches zu erzählen, was sich in den vier Monaten seit meiner Abreise ereignet hatte.

Den Vormittag des folgenden Tages verbrachten wir zu Haus, mit Besprechung des Reiseplanes für Turkestan beschäftigt. Als ich Wien verlassen hatte, waren meine diesbezüglichen Absichten noch weit davon entfernt gewesen, feststehend zu sein, und auch die Briefe, die ich seither heimgesandt hatte, waren nicht hinreichend gewesen, um meinem Bruder meine vorgesteckte Route ganz klar zu machen. Ich legte ihm nun meinen Plan vor, und nach einigem Hin und Her stellten wir folgendes Programm fest. Wir wollten über Krassnowodsk ohne Aufenthalt, als den, den uns möglicherweise die Quarantänevorschriften auferlegten, nach Samarkand reisen; von dort zurück nach Buchara und an den Amu-Darja; hier wollten wir sehen, welches die günstigste Methode war, nach Chiwa zu gelangen; von dort sollte, wenn es die Zeit gestattete, ein Abstecher von etwa zwei Wochen nach dem Aralsee gemacht werden und dann als grosses Schlussstück eine Durchquerung von Ust-Urt und Kara-Kum nach Krassnowodsk. Ich bemerke gleich, dass dieses Programm durchaus nicht in allen Punkten zustande kam. Wir verloren durch unvorhergesehene Aufenthalte so viel Zeit, dass wir es bedeutend kürzen mussten, wenn wir nicht tief in den Winter geraten wollten. September und Oktober sind zwar nach April und Mai die günstigsten Monate, um Turkestan zu bereisen, im November dagegen ist die Kälte oft schon sehr gross, und das Tierleben, auf das es mir ja hauptsächlich ankam, bedeutend vermindert.

Nachmittags begannen wir mit der Besichtigung der Stadt, und zwar fuhren wir zuerst den Hafenkai entlang nach dem Turm Kis Kaleh, d. h. Mädchenschloss. Dieser Turm, einst ein Teil der persischen Festung und dicht am Meer gelegen, trägt jetzt ein Leuchtfeuer und ist vom Ufer durch einen breiten Kai getrennt. Man erreicht ihn auf einem Umweg

durch einige enge und schmutzige Tatarengässchen, in die der Wagen nicht folgen kann, und wir mussten eine Zeitlang nach dem Wächter suchen, bis dieser erschien und uns das eisenbeschlagene Pförtchen öffnete. Auf ausgetretenen schmalen Steinstufen erreicht man zuerst die Plattform der Umwallungsmauer, von wo aus sich der Turm noch 30 m hoch erhebt; seine Gesamthöhe beträgt 45 m. Er ist aus riesigen Quadern ungeheuer massiv gebaut und in seinem Innern führt eine enge, teils hölzerne, teils steinerne Wendeltreppe steil hinauf; Schiessscharten in den über 2 m dicken Wänden erhellen den Weg, auf dem es an Gelegenheiten,



51. Baku. Der Hafen, von Kis Kaleh gesehen.

sich den Kopf tüchtig anzustossen, nicht mangelt. Je höher man hinaufkommt, desto niedriger und schmäler wird der Schneckengang, bis man durch eine Falltür die Plattform erreicht. Diese ist mit schönen Zinnen gekrönt und trägt in ihrer Mitte das Blechhäuschen mit dem Leuchtfeuer. Zahlreiche, kreuz und quer gespannte Drähte, Kabel, Taue und Ketten erschweren die Zirkulation. Der Blick jedoch, den man von dieser Höhe geniesst, ist prachtvoll. Zu unsern Füssen lag der Hafen mit den zahlreichen mächtigen Dampfern; sie trugen durchwegs die russische Flagge, wie dies in dem russischen »Privatmeer« auch nicht anders zu erwarten war; ob Persien überhaupt Dampfschiffe besitzt, vermag ich nicht zu sagen; da aber dieses Land am Kaspischen Meer zwei immerhin be-

deutende Hafenplätze besitzt, nämlich Enseli und Machmudabad, so wäre es ja nicht ausgeschlossen, dass auch persische Schiffe, wenigstens Segler, in Baku zu finden sind.

Der Hafen von Baku ist eine halbkreisförmige Bucht, die nach Süden offen steht und die im Norden durch das Festland der Halbinsel Apscheron, im Osten durch das Kap Sultan und im Südwesten durch das weit vorspringende Kap Schichoff geschützt ist; da im Süden und Südosten der Einfahrt drei Inseln vorgelagert sind, Nargin, Wuluf und Pesstschany, ist die Bucht nach allen Seiten gut geschützt; der innere Hafen wird noch durch ein kleines Vorgebirge gedeckt, auf dem sich das stattliche Gebäude der kaspischen Admiralität erhebt. Einige Dampfer zogen ihre Streifen durch die himmelblaue Flut, in der Nähe des Kap Sultan lagen in einer Reihe sieben Dampfer vor Anker; dort war die Quarantänestation für die aus Krassnowodsk und Enseli kommenden Schiffe. Zur Linken lag eine dichte, schwarze Rauchwolke, aus der die Dächer der Fabriken, die Schornsteine und die Türme der Raffinerien hervorragten, die schwarze Stadt. Hinter uns aber dehnte sich, in weitem Halbkreis die Hügel hinangebaut, das eigentliche Baku, eine mächtige Stadt, aus der die russische Kathedrale imponierend hervorragte. Die Höhen um die Stadt sind mit älteren und neueren Befestigungen besetzt, in der Stadt selbst bilden einige Riesengebäude ganze kleine Bezirke für sich selbst, so das alte Schloss der persischen Chane, jetzt ein Zeughaus, die ehemalige Festung, von der der Turm Kis Kaleh ein Teil ist, und der Komplex der orientalischen Basare.

Bezüglich des Begriffes »weisse Stadt« muss ich übrigens bemerken, dass er zwei Bedeutungen hat; man bezeichnet damit oft auch die jenseits der schwarzen Stadt gelegene Niederlassung mit den Werken von Schibajeff und Rothschild, und in diesem Sinne findet er sich auch bei Baedeker angegeben; ich dagegen habe gefunden, dass man meistens die eigentliche, bewohnte Stadt Baku als »weiss« von der Gesamtheit der mehr östlich gelegenen Fabriks- und sonstigen Anlagen unterscheidet; nach der andern Version zerfiele die Stadt in Baku, die weisse Stadt und die schwarze Stadt; doch stiess ich in Baku niemals auf diese dreifache Unterscheidung.

An den Turm Kis Kaleh, dessen Name, wie schon erwähnt, Mädchenschloss oder Jungfernturm bedeutet, knüpft sich eine romantische Erzählung, die aber wahr sein soll. Einer der früheren persischen Chane — Russland eroberte Baku endgültig im Jahr 1806 — kam auf den Gedanken, seine schöne Tochter zur Frau zu nehmen. Da ein so hoher Herr keinen Richter zu fürchten hatte, und das Mädchen gegen seinen Vater wehrlos war, schien sein Schicksal unabwendbar, und die Tochter fügte sich scheinbar den Absichten ihres Vaters; doch stellte sie eine Bedingung, an deren Erfüllung sie ihre Einwilligung knüpfte. Der Chan sollte an

der Stelle, wo die Mauern des Schlosses ins Meer abfielen, einen hohen Turm ganz nach den Angaben seiner Tochter erbauen lassen. Baumeister aus Konstantinopel sollten hierzu berufen werden und der Turm selbst aus grossen Quadern zusammengesetzt werden; durch diese Wünsche, deren Befolgung den Termin der Hochzeit auf viele Monate hinausschob, hoffte das Mädchen Zeit zu gewinnen und rechnete darauf, von ihrem Geliebten, einem jungen Fürstensohn, befreit zu werden. Der Chan aber, der um die Liebe seiner Tochter zu jenem jungen Mann wohl wusste, hielt diesen



52. Baku. Blick auf Stadt und Kathedrale.

erfolgreich fern, und der Turm ging immer mehr seiner Vollendung entgegen. Schon fehlten nur mehr wenige Tage bis zur Hochzeit und der fertige Turm wurde festlich eingeweiht. Mitten während der Feierlichkeiten aber stürzte sich das Mädchen von den Zinnen ins Meer. Der Chan selbst fiel der Rache des Fürstensohnes zum Opfer, der dann von der Höhe des Turmes der Geliebten in den Tod folgte.

Soweit die Sage. Wer aber die strengen Vorschriften des Islam bezüglich der Weiber kennt, muss sich sagen, dass es kaum denkbar ist, dass der junge Mann die sorgsam gehütete und streng bewachte Tochter seines Fürsten auch nur ein einziges Mal unverschleiert zu Gesicht bekommen konnte.

Dieselbe Erwägung macht auch die hübschen »Lieder des Mirza Schaffy« unverständlich, denn sowohl der Wein, als auch die Art von Liebe, die sich in Gesängen auf ein angebetetes Mädchen äussert, sind Dinge, die in mohammedanischen Ländern nicht vorkommen. Dass ein Islamite an der Seite seines Liebchens beim schäumenden Kachetiner sitzt, ist einfach ausgeschlossen, er sei denn ein Revolutionär, der sich um keinerlei Vorschriften kümmert. »Sein Mädchen«, wie etwa unsere Bauernburschen, hat kein Korangläubiger, und wenn je ein Verkehr zwischen unverheirateten Liebenden vorkommt, so geschieht er in grösster Heimlichkeit und ist nach den Anschauungen des Landes geradezu verbrecherisch. Der Durchschnittsorientale bekommt seine Gattin offiziell zum ersten Male erst dann unverschleiert zu Gesicht, wenn die Hochzeit bereits fest beschlossen ist, und ein Rücktritt des Bräutigams ein gesellschaftlicher Skandal wäre. Ein Mädchen im Kreis seiner Familie kennen und lieben zu lernen, oder in Gesellschaft, bei Spaziergängen, Bällen, beim Tennisspielen, oder wie sonst die Gelegenheiten heissen mögen, bei denen sich in unsern Ländern zarte Bande anzuspinnen pflegen, ist im Orient ein Ding der Unmöglichkeit, da die Frauen nicht nur von allen Vergnügungen, an denen Männer teilnehmen, ausgeschlossen sind, sondern sich auch im Haus dem Besucher nur höchst selten und dann stets verschleiert zeigen. Im niederen Volk, wo z. B. gemeinsame Feldarbeit ein strenges Aufrechterhalten des Zeremoniells verbietet, mag es vorkommen, dass ein Mann auf Grund persönlichen Augenscheins seine Neigung fasst, in höheren Kreisen, bei Kaufleuten, Beamten, Aristokraten, bekommt ein junger Mann ein Mädchen ebensowenig unverschleiert zu sehen, wie wir die Damen unserer Bekanntschaft in der Badewanne. Es mag Ausnahmen geben. Mehrere Perser und Tataren, die ich über den Gegenstand befragte, versicherten mir, dass ein Mädchen, welches sich einem jungen Mann, und hätte er selbst die allersolidesten Absichten, unverschleiert zeigt, ihn unter vier Augen trifft oder mit ihm ohne Gegenwart der Eltern spricht, auf seinen guten Ruf ohne Pardon verzichten müsse. Nach der Darstellung meiner Gewährsmänner, die zum Teil sehr hochstehende Leute waren, ist die uns geläufige Reihenfolge der Dinge, Kennenlernen, Hofmachen, Liebe, Werbung, Brautstand, Hochzeit, im Orient nicht vorhanden. Wenn der junge Mann heiratsfähig wird, übernehmen es die älteren weiblichen Verwandten — und es ist anzunehmen, sehr eifrig —, ihm eine Frau zu verschaffen; denn Junggesellen gibt es kaum, ausser unter den Derwischen. Die Rücksichtnahmen auf Vermögen, gesellschaftliche Stellung und guten Ruf der Familie sind dieselben wie bei uns. Ueber Geist, Gemüt und Schönheit der Erwählten kann sich der junge Mann nur nach dem Bericht der Vermittlerinnen ein Bild machen, nicht einmal eine Photographie hilft ihm dabei. Das Mädchen ist in dieser Hinsicht viel besser daran, denn sie hat den

Bewerber schon oft gesehen, und da er als Kaufmann oder Beamter im öffentlichen Leben steht, gibt es über ihn wenig Geheimnisse. Es werden nun dem jungen Mann Vorschläge gemacht, wobei es natürlich klar ist, dass die Vermittlerinnen nicht lediglich das Glück des künftigen Paares im Auge haben, sondern auch andern Beweggründen folgen. Die beste Beraterin des Heiratskandidaten ist seine Mutter, die freilich auch oft über eigenen Plänen die Absichten ihres Sohnes vernachlässigt. Mit einem Wort, dem Opfer wird so lange zugesetzt, bis es sich entschliesst, die bestgeschilderte Katze im Sack zu kaufen.

Ist die Abmachung perfekt, dann bringt der junge Mann den Eltern des Mädchens seine Werbung vor, die nach den vorhergegangenen Beschlüssen nur mehr eine Formsache ist. Nun erst zeigt sich die Erwählte unverschleiert, und der Bräutigam darf sie — im Kreis der Verwandten wohlgemerkt — sehen und mit ihr sprechen. Hier kommt es nun allerdings mitunter vor, dass der junge Mann zurücktritt, wenn man ihm nämlich eine von seinem Ideal und den gegebenen Beschreibungen allzu verschiedene junge Dame anhängen will; aber dieser Schritt ist ebenso selten, als bei uns der Bräutigam nicht zur Trauung erscheint. Nun wird rasch die Hochzeit gerüstet, und die Neuvermählten können sehen, wie sie miteinander auskommen. Ich verblüffte einen meiner Gewährsmänner ziemlich durch den Vorhalt, wie unsinnig es wäre, sich über seine Lebensgefährtin so wenig zu informieren, wo doch jeder Esel oder Hammel, den er kaufen wollte, vorher genau auf alle seine Qualitäten untersucht würde. In der Tat müssen glückliche Ehen in unserm Sinne bei diesem Verfahren so selten sein wie Haupttreffer, und wenn auch der Orientale von seiner Frau nichts oder so gut wie nichts von geistigen Qualitäten verlangt, so sind doch diese Zustände nach unsern Begriffen trostlos. Die Vielweiberei, die übrigens nur bei sehr hohen Herren vorkommt, mildert die unangenehmen Verhältnisse einigermassen, denn wenn die eine Frau eine Enttäuschung war, kann die zweite oder dritte doch vielleicht besser passen; aber für den häuslichen Frieden dürfte es nicht von Vorteil sein, die erste Frau zu gunsten einer andern kaltzustellen. Von welcher Art die Frauen sein müssen, die sich mit dem dritten oder sogar hundertsten Teil eines Gatten begnügen, kann man sich nicht recht vorstellen; doch sind eben die diesbezüglichen Ansichten im Orient andere, als bei uns und überdies ist die Polygamie aus finanziellen Gründen auch dort sehr selten; übrigens darf man bei Harems von selbst mehreren hundert Frauen immer nur an drei legitime Gattinnen denken; die übrigen sind Dienerinnen, und die angetrauten Frauen werden durch diese wenigstens offiziell in ihren Rechten nicht beeinträchtigt.

Die Eheschliessung ohne vorherige Bekanntschaft ist eine Einrichtung, die notwendig viel Uebel im Gefolge haben muss, und sie steht und fällt mit

dem Gebot der Verschleierung der Frauen. Wenn ich nicht irre, ist es A. Muller in seinem Werk über den Islam,*) der eine Anekdote erzählt, in der der Anlass zu diesem Gebot angegeben wird. Mohammeds zweite Frau, Aïscha, hatte mit ihrem Gatten einen Spaziergang gemacht und bei einem Brunnen ein Glasperlenhalsband liegen lassen; als sie den Verlust bemerkte, lief sie zurück und traf auf dem Weg einen der Freunde des Propheten, der die Gelegenheit benutzte, um der hübschen jungen Frau ein bischen den Hof zu machen. Mohammed, darüber sehr ergrimmt, gebot seiner Frau, künftig nur mehr verschleiert auszugehen, und dehnte das Gebot auf alle Frauen und Mädchen aus. So war die Sorglosigkeit Aïschas und die Eifersucht des Propheten der Grund, warum heute hunderte Millionen Menschen des veredelnden Einflusses verlustig gehen, den der Verkehr mit Frauen bietet.

Das alles ändert aber nichts an der Sage vom Turm Kis Kaleh. Nachdem wir uns an der Aussicht sattgesehen hatten, suchten wir wieder unsern »Phaeton« auf und fuhren nach der schwarzen Stadt, um die Raffinerien der Firma Nobel zu besichtigen. Im Bureau erteilte man uns bereitwillig die Erlaubnis dazu und gab uns einen jungen Mann als Führer und Erklärer. Das Rohnaphtha wird von den Bohrfeldern in Röhren nach der schwarzen Stadt geleitet und zunächst in Reservoirs gesammelt. Von dort geht es in die Raffinieranlagen, die im Prinzip nichts anderes sind, als verschieden stark angeheizte Kessel, in denen der Reihe nach die leichtest flüchtigen Bestandteile des Rohnaphtha, Ligroin, Benzin und Gasolin abdestilliert werden. Einige dieser Kohlenwasserstoffe scheiden bereits bei 30° aus dem Naphtha aus, andere bedürfen höherer Temperaturen, wie Gasolin (etwa 60°), Benzin (etwa 70°) und Ligroin, das erst bei über 100° abdampft. Die so gewonnenen leichten Produkte werden in langen, wasserumgebenen Schlangenröhren gekühlt und dann weiteren Reinigungen durch Wasser und Schwefelsäure unterworfen.

Die Kessel sind so angeordnet, dass jeder etwa 1—1,5 m über dem folgenden liegt; das Naphtha strömt daher von selbst aus einem Kessel in den andern, und die Kessel sind desto stärker geheizt, je tiefer sie liegen. So liefert jeder Kessel auf dem Weg der fraktionierten Destillation ein seiner Hitze entsprechendes Destillat.

Schliesslich bleibt im Rohnaphtha nur mehr das Petroleum, russisch Kerossin genannt, das einer Temperatur von 150° bedarf, um sich von der übrigen Masse zu trennen. Es wird ebenfalls gekühlt und weiter raffiniert, bis es wasserhell und frei von allen Trübungen ist. Die nach der Ausscheidung des Petroleum verbleibenden Rückstände heissen Masutt oder Ostatki (Ueberbleibsel); aus ihnen werden noch verschiedene Quali-

*) A. Müller, »Der Islam«. 2 Bde., Berlin 1885—1887.

täten von Schmierölen erzeugt, ferner Oele, die zur Salben- und Kerzenbereitung Verwendung finden. Die allerletzten Rückstände, die noch einen grossen Teil der ursprünglichen Masse bilden, sind braun und zäh; sie werden nicht nur zur Heizung aller Fabriksöfen benutzt, in dem man sie gleichzeitig mit Wasserdampf in die Feuerung spritzt, sondern dienen auch den meisten Dampfern auf dem Kaspischen Meer, der Eisenbahn Batum—Baku und der transkaspischen Bahn als ausschliessliches Brennmaterial. Das Nobelsche Werk ist das grösste in Baku und besitzt nicht



53. Baku. Petroleum-Tanks.

nur seine eigenen Bohrfelder, sondern auch Fabriken zur Herstellung aller Hilfssubstanzen, wie Schwefelsäure, Natron usw. Durchschnittlich verarbeitet das riesige Etablissement jährlich 1 600 000 Tonnen Rohnaphtha, doch steigt die Zahl von Jahr zu Jahr. Baku liefert mehr Petroleum als selbst Amerika, nämlich (1902) 11 Millionen Tonnen, während die Vereinigten Staaten 10 Millionen und der nächstgrösste Produzent, Oesterreich, nur etwa 570 000 Tonnen im genannten Jahr hervorbrachten.

Das vollständig gereinigte Petroleum wird neuerlich in Reservoirs gepumpt, die Tanks, von wo es nach Bedarf in die Petroleumwagen der

Eisenbahn oder mittels einer Rohrleitung in die Tankschiffe abgefüllt wird. Die letzteren bringen es nach den persischen Häfen, noch weit mehr aber in die Wolga und, dieser folgend, nach ganz Russland. Die Tankwagen laufen teils über Baladschary nach Russland, teils nach Batum, wo das Petroleum in zahlreichen Reservoirs bis zur Verschiffung nach seinem Bestimmungsort oder zur Abfüllung in Fässer und Blechkisten lagert. Um die Eisenbahn zu entlasten, beziehungsweise zum Petroleumtransport überflüssig zu machen, ist man im Begriff, eine teilweise bereits bestehende Röhrenleitung von Baku nach Batum — eine Strecke von fast 900 km, also etwa so weit, wie von Basel nach Posen — zu vollenden. Diese Leitung kann von allen Petroleumfirmen benutzt werden, da die einzelnen Raffinademarken unter gesetzlicher Kontrolle stehen und daher die Produkte aller Firmen gleich gut sind. Es braucht also nur die Menge Petroleum festgestellt zu werden, die jede Firma der Leitung übergibt, und in Batum wird einfach dieselbe Menge an die Tanks des betreffenden Hauses abgegeben.

Wir brachten über zwei Stunden in dem riesigen Etablissement zu, und hatten, als uns die Dunkelheit zur Heimfahrt zwang, zwar den wichtigsten Teil, die Raffinerie, aber weder die Schwefelsäurefabrik, noch die Bohrfelder gesehen, die weit ausserhalb der Stadt liegen. Einen Besuch des Vorkommens in Bibi Ejbat hoben wir uns für den folgenden Tag auf.

Um meinen Sammlungen auch Fische aus dem Kaspischen Meer einzuverleiben, ging ich am Morgen des 9. September mit dem Kommissionär des Hotels auf den Fischmarkt, doch fand ich dort nur wenige und obendrein ausgeweidete und geköpfte Fische vor, mit denen nichts zu beginnen war. Ich teilte jedoch einigen der Verkäufer meinen Wunsch mit, unverletzte Fische aller Arten zu kaufen, und man versprach, mir für den folgenden Tag einiges zu besorgen.

Nach dem Frühstück nahmen mein Bruder und ich einen Wagen und fuhren nach dem Bohrfeld von Bibi Ejbat, das einige Kilometer südöstlich von Baku in der Nähe des Kap Schichoff liegt. Von einem Hügel, der die Strasse übersetzt, erblickt man es mit einemmal, und es gewährt einen merkwürdigen, fast unheimlichen Anblick. Auf einem ebenen Streifen Landes, der nach zwei Seiten von einem steil abfallenden Höhenzug umgeben ist und etwa 0,25 qkm gross sein mag, erheben sich, aus der Ferne scheinbar dicht aneinander gedrängt, über zweihundert Bohrtürme, die auf den ersten Blick aussehen, wie ein Wald von sogenannten Erdpyramiden oder Termitenhügeln. Die meisten sind schwarz und grau, daneben aber finden sich fast weisse, das ganze Bohrfeld ist in eine dichte Wolke von Rauch und Dunst gehüllt, und der dunkle Boden, der sich scharf von dem Sand und den dürren Wiesen der Umgebung

abhebt, trägt noch dazu bei, das Bild fremdartig und verwirrend zu gestalten. Das Bohrfeld ist von einem Pallisadenzaun umgeben, durch dessen Tor wir vor das Kontor der Firma Schubaloff fuhren. Dort bewilligte man uns sofort die Besichtigung, und ein Oberarbeiter übernahm die Führung. Der Boden war getränkt von Petroleum, das die Luft mit seinem Geruch erfüllte und in grossen braun-grün schillernden Pfützen alle Vertiefungen erfüllte. Wir gingen erst zwischen einer Doppelreihe



54. Baku. Bohrfeld von Bibi Ejbat.

von Bohrtürmen durch und betraten dann den grössten, in dem eben gearbeitet wurde.

Die Bohrtürme sind im allgemeinen von gleicher Grösse; nur wenige Meter Unterschied finden sich in der Höhe, während die Breite nach der darinnen untergebrachten Maschine wechselt. Sie haben quadratischen Grundriss und erheben sich, nach der Spitze zu allmählich verjüngt, bis zu 18 bis 25 m. Meist bestehen sie bloss aus einem holzverschalten Gerüstwerk, einige haben einen Steinunterbau oder sind mit Blech beschlagen. Auf der Spitze befindet sich eine Rolle, über welche ein Drahtseil läuft; das eine Ende desselben führt nach dem Motor, das andere

ist am Schöpfzylinder befestigt. Dieser ist ungefähr 9 m lang und hat einen Durchmesser von etwa 20 cm, so dass sein Fassungsraum annähernd 280 Liter beträgt. Am unteren Ende des Zylinders ist ein Ventil angebracht, das sich durch den Druck der Flüssigkeit im Zylinder schliesst, jedoch öffnet, wenn der Boden auf eine harte Unterlage gestossen wird. An dem Drahtseil nun, das aus der Maschine über die Rolle auf der Spitze des Turmes nach dem Zylinder läuft, wird dieser in das Bohrloch hinabgelassen; die Dicke des zu durchfahrenden Gesteins bis an die unterirdische Naphthaschicht wechselt zwischen 50 und 600 m. In unserm Fall betrug die Tiefe des Bohrloches 180 m. Unten füllt sich der Zylinder mit Naphtha, wird heraufgezogen, beiseite gedreht und am Rand eines Holztroges niedergestossen; durch das geöffnete Ventil stürzt schäumend und brodelnd die dickflüssige, ölige Masse heraus und rinnt durch einen eingedeckten Graben nach dem ersten Reservoir, von wo es in die Tanks weitergepumpt wird, die die Leitung nach der schwarzen Stadt speisen. Der Vorgang des Niederlassens, Aufziehens und Entleerens des Zylinders nimmt 3—4 Minuten in Anspruch; dieser eine Bohrturm lieferte also bei zehnstündigem Betrieb und 15 Gängen in der Stunde 150 mal 280 oder 42000 Liter Naphtha täglich. Das gesamte Bohrgebiet von Baku, das sich aus den Feldern von — der Grösse nach — Balachany-Ssabuntschi, Bibi Ejbat und Ssurachany zusammensetzt, trägt gegenwärtig über 2100 Bohrtürme, deren Zahl stetig zunimmt, da immer neue Quellen angefahren werden, während die Zahl der Quellen, die ausgepumpt sind, sehr gering ist.

Beim Neuanbohren einer Quelle stösst man entweder in einer gewissen Tiefe auf eine ruhig liegende Schicht von Naphtha oder aber auf eine unter Druck befindliche; im letzteren Fall erfolgt beim Durchstossen der letzten deckenden Gesteinschicht eine Eruption von Gasen, die über dem Naphtha lagerten oder von flüssigem Naphtha selbst. Wenn flüssiges Naphtha austrittt, wird der Bohrturm sofort bis auf eine Pforte an der Basis geschlossen oder vielmehr geschlossen gelassen, und man wartet, bis sich der Springquell, dessen ölige Fluten man in Teiche leitet, ausgetobt hat. Wenn der Druck der unterirdisch eingeschlossenen Gase nicht mehr ausreicht, um das Petroleum herauszutreiben, oder wenn der Spiegel in dem verborgenen Reservoir so tief gesunken ist, dass die Gase allein entweichen können, hört das Springen auf und man beginnt mit der regelmässigen Schöpfarbeit. Manche Quellen springen auch periodisch, wie die Geysire, ohne dass man eine zufriedenstellende Erklärung für dieses Phänomen gefunden hätte; den Geysiren analog kann der Vorgang nicht sein, da das zutage tretende Petroleum niemals grössere Hitzegrade zeigt. Wenn die Schöpfbrunnen anfangen, weniger ergiebig zu werden, kann man sie mitunter zu neuer Tätigkeit anregen, indem

man eine in die Tiefe gesenkte Nitroglycerin-Patrone zur Explosion bringt; man nennt dieses Verfahren torpedieren. Durch die kolossale Gasentwicklung bei der Explosion wird wieder genügend Druck erzeugt, um die Quelle in Gang zu setzen.

Ueber die Entstehung der Petroleumlager gehen die Meinungen der Fachgelehrten sehr scharf auseinander. Die früher allgemein gültige Theorie der Entstehung des Petroleums aus Resten von Organismen, grösseren oder kleineren, wie z. B. Korallenkolonien, vermag nicht zu befriedigen, da so enorme Anhäufungen von Tierleichen unter einem Abschluss, der eine trockene Destillation ermöglicht, nicht erklärt werden können Eine neuere, sehr bestechende Theorie, die von Berthelot aufgestellt, von Mendelejeff und Moissan ausgebildet wurde, sucht die Erdölvorkommen auf anorganischem Weg zu erklären. Wenn man annimmt, dass unterirdische Lager von Karbiden — man denke nur an Kalciumkarbid und Acetylen — mit eindringendem Wasser in Berührung kommen, so würden riesige Mengen von Kohlenwasserstoffen entstehen, die sich unter starkem Druck befänden und beim Anfahren als gasförmiger oder flüssiger Springquell hervorbrechen müssten. — Ein genaueres Eingehen auf dieses Gebiet würde aber an dieser Stelle etwas zu weit führen. —

Als wir in unser Hotel zurückkehrten, trafen wir dort Herrn Vizekonsul Halla, den ich in Tiflis kennen gelernt hatte und der in Baku zwei Tage auf den Dampfer nach Enseli warten musste. Wir brachten den Abend mit ihm und dem Sekretär des österreichischen Konsulats von Baku, Herrn Rank, zu und beschlossen, am folgenden Tag eine Exkursion nach den Feldern von Ssabuntschi und nach Ssurachany zu unternehmen, wo sich der altberühmte Tempel der Parsi befindet, die »ewigen Feuer« von Baku. An Herrn Halla verkaufte ich auch zu meiner grossen Erleichterung die 125 Toman persisches Papiergeld, die ich noch besass und wofür ich in Baku selbst auf der Banque de Commerce keine Abnehmer hatte finden können. Der Vizekonsul konnte sie eben in Teheran gut gebrauchen und gab mir dafür englische Goldstücke, die die Bank mit Vergnügen in russisches Geld umwechselte.

Bevor wir am nächsten Morgen nach Ssabuntschi abfuhren, ging ich noch mit Weichbold auf den Fischmarkt, um zu sehen, wie die Tataren ihr Versprechen gehalten hatten. Es war aber während der Nacht so stürmisch gewesen, dass keiner der Fischer auf Fang gefahren war, und so musste ich wieder leer abziehen. Um 9 Uhr ging der Zug der Zweigbahn, die von Baku nach den Bohrfeldern auf Apscheron führt. Trotzdem Cholerafälle in der Stadt täglich neu gemeldet wurden, kauften wir uns doch am Bahnhof einen grossen Sack herrlicher Pfirsiche von der glattschaligen arabischen Sorte und waren bald damit fertig. In Ssurachany nahmen wir uns einen klapprigen Phaeton, der einst in Baku bessere

Tage gesehen haben mochte, und fuhren ohne Rücksichtnehmen auf vorhandene oder fehlende Wege querfeldein auf die Fabrik von Kokoreff zu, die der Nachbar und der Vernichter der »ewigen Feuer« ist und wo man sich melden muss, um den Tempel besuchen zu können. Die »ewigen Feuer« brennen schon seit 18 Jahren nicht mehr von selbst, und seit zwei Jahren kann man sie nicht einmal mehr anzünden. Die rastlosen Europäer haben in der Nachbarschaft so viele Bohrtürme errichtet, dass das Naphtha sich von seinen treuen Anbetern zurückgezogen hat. Noch vor wenigen Jahrzehnten sassen die Tataren und Parsis über den unermesslichen unterirdischen Oelquellen, deren brennende Ausläufer sie verehrten, ohne eine Ahnung von den riesenhaften Mengen an Energie, an Licht, Wärme und treibender Kraft, die den verborgenen Fluten innewohnte. Es fiel ihnen nicht ein, das in der Tiefe ruhende Naphtha zu erbohren oder sonstwie nutzbar zu machen, sie dachten offenbar über seine Herkunft und über sein Wesen nicht nach; sie begnügten sich, den hervordrängenden Ueberschuss anzubeten; wo der Glaube herrscht, schweigt der Verstand. Und jetzt entströmt die aufgespeicherte Sonnenkraft in tausend Quellen der Erde, ans Licht gebracht durch die tätigen, ruhelosen Abendländer, dienstbar ihrem Willen; und in Millionen von Fässern geht sie in die Welt, und aus aller Herren Länder strömt das Gold nach der Petroleumstadt, Myriaden von Menschen finden Arbeit und Erwerb. Die Feueranbeter aber sind von Baku verschwunden.

Der Tempel ist von schmuckloser Architektur, ein viereckiges, niederes Gebäude, das einen geräumigen Hof umschliesst. In der Mitte des Hofes erhebt sich eine Art von Pavillon, der ein mit Sand und Stein gefülltes Becken umfasst; hier war die Hauptaustrittsstelle der Gase, die, wenn sie brannten; mit einer mächtigen Flamme die kleine Kuppel ausfüllten. Im Giebel hängt eine Glocke, die durch den heissen Luftstrom des Feuers in Schwingung und zum Ertönen gebracht wurde. Rund um den Hof sind gegen 20 gleichartige Kammern angeordnet, die Zellen der anbetenden Mönche, deren jede ein Feuer enthielt; dieses war zu Beginn des Kultus angezündet worden, nachdem man durch ein kleines Bohrloch für genügenden Nachschub an Gas gesorgt hatte, und den Mönchen oblag es, das Erlöschen zu verhindern; das Feuer in der Mitte des Hofes war nur insofern »ewig«, als man es jederzeit anzünden konnte, da beständig Gase aus dem sandigen Grund aufstiegen. Es brannte nur bei besonderen Festlichkeiten, nach deren Ende es durch Sand wieder verlöscht wurde; auch wurde es entzündet, wenn eines der Feuer in den Mönchszellen erloschen war; diese durften nur durch Feuer von der Mittelflamme wieder in Brand gesteckt werden. Ausser den Feuern im Mönchstempel gab es noch ewige Feuer in dem ehemaligen Kloster

Atesch-Gach, die aus hohen Türmen hervorloderten, aber schon seit langer Zeit erloschen sind.

Als durch die Bohrungen in der Nachbarschaft die Gaszuflüsse zu den Tempelfeuern gestört wurden, legte die Firma Kokoreff eine Röhrenleitung in die einzelnen Kammern und in das Mittelfeuer, wodurch zwar der Weiterbestand der Feuer gesichert wurde, aber viel von der ursprünglichen Poesie das Kultus verloren ging; denn ein Eisenrohr, das aus der kleinen Feuergrube hervorragt, ist nicht geeignet, mystische Schauer zu erwecken. Die heiligen Feuer mussten vor jeder Unreinheit sorgsam bewahrt werden, und die Strenge ging so weit, dass sich die Mönche nur mit einem Tuch vor dem Mund der Flamme näherten, um ihre reine Glut nicht durch ihren Atem zu trüben. Der letzte Feueranbeter führte noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Einsiedlerleben in dem sonst verlassenen Tempel, bis er von Räubern, die wohl hofften, Schätze bei dem alten Mönch zu finden, durch das Luftloch im Dach seiner Zelle erschossen wurde. Seit ungefähr zwei Jahren hat der Gasaustritt in den Zellen sowie im Mittelbau trotz der Röhrenleitung aufgehört, und wir versuchten vergeblich, mittels schwedischer Zündhölzer die Feuer, die Jahrhunderte lang Gegenstand frommer Verehrung gewesen waren, wieder anzustecken.

Die »ewigen Feuer« von Baku sind ein Ding der Vergangenheit. Aber in der Nähe des Tempels finden sich auf freiem Feld Austrittsstellen von Gasen, die jedoch profanerweise zum Brennen von Kalk verwendet werden. Wir suchten einige dieser Oefen auf, in deren Innern die Flammen zischten und loderten, doch verhinderten die Lehmkuppeln, die als Behälter für den Kalk dienen, eine genaue Besichtigung der Eruptionslöcher. Auf dem Feld von Ssurachany sollen auch Schlammkrater vorhanden sein, Stellen, wo die Gase aus Lehmtümpeln aufsteigen, aber wir wussten die Lokalität so wenig wie unser Phaetontschik und mussten daher auf den Anblick verzichten.

Nach der Station Ssabuntschi, unserm nächsten Ziel, führte ein Fahrweg, der jeder Herabsetzung seiner Güte ruhig entgegensehen kann; die allerschärfste Charakterisierung kommt der Wahrheit nur entfernt nahe. Bis auf die Knochen durchgerüttelt, langten wir nach einstündiger Fahrt vor dem Bahnhof an, wo wir den Wagen entliessen. Es blieb bis zur Abfahrt des Zuges nach Baku noch genügend Zeit, um auch das Bohrfeld von Ssabuntschi teilweise zu durchwandern; es ist weitaus grösser, als das von Bibi Ejbat, aber die Art des Betriebes ist dieselbe, und es vermochte nicht den Eindruck zu erneuern, den der erste Anblick von Bibi Ejbat gemacht hatte. Nur die grossen Petroleumteiche erregten unser Staunen. Es sind veritable Seen, in denen sich das Naphtha hier versammelt, und wer ihnen unbefangen gegenüberträte, würde nie glauben,

dass es Naphtha ist, das hier in Tausenden von Hektolitern den Boden bedeckt. Wir balanzierten durch Pfützen von Erdöl, die eine Lampe monatelang hätten speisen können; das Petroleum, das bei uns das Budget mancher armen Familie empfindlich belastet, überschwemmt hier Weg und Steg.

Das Rauchen innerhalb des Bohrgebietes ist natürlich allerstrengstens und bei schweren Strafen verboten, und Soldaten mit aufgepflanztem Bayonett verfolgen mit den Blicken aufmerksam die Fremden; ich halte es für nicht ausgeschlossen, dass man sich eine Kugel zuzieht, wenn man eine Zündhölzerschachtel aus der Tasche zieht; denn ein einziges brennendes Streichholz, ja eine glimmende Zigarette, in einen der Teiche geworfen, in denen das Naphtha mit all seinen leicht entzündlichen Gemengteilen steht, würde genügen, um die ganze Gegend auf Kilometer im Umkreis in ein loderndes Flammenmeer zu verwandeln. Vor ungefähr zwei Jahren brach in der Nähe der Nobelschen Werke ein Brand aus, der einige der grossen Tanks ergriff und zum Bersten brachte; die feurige Flut ergoss sich unaufhaltbar über die Ebene, strömte zwischen Häuser und Werkstätten, und über zweihundert Menschen, unfähig, sich vor der heranbrausenden Lohe zu retten, kamen in den Flammen um. Wochenlang brannten die tiefer gelegenen Stellen lichterloh, und man musste alle Gebäude der Umgebung niederreissen und hohe Wälle von Sand um den Feuerherd auftürmen, nur um ihn auf die Stelle zu bannen; an Löschen war natürlich nicht zu denken.

Den Abend verbrachten wir wieder mit Herrn Rank, und für den nächsten Morgen meldeten wir unsern Besuch beim österreichischen Konsul, Herrn Goldlust, an. Wir wurden auf das liebenswürdigste empfangen und für den folgenden Tag zu Tisch geladen. Vizekonsul Halla fuhr am selben Abend weg nach Teheran, und ich gab ihm aus meiner wohlassortierten Choleraapotheke einige Präventivmittel, da er sich mitten in das verseuchte Gebiet begab. In Baku waren 18 neue Fälle gemeldet worden, aber da Regen und kühles Wetter eingetreten war, fürchtete man keine grössere Ausbreitung der Krankheit. Nach meinem Gepäck, das von Eriwan kommen sollte, liess ich durch Abdull täglich zwei bis drei Mal bei der »Nadjeshda« anfragen, aber es war noch nicht angekommen. Noch fünf Tage sollten verstreichen, bis es endlich eintraf, und diese Tage fehlten uns später sehr, als der Winter herankam und wir an die Heimreise denken mussten. Die liebenswürdige Gesellschaft der Herren Goldlust und Rank verkürzte uns zwar die Zeit, aber dennoch wuchs mein Ingrimm über die Saumseligkeit der Bahn oder der Transportgesellschaft — eine schob die Schuld auf die andere — von Tag zu Tag. Ohne Gepäck konnten wir aber unmöglich reisen, und es nach einem Platz in Transkaspien nachsenden zu lassen, schien nach den bisher gemachten Er-

fahrungen nicht ratsam. Wir hätten leicht eine grössere Exkursion von Baku aus machen können, zum Beispiel nach der grossen Fischereistation von Boshny Promyssl an der Kuramündung, an die ich eine Empfehlung von Herrn di Rosa hatte, und wo ich sicher eine reiche Auswahl von Fischen gefunden hätte; und sicher wären wir dorthin gefahren, wenn wir nicht von Vormittag auf Nachmittag und von Abend auf Morgen gehofft hätten, das Gepäck ankommen zu sehen. Als es am 16. September endlich eintraf, kam eine Kiste, die ich erst auf dem Rückweg in Baku nötig und daher als Frachtgut expediert hatte, gleichzeitig mit den übrigen Kollis, die als Eilgut aufgegeben waren!

Am 12. September, einem Montag, war das Fest Alexander Newskijs, ein hoher Feiertag für ganz Russland. Seit vier Tagen stockte praktisch in Baku der Geschäftsverkehr, und eine grosse Anzahl von Läden war abwechselnd geschlossen. Freitags feiern die Mohammedaner, und da an diesem Tag die Basare gesperrt sind, ist fast allgemeine Geschäftsruhe. Samstag sind die jüdischen Betriebe eingestellt, die einen sehr grossen Prozentsatz ausmachen. Sonntags öffnen sich weder die Banken, noch die Postämter, und am Montag, dem grossen Feiertag, waren ebenso wie Sonntag, überhaupt alle Kaufläden geschlossen. Wäre zum Beispiel mein Gepäck Samstag abends auf dem Bahnhof eingetroffen, hätte ich es vor Dienstag früh nicht erhalten, da weder die Bahn an den beiden Feiertagen Waren ausfolgte, noch die Transportgesellschaft sie übernahm.

Den 16. September verwendeten wir zu einem Ausflug im Segelboot nach der Insel Wuluf; hinaus fuhren wir bei bewegter See, aber gutem Wind. Die kleine Insel, die sich nur einige Meter über das Meer erhebt, ist ungefähr einen Kilometer lang, bei einer durchschnittlichen Breite von 2—300 m. Sie ist nur wenig mit Gras und Schilf bedeckt und besteht durchweg aus den lose aufgehäuften Schalen von Milliarden Muscheln und Schnecken, so lose, dass man an jeder Stelle den Stock bis an den Griff in den Boden versenken kann. Wer jemals daran gezweifelt hat, dass ganze Gebirge aus Resten von Schaltieren aufgebaut sein können, den werden die Inseln bei Baku bekehren; und so weit man vom Ufer und vom Boot aus den Meeresgrund sehen konnte, so weit traf das Auge auf nichts anderes als immer wieder auf Schnecken- und Muschelschalen, von grossen, mehrere Zentimeter im Durchmesser haltenden Stücken bis zu den winzigsten Schneckenhäuschen, die nur mittels der Lupe von einem grossen Sandkorn zu unterscheiden waren. Ich zählte oberflächlich an 20 verschiedene Schneckengattungen und fast ebensoviele Muschelformen und nahm einen Haufen davon mit. Ausserdem erbeuteten wir zwei Eidechsen der Gattung Lacerta und zwei Würfelnattern, von denen eine auf dem Rücken olivgrün und auf der Unterseite orangegelb und schwarz, die andere oben gelbbraun, unten weiss und schwarz gefärbt war. Diese

Farbenabweichung auf einem so eng umschlossenen Gebiet wäre auffallend, wenn die Tiere eingeboren wären; aber vermutlich sind sie auf den Inselchen nicht autochthon, sondern werden nur gelegentlich schwimmend vom Festland herübergetrieben; denn sonst müsste es ihrer eine ganze Menge auf der Insel geben, während wir jedes Fleckchen genau absuchten, ohne mehr als die zwei Exemplare zu finden. Das Vorkommen der Eidechsen ist schwieriger zu erklären; denn diese Tiere, die zwar schwimmen können, jedoch aus eigenem Antrieb nie ins Wasser gehen, vermögen jedenfalls nur durch einen besonderen Zufall, zum Beispiel auf einem schwimmenden Baum oder einer angetriebenen Planke, auf die Insel zu gelangen. Von einer dauernden Fauna kann auch kaum die Rede sein, da bei jedem grösseren Sturm die Wogen glatt über die flache Insel streichen müssen und dann sicher alles, was nicht festgewurzelt ist, mit sich reissen. Wir fanden auch Schalen von grossen Krebsen, die aber, nach der Art der Zertrümmerung zu schliessen, nicht vom Meer angespült, sondern höchst wahrscheinlich von Möwen nach der Insel getragen wurden, die die Krebse dort in Ruhe verspeisten. Es ist nicht unmöglich, dass auch Eidechsen und Schlangen, die auf dem Festland von Möwen erfasst und nach dem Inselchen gebracht wurden, dort ihren Bezwingern lebend entkommen sind und auf diese Art ihren Einzug auf Wuluf hielten.

Die Rückfahrt ging sehr langsam von statten; der Wind flaute zeitweise völlig ab, und da unser Bootsmann nur ein Ruder mit sich hatte, richtete er auch damit nicht viel aus; wir brauchten über drei Stunden, um die 12 oder 13 km nach der Küste zurückzulegen. Das Meer schlug nur mehr die flachen, gerundeten Wellen, die die Ausläufer der früheren, windgejagten Wogen waren, und die schillernde Schicht von Petroleum, die das Wasser bedeckte, spielte in schwankenden Reflexen alle erdenklichen Farben und Farbenmischungen. Die ganze Bucht war in der Tat von einem Ueberzug aus Petroleum bezogen, und ich musste der abenteuerlichen Idee gedenken, die G. Meyrinck im »Simplizissimus« ausgesponnen hat, von einem verrückten Weltenfeind, der ungeheure Erdölquellen in den Ozean leitet, um durch den unverdunstbaren Ueberzug der Erde das Wasser zu entziehen und die Menscheit durch diese Methode auszurotten. Aber glücklicherweise handelte es sich hier nur um den Hafen von Baku oder schlimmstenfalls um das Kaspische Meer, das, Gott sei Dank, mit den übrigen Meeren schon längst allen Verkehr abgebrochen hat.

Als wir uns dem Kai näherten, sahen wir dort Meschad Abdull in freudiger Erregung winken, und schon von weitem rief er uns unverständliche Worte zu; in Hörweite gelangt, stellte es sich heraus, dass das Gepäck auf dem Bahnhof angekommen sei, dass es aber zu spät sei, um es zu übernehmen, dass es jedoch am folgenden Morgen abgeholt werden

würde und dass wir am Abend darauf an Bord gehen könnten. Endlich! Wir hatten wahrhaftig genug der kostbaren Zeit in Baku versessen, obzwar es uns hier ebenso ergangen war, wir mir vorher in Tiflis, Dschulfa und Täbris, dass nämlich liebenswürdige Gesellschaft die Unannehmlichkeiten des Wartens vergessen liess. Den Abend brachten wir bei Herrn Rank zu, und dieser setzte uns Zwetschgenknödel vor — Pflaumenklösse, wie ich zum leichteren Verständnis für meine hoffentlich recht zahlreichen norddeutschen Leser hinzufüge — ein typisch österreichisches Gericht, das ich während dieser Reise jemals auf dem Menu zu finden nicht erwartet hatte.

Der 17. September verging in eifriger Tätigkeit; aber trotzdem fanden wir noch Zeit, die Schwefelsäurefabrik des Herrn Goldlust zu besichtigen. Aus einer Serie von Kesseln und eingemauerten Retorten, in deren Nähe eine höllische Temperatur herrscht, entringt sich endlich ein Rohr, dem wasserhelle, hochkonzentrierte Schwefelsäure entströmt, und unter dessen Mündung unaufhörlich die grossen, gläsernen, weidenumflochtenen Ballons zu und weggeschoben werden. Der deutsch sprechende Direktor machte uns in freundlichster Weise den Führer und lud uns noch zu einigen Gläsern »tschai ss' limonom« ein, bevor wir nach unserm Hotel fuhren, um uns reisefertig zu machen. Das Gepäck hatte Weichbold bereits an Bord schaffen lassen, ebenso für uns Karten besorgt und eine gute Kabine belegt; an Promptheit und Zuverlässigkeit liess er wahrhaftig nichts zu wünschen übrig. Mit Herrn Rank nahmen wir noch das Abendessen ein und er begleitete uns auch noch aufs Schiff, einen ganz respektablen Raddampfer, der an knarrenden Tauen unruhig auf und nieder ging. Bald läutete die Glocke zur Abfahrt, und wir trennten uns von unserm liebenswürdigen Landsmann, ein Wiedersehen im November in sicherer Aussicht. Das Schiff, obzwar nicht neuesten Modells, war elegant und bequem ausgestattet, elektrisch beleuchtet und führte ein tadelloses Büffett. Wir gingen bald zu Bett, hatten einen netten jungen Zollbeamten als Kabinengenossen und schliefen bei leidlich ruhiger See bis 7 Uhr früh.

Die Strecke von Baku nach Krassnowodsk ist ungefähr 200 km lang, und die Dampfer brauchen, um sie zurückzulegen, 15—16 Stunden, was einer Geschwindigkeit von 12—13 km entspricht; die Schiffe fahren also, mit Ozeanmassstab gemessen, sehr langsam. Nur wenige Stunden hindurch befanden wir uns auf hoher See; schon gegen 10 Uhr vormittags kam die felsige Küste von Krassnowodsk in Sicht. Ich hatte mir diesen Ort als eine unscheinbare Ansiedelung an einem sandigen, flachen Strand vorgestellt und war überrascht, ein hübsches Städtchen zu finden, das am Fuss steil abfallender Felsberge lag. Stünde nicht die charakteristische, russische Kirche weithin sichtbar auf einem freien Platz, so könnte man

sich überhaupt nach einer der kleinen Küstenstädte Norwegens versetzt denken. Die Berge entbehrten allerdings jeglicher Vegetation, aber dies ist auch bei den finmärkischen Häfen der Fall. Ein langer, schön gebauter Pier sprang weit ins Meer vor, und nach einigen Drehmanövern flog der Strick mit dem Holzkegel aus dem Schiff, wurde drüben aufgefangen, das schwere Tau fiel klatschend ins Wasser, schlang sich aber bald um den Eisenbock der Landungsbrücke, und nachdem ein Beamter die Pässe revidiert und richtig befunden hatte, betraten wir den Boden der transkaspischen Provinz.

Fünfter Teil.

Im russischen Turkestan, Buchara und Chiwa.

Krassnowodsk ist der Fusspunkt der über 2000 km langen transkaspischen oder, wie die Russen sie nennen, mittelasiatischen Bahn (sredneasiátskaja shelésnaja daróga), die über Merw, Buchara und Samarkand nach Tschnernajewo führt, wo die Linie nach Taschkent, Orenburg und Europa abzweigt, und weiter über Chodschent und Kokand nach Andidschan am Fuss des Pamir und an den Grenzen von China.

Die Verbindung der transkaspischen Bahn mit dem übrigen russischen Schienennetz datiert erst aus der jüngsten Zeit; im September 1904 wurde die Linie Orenburg—Taschkent eröffnet, die es nun ermöglicht, von Berlin oder Wien, Paris oder Lissabon ohne anderes Verkehrsmittel als die Eisenbahn bis an die Schwelle von Afghanistan zu gelangen. Von Moskau nach Taschkent verkehren sogar direkte Wagen, und würde nicht die grössere Spurweite der russischen Bahnen ein Umsteigen an der Reichs grenze nötig machen, so wäre die Möglichkeit geboten, von jeder Bahnstation des europäischen Kontinents ohne Wagenwechsel nach dem äussersten Ferganah fahren zu können. Die Hauptlinie selbst, Krassnowodsk—Andidschan, ist ebenfalls erst seit wenigen Jahren fertig gestellt; im Jahr 1898 erreichte der Schienenstrang die letztgenannte Stadt, während er 1888 bis Samarkand, 1886 bis Merw reichte. Begonnen wurde das grosse Werk im August 1880. Um diese Zeit unterstand bereits der grösste Teil Turkestans der russischen Herrschaft, im Westen jedoch zwischen der kaspischen Küste und Merw, behaupteten die räuberischen Turkmenen noch hartnäckig ihre Unabhängigkeit. Das allmähliche Vordringen der Russen in Transkaspien und Turkestan ist ausserordentlich interessant zu verfolgen. Mit beispielloser Zähigkeit verfolgten sie ein Jahrhundert lang, teils unter heftigen Kämpfen, teils auf diplomatischem Wege und fast unbemerkt von Europa, das Ziel, bis an die Grenzen von Afghanistan ihre Truppen vorschieben und ihre Schienen legen zu können, ein Ziel, das sie nun erreicht haben.

Der erste Versuch, Chiwa zu erobern, wurde bereits 1717 von Peter dem Grossen unternommen, nachdem einige Jahre vorher dieses Land selbst verlangt hatte, in den russischen Staatsverband aufgenommen zu

werden; die Expedition unter Fürst Tscherkasskij, die die militärische Besetzung von Chiwa ausführen sollte, scheiterte jedoch vollständig, da inzwischen die Stimmung in Chiwa wieder eine russenfeindliche geworden war. Diese hielt durch die ganze folgende Zeit an und äusserte sich wiederholt in Unterstützung der Kirgisen bei ihrem Widerstand gegen die langsam, aber sicher durch die uralischen Steppenländer vordringenden Russen. Als in den dreissiger Jahren des 19. Jahrhunderts der Chan von Chiwa, Allah Kuli, einen Aufstand der Kirgisen gegen das Russische Reich anfachte, wurde eine starke Expeditionstruppe gegen ihn ausgerüstet; mit 4400 Mann und über 10 000 Kamelen durchzogen die Russen unter Ge-



55. Krassnowodsk.

neral Perowskij, auf ihrem Weg zahlreiche Befestigungen anlegend, das Ust-Urt, mussten aber infolge des übermässig strengen Winters 1838 bis 1839 in voller Auflösung umkehren, ohne Chiwa erreicht zu haben; ein Viertel der Soldaten kam in der Steppe um, der grösste Teil des Trains wurde die Beute von Räubern. Dieser Misserfolg schwächte Russlands Ansehen bei den Kirgisen, Turkmenen und Usbeken sehr, und jahrzehntelang unternahm es nichts gegen Chiwa; wohl aber trachtete es unablässig, im östlichen Teil, gegen Kokand, Buchara und Chodschent, anzudringen.

Mit Buchara, dem mächtigsten der turkestanischen Staaten, hatte Russland schon im Jahr 1820 Verbindungen angeknüpft, die sich aber an der streng europäerfeindlichen Gesinnung der im Land massgebenden Mollahs ebenso zerschlugen, wie die Verhandlungen, die England mit Buchara führte. Doch hatten die Russen trotzdem im Verlauf der zwei folgenden Jahr-

zehnte ihre Posten immer näher an den Syr-Darja vorgeschoben und kamen so bald mit den einheimischen Chanaten in unmittelbare Fühlung. Durch schlaues Ausnutzen der stets zwischen den einzelnen Staaten herrschenden Streitigkeiten und Kämpfe festigte Russland seine Stellung zwischen dem Aralsee und dem Balchasch immer mehr und hatte anfangs der sechziger Jahre bereits das ganze Gebiet nördlich vom Syr-Darja und Ala-Tau in Händen. Von dieser Basis aus drängte es in kleinen Kämpfen die kokandischen und chodschentischen Grenzstämme nach und nach gegen Süden zurück, bis Buchara und Kokand sich angesichts der gemeinsamen Gefahr verbanden und entschlossen gegen die Russen Front machten. Aber nun war es zu spät, um dem mächtig vordringenden Eroberer einen ausgiebigen Widerstand leisten zu können. Schritt für Schritt mussten die Verbündeten weichen; im Sommer 1864 fiel die feste Stadt Turkestan am oberen Syr-Darja in die Gewalt der Russen, im Oktober Tschimkent im westlichen Ala-Tau, und im Juni 1865 erstürmten die Truppen des Generals Tschernajeff nach längerer Belagerung Taschkent.

Bisher war nur ein Teil von Kokand den Verbündeten verloren gegangen, und Buchara hätte sich mit geringen Verlusten noch immer aus der Affäre ziehen können; der Emir Mussafer ed Din nahm sich jedoch seines besiegten Verbündeten energisch an und lenkte so den Stoss gegen sich. Er hatte Chudojar, den vertriebenen Chan von Kokand, in einem Gebiet als Chan eingesetzt, das er den am Syr-Darja wohnenden und schon halb an Russland gefallenen Kiptschaken entrissen hatte; dies veranlasste die Russen zum Ueberschreiten des Syr-Darja und zum Vormarsch auf Samarkand; nachdem die festen Plätze Dschisak und Uratschube am Syr-Darja erstürmt und der Emir von der Kolonne Romanowskij bei Jirdschar im Mai 1866 geschlagen worden war, sammelten sich die Verbündeten um Jäni-Kurgan, das aber 1867 von General von Kaufmann, dem Organisator der russischen Herrschaft in Turkestan, genommen wurde. Auch den Fall von Samarkand, in das die Russen im Mai 1868 einzogen, vermochte Mussafer ed Din nicht zu hindern, und nachdem er alle verfügbaren Mannschaften aus Buchara, Kokand und Chodschent zusammengezogen hatte, dessen Hauptstadt schon seit 1866 im Besitz der Russen war, stellte er sich am 14. Juli 1868 bei Sara Bulach dem Gegner zum Entscheidungskampf; das turkestanische Heer, das etwa 35 000 Mann stark war, wurde von den an Zahl weit geringeren Russen vollständig geschlagen; Mussafer ed Din musste sich der Gnade der Sieger überantworten und ausser einer bedeutenden Kriegsentschädigung einen grossen Teil seines Landes abtreten; in dem übrigen Teil verblieb er als russischer Vasall mit relativ grosser Freiheit in der inneren Verwaltung, und er wie sein gegenwärtig regierender Nachfolger Said Abdull Achad Chan lebten und leben mit Russland auf gutem Fuss.

19*

Nachdem Russland derart östlich vom Amu-Darja festen Boden gewonnen hatte, konnte es daran gehen, seine Herrschaft auch über Chiwa auszudehnen. Der dort seit 1868 regierende Chan Mohammed Rachim schürte eifrig die aufständische Bewegung unter den Kirgisen und litt es, dass seine turkmenischen Untertanen Raubzüge auf russisches Gebiet machten. Als die diesbezüglich von General v. Kaufmann erhobenen Proteste keine Wirkung hatten, rüstete Russland eine Armee von 12000 Mann aus, die 1873 von drei Seiten auf Chiwa marschierte; der Chan stellte sich dem von Osten kommenden General v. Kaufmann bei Mandyk entgegen, wurde geschlagen und in die Hauptstadt geworfen, die die vereinigten russischen Kolonnen unter General Werjowkin erstürmten; ein heftiger Strassenkampf folgte, während dessen der Chan zu den Tekke-Turkmenen floh. Er wurde von den Russen jedoch wieder eingesetzt und unter ähnlichen Bedingungen wie der Emir von Buchara zum Vasallen des Zaren gemacht. Nun hatte Russland die wichtigsten Staaten Turkestans unterworfen; 1875 wurde der Rest von Kokand als Gebiet Ferganah russisch, und in den folgenden Jahren bis 1895 allmählich das ganze Pamir, so dass jetzt nur ein Stückchen zu Afghanistan gehörigen Landes die Grenzen Russlands und des britischen Indien voneinander scheidet.

Schwierig gestaltete sich die Unterwerfung der nomadischen Turkmenen, die sich in ihren unabsehbaren Steppen und Wüsten den russischen Kolonnen jahrelang erfolgreich entzogen; doch mussten sie gedemütigt werden, bevor man durch ihr Land die schon lange projektierte Bahn bauen konnte. Im Jahr 1880 wurde der Turkmenenfeldzug energisch in Angriff genommen; General Skobeljeff rückte von Krassnowodsk vor, Oberst Kuropatkin, der von Chiwa her operierte, vollführte einen Gewaltmarsch durch die Karakum und vereinigte sich im Dezember des Jahres 1880 mit Skobeljeff, der bereits Jäni Kala den Turkmenen entrissen hatte. 30000 Mann stark hatten sich diese in das feste Gök Tepe geworfen, das die 7000 Mann zählenden Russen mit über 70 Kanonen drei Wochen lang belagerten. Am 12. Januar 1881 wurde es von der Kolonne Kuropatkin gestürmt und damit der Widerstand der Tekke-Turkmenen gebrochen. Der Bau der Bahn war bereits im August 1880 von General Annenkoff begonnen worden und machte bedeutende Fortschritte; doch legten der Flugsand und der unfeste Boden dem Unternehmen grosse Schwierigkeiten in den Weg, die erst durch Anlage von Tamarisken- und Knöterichpflanzungen längs der Linie beseitigt werden konnten. In der ersten Zeit beunruhigten auch die Turkmenen nach Kräften die Arbeiter und suchten wiederholt die Bahn wieder zu zerstören; aber seit dem Fall von Gök Tepe und der friedlichen Unterwerfung der Turkmenen von Merw (1884) traten wenig Hindernisse mehr ein, und nachdem diese Stadt 1886 erreicht worden war, begann man sofort mit dem Bau der Flügelbahn nach Kuschkinskij

Post an der afghanischen Grenze; dieses war zunächst das wichtigste Ziel des ganzen Bahnbaues.

Der Zug, der uns nach Samarkand bringen sollte, ging erst um 5 ¹/₄ Uhr ab, allerdings nach der Zeit von Askabad, die auf den transkaspischen Bahnen gilt und die der Ortszeit von Baku um mehr als drei Viertelstunden voraus ist. Immerhin hatten wir reichlich drei Stunden bis zur Abfahrt. Wir benutzten diese, um den Ort zu durchwandern und auf den felsigen Bergen hübsche Aussichtspunkte zu suchen; deren gab es in Menge. Allmählich war es soweit, dass man das Gepäck aufgeben und Fahrkarten lösen konnte. Die Fahrpreise sind im ganzen Russischen Reich nicht hoch, in Transkaspien jedoch besonders niedrig. Die Karte erster Klasse von Krassnowodsk nach Samarkand, eine Strecke von derselben Länge wie Paris—Warschau, kostet 26 Rubel, also etwa 55 Mark; dabei ist die Benutzung eines bequemen Schlafplatzes mit inbegriffen. Dieselbe Strecke kostet zweiter Klasse 15 ¹/₂, dritter Klasse 10 ¹/₂ Rubel. Die Wagen waren zwar durchwegs alte Modelle, aber dennoch, wenigstens die erste Klasse, mit seitlichem Korridor und breiten, bequemen Abteilen; es finden in jedem derselben nur vier Reisende Aufnahme, um jedem von ihnen während der Nacht ein Bett zu sichern. Ausserdem führt der raschere der zwei täglich verkehrenden Züge — Gemischter und Postzug — einen kleinen Speisewagen, der zwar nicht erstklassig, aber doch mit Freude zu begrüssen war. Er war nicht so eingeteilt wie unsere europäischen Waggon-Restaurants, sondern enthielt nur einen langen Tisch in der Mitte; auch erhielten die Reisenden nicht ein feststehendes Menu verabfolgt, sondern man speiste nach der Karte und die Auswahl war gar nicht gering. An Getränken bot man ausser Tee und Kaffee rigaer und tifliser Bier, gute kaukasische und turkestanische Weine, sogar Sekt und ausländische Liköre, natürlich auch die zwei kaukasischen Mineralwässer Borshóm und Narsán. Wenn man eine Fahrt von über 50 Stunden vor sich hat, ist es angenehm, ein gutes Büffett in der Nähe zu wissen. Wir waren in unserm Abteil zu viert; der junge Zollbeamte, der auf dem Schiff die Kabine mit uns geteilt hatte, und ein russischer Arzt aus Taschkent waren unsere Reisegenossen. Die Bahn fährt erst lange Zeit an einer hübschen Bucht nach Westen und biegt dann südlich, um den Gebirgsstock des Bolschoi Balchan zu umfahren; bald brach die Nacht herein, und da die Abteile nur mit Kerzen erleuchtet waren, blieb nach dem Abendessen nicht viel anderes übrig, als zu Bett zu gehen.

Während der Nacht wurde in verschiedenen Stationen gehalten darunter in Kisil-Arwat, einem bedeutenden Ort mit grossen Eisenbahnwerkstätten, und um 9 Uhr morgens stand der Zug eine Viertelstunde lang in Gök Tepe, bekannt durch die Belagerung und Erstürmung im Turkmenenfeldzug. Dicht neben dem Bahnhof erhebt sich ein kleines

Museum, dahinter die verfallenen Lehmwälle der grossen, viereckigen Turkmenenfestung. Man hat gerade Zeit, beiden einen flüchtigen Besuch abzustatten. Im Museum finden sich hauptsächlich Trophäen und russische Waffen, ferner zwei grosse Gemälde, deren eines General Skobeljeff zu Pferd vorstellt, das andere den entscheidenden Sturm der Kolonne Kuropatkin auf Gök Tepe. Bald ging die Fahrt weiter, und in den verschiedenen kleineren Stationen konnten wir die verschiedenen Völkertypen Turkestans und ihre Trachten kennen lernen und studieren.

Anfangs unterscheidet man nur Leute mit Fellmützen und Leute mit Turbans, aber bald findet man die Systematik genauer heraus. Im allgemeinen zerfällt die Einwohnerschaft von Turkestan, nach der im Lande selbst üblichen Einteilung, in fünf Hauptgruppen, nämlich Kirgisen, Usbeken, Tadschiken, Sarten und Turkmenen, abgesehen von den nicht autochthonen Russen, Persern, Armeniern, Tataren, gelegentlichen Afghanen, Chinesen und Hindus. Die Kirgisen leben nicht in festen Plätzen, sondern in Sommer- und Winterzeltlagern, meist im Norden des Landes, um den Aralsee und an den nördlichen Küsten des Kaspischen Meeres. Sie bekommt man, ausser in ihren eigenen Gebieten, relativ selten zu sehen. Usbeken, Tadschiken und Sarten bilden die Elite der Bevölkerung, und zwar nennt man Usbeken die Bewohner des Chanates Chiwa, Tadschiken die des Emirates Buchara und Sarten die des russischen Turkestan, einschliesslich der Gebiete von Kokand und Ferganah.

Die Turkmenen sind erst seit dem Bestehen der russischen Herrschaft sesshaft; früher lebten sie auf ständigen Wanderungen und Raubzügen in den Oasen von Achal, Askabad und Merw, ferner in der Usturtsteppe und in geringeren Mengen noch in andern Gegenden; viele führen auch jetzt noch ein vollständiges Nomadenleben, haben aber ihre Räubereien eingestellt, die sie zum Schrecken des Landes machten und die oft genug so tief nach Persien ausgedehnt wurden, dass die Gegend zwischen Teheran und Mesched der persischen Herrschaft praktisch ganz entzogen war. Sie sind leicht an den riesigen, langhaarigen Schaffellmützen zu erkennen, die meistens braun oder grau, seltener schwarz sind, sowie im allgemeinen an ihrem wilden Aussehen, zum Unterschied von den Usbeken, die durchwegs einen weit gepflegteren, wohlhabenderen und würdigen Eindruck machen. Auch sie tragen eine Fellmütze, die aber stets schwarz ist und nie so zottig um den Kopf hängt, wie bei den Turkmenen.

Die Usbeken halten sich, und mit Recht, für die Aristokraten unter den Turkestanern. Ihre Tracht ist der lange »Chalat«, ein weiter, bis an die Knöchel reichender Rock aus gelbbraun oder gelbgrün und violett ganz eng längsgestreiftem Baumwollenstoff, der um den Gürtel durch eine farbige, aber nie grelle Schärpe zusammengehalten wird. Die weiten Hosen, die der Chalat nur selten sehen lässt, sind aus einfachem, dunkeln Stoff und stecken

in hohen, schwarzen Stiefeln. Ein gut gekleideter Usbek, besonders, wenn es ein älterer Mann mit schwarzem Vollbart ist, macht stets einen vornehmen Eindruck, und auch in ihrem Benehmen drückt sich gemessene Würde und Selbstbewusstsein aus. Schreien und Gestikulieren gilt bei ihnen für höchst unfein; die Turkmenen, die man selten sorgsam gekleidet sieht, haben, abgesehen von der Form der Fellmütze, eine der usbekischen sehr ähnliche Tracht; sie sind jedoch lärmende Gesellen von kriegerischem, nicht aber imponierendem Gehaben.

Die Tadschiken, die man am besten in Buchara selbst kennen lernt, sind stets äusserst bunt gekleidet. Ihre Chalats sind von den verschiedensten Farben und Mustern; rot und gelb getupft, grün und violett gestreift, blau und orange geblümt, aber immer hellfarbig. Die Turbans sind weiss, ausser bei den Saids, die blaue, und den Hadschis, die grüne Turbans zu tragen berechtigt sind. Said ist ein Abkömmling des Propheten, Hadschi ein Mekkapilger; die Meschadis und Kärbälais, Leute, die die heiligen Stätten von Mesched in Ostpersien oder Kärbäla in Mesopotamien besucht haben, stehen tiefer im Wert und führen nur ihre Titel, ohne äusserliche Zeichen. Die Sarten endlich tragen ähnliche Chalats wie die Tadschiken, auf dem Kopf aber ein kleines, rundes, reich gesticktes Käppchen.

In allen Stationen, die wir passierten, war ein grosses Aufgebot von Gendarmerie, und niemand durfte den Bahnhof verlassen, der nicht sein Reiseziel erreicht hatte; zwischen Kisil-Arwat und Tschardschuj wurden, da die meisten Orte choleraverseucht waren, überhaupt keine Passagiere aufgenommen. Die gewöhnlichen Auslaufbrunnen waren verstopft, und ein Soldat stand daneben; an Stelle des Brunnenwassers waren überall Tonnen mit abgekochtem Wasser aufgestellt, ausserdem wurde in allen Stationen, wie dies auch zu andern Zeiten geschieht, Tee und heisses Wasser feil gehalten. Die Reisenden der zweiten und dritten Klasse führen nämlich vielfach Samowars mit sich, mindestens aber Teekannen, und beim Durchwandern des Zuges entdeckte ich manche malerische Gruppe von Eingeborenen, die ihren Wagen mit Hilfe von Kissen und Decken in ein richtiges Zigeunerlager verwandelt hatten und in allen möglichen Stellungen auf den Bänken und auf dem Boden sassen, hockten und lagen, den Teekessel in der Mitte, die Wasserpfeife neben sich. Die Aufenthalte waren selten kürzer als zehn Minuten, und einmal standen wir 1½ Stunden lang vor einer kleinen Station in Erwartung eines Zuges aus der andern Richtung; denn die Bahn ist eingleisig. Dieser Aufenthalt hatte natürlich auch für uns eine grosse Verspätung zur Folge, und diese wurde nicht nur nicht eingebracht, sondern vergrösserte sich noch bedeutend; in Samarkand trafen wir drei Stunden nach der festgesetzten Zeit ein.

Die lange Zeit, die wir in der erwähnten Station zu warten hatten, benutzten wir, um in der Nähe des Bahnkörpers nach Insekten oder anderm Getier zu suchen. Ich fand unter einem Stein einen mittelgrossen gelben Skorpion und steckte ihn in ein Gläschen, das ich in der Tasche trug. Wenige Augenblicke später entdeckte mein Bruder einen Galeodes, eine Wüstenspinne, die ebenfalls in dieses Gläschen gesteckt wurde. Ich lief damit nach dem Waggon, um die Tiere sofort zu töten, aber es sollte mir nicht gelingen, beide unversehrt zu erhalten. Die Wüstenspinne nämlich, trotzdem sie eben erst gefangen war und sich in dem engen Raum doch sicher geängstigt und ungemütlich fühlen musste, fiel sofort über den Skorpion her und biss ihm zunächst mit einem einzigen Ruck ihrer zangenartigen Kiefer den Schwanzstachel ab. Nachdem das Opfer so seiner Waffe beraubt war, begann es die Spinne sauber und methodisch aufzufressen. Wie mit einer Schere trennte sie die Bauchhaut auf, und nach wenigen Minuten war von dem Skorpion, der doch ohne Schwanz drei Zentimeter lang war, nichts mehr übrig, als ein Häufchen wohldurchgekauter Haut und der Giftstachel. Aber die Spinne sollte sich ihres Erfolges nicht lang freuen. Mit Watte und Ammoniak in der Hand, hatte ich den Vorgang verfolgt und steckte nun ein mit einigen Tropfen getränktes Bäuschchen in das Glas. Ein kurzer, wilder Kampf, und der gefrässige Achtfüssler hatte seine räuberische Seele mit den Ammoniakdünsten vermischt.

Weiter ging die Fahrt durch die öde, eintönige Steppe, ohne Abwechslung durch Nachmittag, Abend und Nacht. Gegen 2 Uhr nachts erreichten wir Merw, das in einer grossen, durch Verzweigungen des Flusses Murgab gebildeten Oase liegt, unterhalb welcher der Fluss im Sand der Kara Kum endigt. Von Merw führt in südlicher Richtung eine Bahnstrecke nach Kuschkinskij Post, gegenüber der Stadt Kuschk, die schon jenseits der russisch-afghanischen Grenze liegt. Kuschkinskij Post ist ein strategisch sehr wichtiger Punkt — liegt er doch am Weg von Turkestan nach Indien — und darf von Ausländern und russischen Zivilisten nur auf Grund ganz besonderer Erlaubnis besucht werden. Merw war der Hauptsitz der Cholera, es kamen in diesen Tagen ungefähr 100 Fälle täglich vor, und der Bahnhof war daher strengstens bewacht. Zwischen dem Bahnhof und der Stadt war ein starker Militärkordon, und man wurde nur hinein, nicht aber wieder herausgelassen. Den Eingeborenen gegenüber, die von dem Wesen einer ansteckenden Krankheit nicht viel verstehen, muss mit der grössten Rücksichtslosigkeit vorgegangen werden, und die Soldaten hatten Befehl, jeden, der den Kordon zu durchbrechen suchte, niederzuschiessen.

Um 9 Uhr morgens des 19. September hielt unser Zug am Distanzsignal von Tschardschuj, dem ersten Ort auf dem Boden des Emirates

Buchara. Hier war die Seuchengrenze und Untersuchungsstation; in langen Reihen standen die Desinfektionskisten neben dem Gleise, und der Aufenthalt dauerte 1 ½ Stunden; während dieser Zeit blieb eine bestimmte Tür in jedem Waggon, die schon um 8 Uhr versperrt worden war, geschlossen und bewacht. So konnten die mit verdächtigen Symptomen behafteten Reisenden der Beobachtung nicht entgehen. Während alles gereinigt und mit Sublimat bespritzt wurde, untersuchten Aerzte die Passagiere, und auf den Pass kam ein neuer Stempel, der die behördlich festgestellte Gesundheit bescheinigte. Als endlich alles fertig und einige Eingeborene in der Quarantänebaracke zurückbehalten worden waren, fuhren wir in den Bahnhof ein, wo eine weitere halbe Stunde Aufenthalt war. Wir kamen an diesem Tag wirklich nicht besonders flott von der Stelle.

Kurz hinter der Station Tschardschuj übersetzt die Bahn den mächtigen Amu-Darja. Bis vor drei Jahren geschah dies auf einer Holzbrücke, die jetzt noch am linken Ufer durch das Ueberschwemmungsgebiet bis an den Hauptarm führt und dort als Landungssteg für die Dampfer der Amu-Darja-Flotille dient. Seither ist aber eine elegante, 1713 m lange Eisenbrücke erbaut worden, die nach der Donaubrücke bei Tschernawoda (3850 m), der Taybrücke bei Dundee (3214 m), der Godawaribrücke bei Radschamahendi in Dekhan (2772 m) und der Forthbrücke bei Edinburgh (2466 m) die längste Brücke der alten Welt ist. Während wir langsam darüber hin rollten, ging ich auf die Hinterplattform des letzten Wagens und machte zwei photographische Aufnahmen; eine auf der Brücke selbst von dem Gewirr von Stangen, Stützen, Säulen und Trägern, das, perspektivisch verjüngt, in einem kleinen Loch am linken Ufer endigte, die zweite, nachdem wir das dröhnende Eisengerüst schon verlassen hatten, von dem wappengeschmückten Brückenportal mit dem Wächterhäuschen und dem mich bös anguckenden Wächter daneben.

Nach der Station Faràb, kurz jenseits des Stromes, verliessen wir die Vegetationszone des Amu-Darja, und zu beiden Seiten dehnte sich die unendliche Sandwüste aus, Hügel neben Hügel, Düne an Düne, Wellen von Sand, so weit das Auge reicht; nur unmittelbar neben dem Bahnkörper laufen Doppelreihen von Knöterichsträuchern, die man dorthin gepflanzt hat, um dem Triebsand eine Barriere zu schaffen. Dieser Teil der Kara Kum-Wüste heisst Ssundukly und war ehemals gefürchtet wegen der heftigen Sandstürme und des vollständigen Mangels an Zisternen. Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Durch diese Wüste, die noch vor 30 Jahren die Karawanen unter tausend Gefahren und schwersten Entbehrungen durchziehen mussten, rollt man jetzt Schnellzug erster Klasse mit Schlaf- und Speisewagen! Und die Usbeken, Sarten und Tadschiken rollen mit, als hätten sie es nie anders gekannt!

Gegen 6 Uhr erreichten wir Kagan, die Station für Buchara, dann begann nach einer kleinen Unterbrechung wieder rechts und links die Sandwüste, und die herabsinkende Nacht bedeckte dasselbe Bild grossartigster Einöde, das der aufsteigende Tag entrollt hatte. Um 1 Uhr nachts kamen wir in Samarkand an. Der Bahnhof war voll von Leuten, und einige höhere Beamte schienen eine angekündigte Persönlichkeit zu erwarten. Während wir unser Handgepäck zusammensuchten und uns nach einem Wagen umsahen — das schwere Gepäck hatten wir in Tschardschuj



56. Portal der Moskee Tilla Kari auf dem Registan in Samarkand.

zurückgelassen — verlangte einer der Beamten unsere Pässe zu sehen, was weiter nicht befremdend wirkte. Alles war in Ordnung und wir fuhren in zwei Wagen nach der russischen Stadt, die dem Bahnhof näher liegt, als Alt-Samarkand, aber immer noch durch eine Strecke von fast 5 km von ihm getrennt ist. Vor dem Hotel »Franzusskije Nomera« mussten wir einige Minuten an die Tür trommeln, bis ein verschlafener Hausknecht erschien; wir erhielten ein leidliches Zimmer, Weichbold und Abdull ein zweites im Hof, sogar Tee konnten wir noch bekommen. Wir sehnten uns jedoch nach unsern Betten und machten uns bald an die Nachttoilette.

Wir hatten damit eben erst begonnen, als draussen zwei Wagen vorfuhren und im Korridor Stimmen, Säbel- und Sporenklirren hörbar wurden; nach einem energischen Pochen traten fünf uniformierte Männer ein, zwei Soldaten und drei der Beamten, die wir schon auf dem Bahnhof gesehen hatten. Da schien irgend etwas nicht in Ordnung zu sein, und die Herren gingen sofort auf ihr Ziel los. »Wie heissen Sie, mein Herr? Bitte, Ihren Pass!« Ich gab Auskunft. »Haben Sie einen photographischen Apparat?« Ich bejahte. »Was haben Sie seit Krassnowodsk alles photographiert?« ging das in russischer Sprache geführte Examen weiter. Ich nahm mein Notizbuch und las vor; als ich bei »Amudarjinskij Most« angekommen war, ging eine Art von »Aha!« durch die Besucher, und mich überkam die Erleuchtung. Hier sass der Stachel. »Die Amu-Darja-Brücke zu photographieren, ist verboten!« Nun gut; die Herren waren durchaus nicht unhöflich, glaubten an meine bona fides und nahmen mir nur die zwei letzten Filmrollen ab; diese sollten von Amts wegen entwickelt und die gesetzwidrigen Negative konfisziert werden. Ich widersetzte mich nicht, zumal ich ausser meinem Pass kein Dokument hatte, auf das ich mich hätte stützen können; doch erklärte ich, dass der Gouverneur von Samarkand seitens des russischen Ministeriums des Innern von meiner Reise und deren Zwecken verständigt sei. Das schien Eindruck zu machen. Die Beamten entschuldigten sich wegen der verursachten Störung, und ich erfuhr noch, welchen Apparat ich durch mein Photographieren in Tätigkeit gesetzt hatte; der böse blickende Hüter der Brücke hatte, als er mich mit der Kamera sah, sofort ein durchlaufendes Telegramm nach allen Stationen aufgegeben, und wir hätten aussteigen können, wo wir wollten, überall war man bereits von unserm Eintreffen verständigt. Die Beamten von Samarkand hatten zur Nachtzeit auf den Bahnhof müssen, und dort auf den verspäteten Zug gewartet. Unter den Reisenden waren wir die einzigen, auf die das Telegramm passte. Irgendwie hatten die Herren auch erfahren, welches der vier Hotels wir gewählt hatten, und ohne Zeitverlust waren sie uns auf die Bude gerückt. So kamen wir etwas verspätet ins Bett, nachdem wir uns überzeugt hatten, dass es dort hübsch viel Wanzen gab; in solchen Fällen lässt man die Nacht hindurch mit grossem Erfolg das Licht brennen.

Um 9 Uhr morgens, als wir eben aufgestanden waren, erschien ein Polizeibeamter, der das Woher, Wohin und Wozu unserer Reise genau wissen wollte. Er verglich meine Angaben offenbar mit einem Schriftstück, das er mitgebracht hatte, nickte befriedigt, erklärte sich aber nicht näher, sondern verabschiedete sich, nachdem seine Fragen beantwortet waren. Ich bekümmerte mich um die Sache nicht weiter; wir liessen einen Wagen kommen und fuhren mit Abdull nach der Altstadt; diese liegt von der neuen russischen Stadt ungefähr einen Kilometer ent-

fernt. Die wenigen Strassen des modernen Stadtteiles sind breit, mit Bäumen bepflanzt und machen einen freundlichen Eindruck. Das Gebäude der Russisch-Chinesischen Bank, des Offizierskasinos und das Gouvernementshaus sind gross und schön, die übrigen Häuser selten mehr als stockhoch und sehr einfach gehalten, aber meist sauber und hübsch.

Man verlässt die Neustadt und fährt durch offenes Gelände, vor sich die Reste der erst 1882 vollendeten, sehr stattlichen Zitadelle; von ihr ungefähr nach Süden führt eine breite, von mächtigen Bäumen eingefasste Allee, der Abramoff-Boulevard, in dessen nächster Nähe unser erstes Ziel lag, das Mausoleum Timur Lenks. Es ist halb zwischen Bäumen verborgen, und man wird seiner erst gewahr, wenn man schon unmittelbar vor der hohen Kielbogenpforte steht, die nach dem Vorhof führt. Die Pforten sowohl, wie auch die Kuppel des Grabmales selbst zeigen noch Spuren des ehemaligen reichen Belages von weiss-grünen und weiss-blauen Kacheln, die aber hier lange nicht so gut erhalten sind, wie bei den Moskeen der Altstadt, die wir später besuchten. Der Bau, der sich über der letzten Ruhestätte des grossen Timur wölbt, wirkt nicht so sehr durch seine Aussenseite, aber das Innere macht einen so feierlichen Eindruck, als es nur je eine halb verdunkelte gotische Kirche machen kann. Einer der Mollahs, die das Grabmahl behüten, führte uns durch einen gewölbten Gang, an dessen Ende sich rechts eine niedrige Tür befindet; durch diese tritt man in den von einer hohen Kuppel überragten Innenraum.

Die Architektur der Wände und der Kuppel ist ein Kabinettstück vornehmer, orientalischer Kunst; gedämpftes Licht fällt durch hoch angebrachte, holzvergitterte Fenster; die Wände des quadratischen Raumes sind aus hohen Alabastertafeln gebildet, die von eingemeisselten Schriftzeichen über und über bedeckt sind. Die senkrechten Wände gehen in einer an die Gotik gemahnenden Weise in hohe Kielbogen über, und durch das Neben- und Uebereinandersetzen kleinerer Spitzbogen unter verschiedenen Winkeln entstehen in den vier Rippen der Kuppel, die erst weiter oben in die Rundung überlaufen, Gruppen von kanzelartigen und turmförmigen Gebilden, die man mit dem treffenden Ausdruck »Stalaktitgewölbe« belegt hat. Den Uebergang dieser Gewölbe zu den Alabastertafeln der Wände bildet ein ringsum gehender Streifen von Tafeln aus einem grünlichen Stein, vermutlich Jaspis, die ebenfalls mit Inschriften versehen sind. Der Raum ist zehn Meter lang und ebenso breit; auf seinem mit mächtigen Steinplatten bedeckten Boden erheben sich acht Sarkophage; in einer Wandnische steht ein neunter; alle sind mit Marmoreinfriedungen umgeben, und von dem grauweissen Gestein der übrigen unterscheidet sich der Grabstein Timurs, der aus zwei riesigen Blöcken herrlichen Nephrits zusammengesetzt ist. Auch diese Blöcke sind reich mit Schriftzeichen skulpiert. Noch nie habe ich ein Grabmal oder Mausoleum gesehen, das, frei von

weinenden Engeln oder figuraler Plastik irgendwelcher Art, lediglich durch die feierliche Harmonie des Raumes und die stumme Sprache der schlichten Grabsteine einen so ehrfurchtgebietenden Eindruck gemacht hätte. Nur ein Steinkandelaber und über ihm ein Rossschweif und eine weisse Fahne unterbrechen die ruhige Linienführung.

Doch sind die Grabsteine nicht die eigentlichen Ruhestätten der Menschen, denen sie errichtet sind; diese befinden sich in einer Krypta unterhalb des Kuppelraumes, und man gelangt dahin über eine niedrige und schmale Steintreppe. Die Krypta erhält von aussen kein Licht, und der begleitende Mollah hatte hierfür eine Kerze mitgenommen. Im matten Schein der flackernden Flamme weckte der düstere Raum doppelt das eigenartige Gefühl, das man empfindet, wenn man über den Gräbern grosser Toten steht. Hier liegen die vermoderten Reste des grössten aller asiatischen Herrscher und Eroberer, der, fern davon, ein blosser Länderschlächter und Kriegsheld zu sein, die ihm unterworfenen Länder, vom Pamir bis zum Bosporus, vom Kaukasus bis ans Indische Meer, als weiser Fürst zu Reichtum und Blüte brachte, unter dessen Zepter ein glanzvoller Hof von höchster orientalischer Pracht die grössten Künstler, die berühmtesten Gelehrten und die weisesten Staatsmänner der damaligen mohammedanischen Welt vereinigte. Iskenderbeg (Alexander der Grosse), Schach Abbas und Timur Lenk sind neben dem Propheten die Namen, die im Volk weiterleben, in einem Volk, bei dem nicht Tradition und beständiges Eintrichtern von oben her die Meinungen beeinflusst, sondern das aus dem Sturm der Ereignisse, die darüber hinweggebraust sind, in freier Wahl die Namen der Männer bewahrt, die ihm als die Grössten unter den Grossen erschienen.

Mein Meschadi, nicht mein einziger Gewährsmann, aber gewiss einer, der weder durch Heimatsstolz noch Patriotismus parteiisch sein konnte, hielt uns einmal einen kleinen Vortrag, als ich ihn aufforderte, von der Geschichte des Landes zu erzählen. »Iskender«, sagte er, »war ein Bulgare.« Das war sehr fein und überraschte mich durch die Genauigkeit der Angabe; denn tatsächlich war Alexander kein eigentlicher Hellene, auch kein Türke, allerdings auch kein Bulgare, aber Meschad' Abdull ist kein Gelehrter. »Er zog mit einem grossen Heer zehn Jahre lang durch ganz Persien und Turkestan und besiegte alle Völker. Selbst in das Land, in dem ewige Nacht herrscht (?), zog er und fürchtete sich nicht. Auf dem Kopf trug er Hörner.« Dies war wieder eine überraschende Feinheit. Alexander liess sich bekanntlich in Aegypten von den Priestern des Jupiter Ammon, der gehörnt dargestellt wurde, zum Sohn dieses Gottes erklären. »Aber«, erzählte der Meschadi weiter, »er tat nicht viel für das Land und ist jung gestorben.« Man muss gestehen, dass dies für einen ungebildeten Tataren ein bedeutender

Grad von Geschichtskenntnis ist. »Schach Abbas war ein guter und sehr mächtiger Herrscher, aber besser war vor ihm Timur der Lahme, der das ganze Land beherrscht hat. In Samarkand, in Askabad, in Merw, Mesched und Täbris stehen seine Moskeen, überall, wo in den Wüsten, in den Steppen ein Sarai steht, hat Timur es gebaut, und die Flüsse hat er über das Land geleitet. Er war ungeheuer reich, aber in seinem Land waren keine Bettler.«

Von Timurs Grabmal fuhren wir in die Altstadt; eine breite, ansteigende Strasse, beiderseits von niedrigen Häusern und Kaufläden eingefasst, führt ziemlich geradewegs nach dem Hauptplatz der Stadt. Baedeker hat den Registan mit einem Sternchen ausgezeichnet; ich würde ihm ihrer drei verleihen. An einem sonnenhellen Sommertag gesehen, ist der Registan das imposanteste, dabei hübscheste und farbenreichste orientalische Stadtbild, das man sich denken kann. Die Riesenpforten dreier Moskeen mit schlanken, etwas schief stehenden Minarehs flankieren den Platz, der dadurch, dass er an der vierten Seite offen ist, an Macht und übersichtlicher Gesamtwirkung noch gewinnt; man kann seinen ganzen Eindruck gleichzeitig geniessen, weil man dabei keiner seiner Schönheiten den Rücken zuzukehren braucht. Von den drei Moskeen, Tilla Kari, Ullug Beg und Schir Dar, ist die letztgenannte die schönste. Ihr »Pischtak«, wie man die hohen Bogenportale nennt, ist noch reich mit bunt glasierten Kacheln belegt und sah im hellen Sonnenglanz, bei der scharfen Verteilung von Licht und Schatten, einfach prächtig aus; die beiden andern Pischtaks sind ebenfalls ausserordentlich wirkungsvoll, doch nicht so gigantisch und weniger gut erhalten, als das der Schir Dar-Metschet.

Auf dem Platz selbst herrschte ein Treiben von wunderbarem Farbenreichtum; es war Obstmarkt, und die Verkaufsstände waren von weissen Sonnendächern bedeckt. Zwischen ihnen drängten sich die Eingeborenen in ihren hellfarbigen bunten Chalats; die grossen weissen Turbane der Tadschiken, die blauen und grünen der Saids und Hadschis, die Haufen der goldig leuchtenden Zuckermelonen und das duftig rote Fleisch der grossen, aufgeschnittenen »Arbus« oder Wassermelonen, der wolkenlose, nur leicht von gelblichem Dunst verschleierte Himmel, die glitzernden Glasziegel der Moskeen — alles vereinigte sich zu einem so farbenfrohen, abwechslungsreichen und echt asiatischem Bild, dass man gar nichts anderes zu tun wusste, als immer von neuem die Blicke von einem Ende des Platzes zum andern schweifen zu lassen, und immer fand man neue Töne und andere Nuancen, frische Schönheiten und erhöhten Genuss. Das war der Orient, das war Asien in seiner unverfälschtesten Gestalt, hier hatte noch keine abendländische Mode mit runden Hüten, schwarzen oder grauen Röcken und charakterlosem Zuschnitt ihren Einzug gehalten. Hier war noch bodenständige, unverschliffene Tracht und Art; wir selbst waren die

einzigen, die in trübseligem, gelbgrauen Tuch einhergingen, und ich hätte mich im Innersten meines ästhetischen Gemüts geschämt, so sehr die bunte Harmonie zu stören, wenn mich nicht der Gedanke getröstet hätte, dass zwei Färänghis gerade noch wenig genug sind, um weiter nichts zu bilden, als einen guten Kontrast; aber ein Trupp Stangenscher oder Cookscher Reisender, eine Herde von Europäern mit Jägerhemden, überlegenen Mienen und Umhängetäschchen hätte wahrhaftig kein besseres Los verdient, als samt dem Mann mit der goldbestickten Mütze, der seine Erklärungen hersagt, mit Spatzenschrot zusammengeschossen zu werden.

Jede der drei Moskeen hängt mit einer Mädrässä zusammen, einer geistlichen Akademie. Ueber das Wesen und die Einrichtung solcher Hochschulen habe ich bereits gelegentlich der Besprechung der Gök Dschamie in Eriwan (S. 46 ff.) genauer berichtet; die turkestanischen Mädrässäs weichen in keinem wichtigen Punkt von jenen des persischen und tatarischen Orients ab. Wir besuchten den Hof der Ullug Beg-Metschet, der allem Anschein nach in neuerer Zeit renoviert wurde; wenigstens waren alle Säulen, Bogen und Galerien so gut erhalten, dass sie kaum auf ein Alter von mehreren Jahrhunderten zurückblicken konnten. Wie es überall der Fall ist, zogen sich auch hier gewölbte Bogengänge in mehreren Stockwerken um den grossen quadratischen Hof, in dessen Mitte sich ein Brunnenbecken erhob. Wir betraten auch den Innenraum der Moskee selbst; doch bot dieser keinerlei nennenswerte Reize. Die aus Stuck gebildete Decke wird von zahlreichen Holzsäulen getragen, meist schlanken Pappelstämmen, die nur wenig gegliedert und skulpiert waren. Den Boden bedeckten grosse Strohmatten, eine Ausschmückung der Wände, eine Art von Altar, Predigertribüne, kurz, irgend ein Anziehungspunkt für das Auge fehlt gänzlich. Der Hof dagegen, mit seinen vielen Reihen Bogenfenstern, sah recht hübsch aus, obzwar auch er keinen besonderen asiatischen Stempel trug.

Auf den Registan zurückgekehrt, wandten wir uns der Schir Dar-Metschet zu und betraten durch das riesige Portal und durch eine Seitentüre den Hof, der im Stil dem der Moskee Ullug Beg ganz ähnlich und nur etwas mehr mit architektonischem Schmuck versehen ist. Auch war der Brunnen in der Mitte mit Obstbäumen und Sträuchern umgeben. Ein junger Mollah empfing uns sehr freundlich und setzte unserm Wunsch, die Höhe des »Pischtak« zu ersteigen, keinerlei Schwierigkeiten entgegen. Auf einigen gut gehaltenen Treppen gewannen wir das erste und zweite Loggienstockwerk; von hier aber begann im Innern eines Eckturmes eine Wendeltreppe, so eng, niedrig, steil, und mit so zerbröckelten, hohen Stufen, dass ihr Ersteigen durchaus nicht leicht war; als wir sie hinter uns hatten, standen wir auf der Höhe der Umfassungsmauer und blickten in den grossen Hof hinab. Gegen den Registan zu stand das Pischtak,

das uns die Rückseiten zuwendete, etwas hinter ihm, durch den Hof voneinander getrennt, erhoben sich die zwei Kuppeln der Moskee. Auf der Mauer entlang gehend, kamen wir an das Pischtak, das sich noch hoch über diese erhebt und das auf einer besonderen kleinen Treppe erstiegen wird, die ihrer Kollegin von früher bezüglich der mangelhaften Güte in nichts nachsteht.

Endlich hatten wir den oberen Rand des Portals erreicht und standen in luftiger Höhe über dem Registan, das bunte Leben des



57. Hof der Moskee Ullug Beg.

Platzes, die übrigen zwei Moskeen und ganz Samarkand zu unsern Füssen. Es war ein grossartig schöner Rundblick, den wir hier genossen. Aus dem Meer der gelben Lehmdächer ragten die glasierten Kuppeln verschiedener Gebäude hervor, und die Gärten der Umgebung schlossen die ganze Stadt in einen anmutigen Gürtel von Grün. Das russische Viertel ist vollständig zwischen Bäumen versteckt; im Nordosten ragen die gigantischen Ruinen der Moskee Bibi Chanum hoch über alle Häuser, und dahinter erhebt sich ein Hügel, der von einer Reihe verfallener Bau-



Portal der Moskee Schir Dar, Samarkand
pinx. Heinz Pinggera n. Orig.-Phot.

werke bedeckt ist. Darüber hinaus, rings in weitem Umkreis, dehnt sich die Wüste, in der Samarkand wie eine Insel liegt. Nur von den fernen, dunstverschleierten Bergen des Hissar zieht ein grüner Streifen durch das dürre, gelbe Land auf Samarkand zu, der Vegetationssaum des Serafschan, des Flusses, von dem Samarkand lebt. Seine weit verzweigte Kanalisierung rührt von Timur her, der ihn durch ein grosses Stauwerk abdämmen und in zahllosen Wasseradern durch die so entstehende Oase leiten liess; doch saugt Samarkand den Serafschan nicht auf; er bringt aus den afghanischen Grenzbergen genug Wasser, um Samarkand schon mit einem Teil desselben versorgen zu können. Dann fliesst er weiter nach Nordwesten, dem Amu Darja zu, den er sicher noch mit stattlichen Wassermengen erreichen würde, wenn sich ihm nicht vorher die Stadt Buchara entgegenstellte; diesem Gegner kann er nicht standhalten; dort wird er zum zweitenmal zerfasert, in Hunderte von Kanälen auseinandergezogen, über weite Grundstücke geleitet, von Sonne, Erde, Tier und Mensch aufgesogen, und unterhalb der Stadt, wenn zum Sammeln geblasen wird, strömen nur mehr wenige dürftige, trübe, unratbeladene Bächlein zusammen; sie haben nicht mehr die Kraft in sich, die weite Wüstenreise zu machen, die sie noch von ihren im Amu-Darja vereinigten Brüdern trennt, deren Arme »sich, ach vergebens, öffnen, seine Sehnenden zu fassen. Denn sie frisst in öder Wüste gier'ger Sand; die Sonne droben saugt an ihrem Blut . . . .«

Als wir wieder über die bösen Treppchen den sicheren Boden der Loggien gewonnen hatten, lud uns unser Führer, der junge Mollah, freundlich ein, mit ihm Tee zu trinken; wir folgten gern und betraten sein Zimmer, das er mit einem Kollegen teilte. Es war ein ganz gemütliches kleines Kämmerchen, zwar ohne irgendwelche Möbel, aber mit hübschen Teppichen ausgekleidet, und unsere Wirte brachten eilig einige Kissen herbei, auf die wir uns setzen konnten. Tee war rasch zur Stelle, da der Samowar beständig in Gang erhalten wird, und mit Abdulls Hilfe kam auch ein leidlich fliessendes Gespräch zustande; die beiden Mollahs, in ihrem Studium schon vorgeschrittenere Leute, erzählten von dem Leben, das sie führten, vom System des Bildungsganges, von ihren Zukunftsaussichten*) und vergassen dabei nicht, uns eifrig Tee, schöne Weintrauben und bescheidenes Kuchenwerk anzubieten. Beim Abschied gaben wir ihnen einige kleine Silbermünzen, die mit Dank angenommen wurden, und ich schenkte dem Wirt noch einen unbenutzten Hardtmuth No. 3, über den er grosse Freude empfand.

Wir waren nun schon im Zug der Besichtigungen und fuhren gleich nach den Basaren. Eine breite Strasse führt vom Registan nach Nord-

*) Eine zusammenfassende Schilderung dieser Verhältnisse findet der Leser, wie schon bemerkt, auf S. 46 ff.

osten durch das ganze Viertel, in dem sowohl die eingeborenen, als auch die russischen Handelshäuser ihre Niederlassungen haben. Einige der europäischen Gebäude, besonders das der Baumwollfirma Zündel, eines Moskauer Hauses, sind sehr prunkvoll, wenigstens im Vergleich zur Umgebung. Die Basarstrasse selbst wimmelte von Wagen, Pferden, Eseln und Fussgängern in lebhaftem Durcheinander, und die überwiegende Mehrzahl der grösseren asiatischen Völker schien ihre Vertreter hierhergesandt zu haben; Afghanen, Kaschmirer, Hindus waren zu sehen, selbst die bezopften Söhne Chinas fehlten nicht. Am Ende der Basarstrasse, wo diese auf den weiten Vieh-, Obst- und Getreidemarkt mündet, stehen die mächtigen Trümmer der Moskee Bibi Chanum, von Timur Lenk zu Ehren dieser seiner Lieblingsfrau erbaut. Das Gewühl auf den Basarplätzen war noch grösser als vorher in der Strasse. Wir sahen uns das meiste aus dem Wagen an, nur den Rosinenmarkt besuchten wir zu Fuss. Du lieber Gott, gab's da Rosinen! Wohin man blickte, sah man nichts anderes. In langen Reihen weit über mannshoher Haufen waren sie aufgeschüttet, man ging auf Rosinen, die Verkäufer sassen auf Rosinen, die Lastträger hielten ihre Siesta auf Rosinen. Wie Sand wurden sie aus Säcken geleert, in Kisten geschüttet, in Fässer geschaufelt; es war ganz unglaublich, welche Massen hier aufgestapelt waren.

Es war schon weit im Nachmittag, als wir wieder heimfuhren. Nach einer kleinen Stärkung suchten wir den Gendarmeriekommandanten auf, »Rottmistr« Kawalkoff, um von ihm etwas über das Schicksal meiner Photographien zu erfahren. Alles war schon in bester Ordnung. Der Gouverneur hatte tags vorher aus Taschkent Nachricht über mich erhalten, man hatte ihm uns gegenüber liebenswürdiges Benehmen empfohlen, und so war jeder Verdacht geschwunden. Ich erhielt meine Negative zurück, bis auf die zwei, die auf die Brücke Bezug hatten. Bei Herrn Kawalkoff trafen wir auch einen baltischen Ingenieur, und dieser lud uns alle in seine Familie zum Tee ein. Es waren noch einige andere Gäste zugegen, auch Damen, und wir blieben bis 10 Uhr abends. Als wir in unser Hotel zurückgekehrt waren, erschien noch der Stadtpolizeichef in eigener Person, um wegen des Vorfalles mit den Photographien beinahe um Entschuldigung zu bitten, trank ein Glas Tee mit uns — der Konsum in dieser Flüssigkeit wie in Zigaretten übersteigt alle westeuropäischen Begriffe — und bot uns seine Dienste an, falls wir ihrer irgendwie bedürften. Wir waren also von verdächtigen Individuen, denen man nachts mit Polizeisoldaten auf den Leib rückt, zu geehrten Fremdlingen und Gegenständen der besten Aufmerksamkeit avanciert.

Es blieb uns in Samarkand nicht mehr viel zu tun, und da wir keinerlei Grund hatten, Zeit zu verschwenden, beschlossen wir, am folgenden Abend, dem 21. September, abzureisen. Vormittags fuhren wir noch ein-



58. Basarstrasse in Samarkand. Im Hintergrund die Ruinen der Moskee Bibi Chanum.)

mal nach dem Registan, wo ich einige photographische Aufnahmen machte; denn tags zuvor war meine Filmkassette noch in den Händen der Behörden gewesen. Dann durchfuhren wir wieder die Basarstrasse und wollten nach den Mausoleen von Schach-Sinda. Unser Kutscher war jedoch ein wenig begabter Jüngling, und trotzdem Schach-Sinda in Samarkand ebenso berühmt ist, wie in Paris Notre Dame, wusste er den Ort doch nicht zu finden. Den »Baedeker« hatten wir zu Hause vergessen, und so fuhren wir lange in der Irre. Der Kutscher führte uns erst nach Affrossiàb hinauf, dem hochgelegenen Plateau im Norden der Stadt, wo das alte Marakanda gestanden hatte, aber wir merkten bald, dass wir hier das Gesuchte nicht finden konnten. Wir liessen den Wagen auf der Höhe stehen und untersuchten zu Fuss und getrennt die Umgegend; mein Bruder ging nach Osten, ich nach Westen und Weichbold nach Süden; keiner fand Schach-Sinda, aber wir waren nun wenigstens über die Richtung einig, in der es liegen musste. Der stumpfsinnige Kutscher wurde dorthin dirigiert, und nach einigem weiteren Suchen fanden wir den Eingang. Dieser gleicht dem einer kleinen Moskee, und einige Mollahs nahmen uns in Empfang. Aus einem kleinen Hof führt, öfters durch Stufen unterbrochen, ein ansteigender Weg den Hügel hinan, zu beiden Seiten von hohen Mauern eingeschlossen, an denen noch Reste des einstigen Kachelbelages zu sehen sind. Zu beiden Seiten des so gebildeten Ganges liegen 18 kapellenartige Bauten, die jede ein Grab enthalten. Sie sind teils vor Timur, meist von diesem selbst, einige, wie auch das Portal, von Ullug Beg, Timurs Enkel, errichtet. An Feinheit der Innenarchitektur sind sie grösstenteils hervorragend, doch im Gesamteindruck lange nicht so mächtig wie das Mausoleum Timurs. In Schach-Sinda liegen Freunde, Verwandte und Minister Timurs begraben, auch seine Amme, Udscha Ajim. Einige der Eingangstüren sind mit reichem Schnitzwerk geziert, das Innere der Grabkuppeln mit Stalaktitgewölben und bunten Glasziegeln ausgekleidet, die meist noch vorzüglich erhalten sind. Am schönsten ist das letzte der Grabmäler, das des Kassim-ibn-Abbas; auch hier ist die Tür reich geschnitzt. Ein dämmeriger Raum, mit Filzteppichen belegt, enthält eine Art von Altar, eine Nische, die durch ein enges Holzgitter abgeschlossen ist und zu der einige Stufen hinaufführen. Hinter dem Gitter steht der Sarkophag, der aber Fremden, besonders aber ungläubigen Färänghis, nicht gezeigt wird. Eine besondere Sehenswürdigkeit ist ein riesenhafter Foliant, ein Koran, der über 1,5 m lang und 1 m breit ist. Die Schriftzeichen auf den tadellosen Pergamentblättern sind mit äusserster Sorgfalt und Regelmässigkeit gemalt.

Nach der Stadt zurückgekehrt, begaben wir uns zu Herrn Kawalkoff, und dann mit ihm und dem Polizeichef ins Offizierkasino, wo wir auf der hübschen Gartenterrasse als Gäste der Offiziere, von denen wir einige

kennen lernten, ein Frühstück zu uns nahmen. Dann fuhren wir zum Gouverneur, der uns sehr freundlich empfing und zum Beweis seines Vertrauens ein Album zeigte, in dem die berühmte Amu-Darja-Brücke in allen Details photographiert war; aber meine zwei Negative behielt er sich. Er gab mir ein Schreiben an den russischen Agenten in Neu-Buchara, der mir einen formellen Geleitbrief ausstellen sollte. Auch versprach er, an den Kommandanten von Fort Petro-Alexandrowsk (gesprochen Pjotr-Alexándrowsk) an der Grenze von Chiwa eine Empfehlung zu depeschieren. Damit konnte man zufrieden sein. Die Nachricht aus Taschkent, die unsere Ankunft in Samarkand anzeigte, war erst am Tag zuvor eingetroffen; sie war also nicht auf mein nach Petersburg gesandtes Gesuch zurückzuführen, sondern lediglich eine Folge meiner von Konsul di Rosa mitunterzeichneten Tifliser Depesche. Nun hielt uns nichts mehr in Samarkand fest und wir verliessen die Stadt um 10 Uhr abends; unser nächstes Ziel war Buchara.

Die Fahrt verlief angenehm, und um 9 Uhr morgens erreichten wir die Stadt Kagan oder Neu-Buchara; Alt-Buchara, die Hauptstadt des Emirates, liegt etwa 12 km nördlich von der Bahnlinie, mit ihr durch eine Zweigbahn und durch eine breite Chaussee verbunden. Da man in Alt-Buchara kaum Quartier findet, wenn man nicht unter den wenigen dort lebenden Europäern einen Gastfreund hat, logierten wir uns in dem einfachen, aber netten Hotel Europa ein, das einem Deutschen gehört. Der Ort besteht hauptsächlich aus projektierten Strassen und zählt nur wenige Häuser, aber einige Neubauten lassen darauf schliessen, dass es bald anders werden wird. Nach dem Frühstück machten wir unsern Besuch beim russischen politischen Agenten, einem freundlichen alten Herrn, der auch ein bischen Deutsch verstand. Er hatte erst mit demselben Zug, der uns gebracht hatte, die Nachricht aus Taschkent erhalten, was mir neuerdings deutlich zeigte, dass Petersburg dabei kaum im Spiel war; ich war dem Schicksal dankbar, dass ich Herrn di Rosa noch in Tiflis getroffen hatte, und dass ich so vorsichtig gewesen war, mich mit Ueberspringung von Petersburg direkt nach Taschkent zu wenden; so kann auch der nicht vom Amtsschimmel betrabte Weg desto schneller zum Ziel führen. Wir erhielten die Zusicherung, dass man uns am folgenden Tag ein allen unsern Wünschen entsprechendes »otkrüty list« ausfolgen werde, wir gingen nach unserm Hotel zurück, bestellten einen Phaeton, und um 2 Uhr fuhren wir mit Weichbold und Abdull nach Alt-Buchara.

Buchara ist im Verhältnis zu seiner grossen Nähe zur Bahnlinie noch sehr wenig aus seiner asiatischen Abgeschlossenheit hervorgetreten, und die Bevölkerung, die sich an die, wenngleich sehr geringe, Abhängigkeit von Russland noch nicht recht gewöhnt hat, steht im Ruf, wenig europäerfreundlich zu sein. Noch vor 40 Jahren war es für Europäer ganz unmög-

lich, nach Buchara vorzudringen oder gar, wenn sie es erreicht hatten, es lebend wieder zu verlassen. Vambéry, der zuerst genauere Kunde über diese Hochburg turkestanischen Priestertums und usbekischen Stolzes nach Europa gebracht hatte, musste sich bei seinem Besuch von Buchara und Chiwa im Jahre 1863 als Derwisch verkleiden, und doch wäre er beinah entdeckt worden. Die Russenfreundlichkeit und Vorliebe für abendländisches Wesen des gegenwärtigen Emirs passt dem Volk gar nicht, und der Emir ist daher in Buchara sehr wenig beliebt, so wenig, dass er es nicht wagt, mehr als wenige Wochen jährlich in seiner Hauptstadt zuzubringen. Wenn er nicht auf seinen Besitzungen im Kaukasus und in der Krim ist — er ist ein sehr reicher Herr —, so bewohnt er die Schlösser von Kärmineh oder Schirbudun, in ziemlicher Entfernung von Buchara. Die geringe Sympathie für Russland überträgt das Volk natürlich auf alle Europäer, die es wahrscheinlich gar nicht von den Russen zu trennen vermag, und man kann sich daher in Buchara lange nicht so frei bewegen, wie in den Städten, die ganz der russischen Verwaltung unterstehen; besonders der Besuch von Moskeen und Mädrässäs ist in Buchara nur sehr schwer zu erreichen. Es scheint übrigens, dass trotz der grossen Anzahl dieser Institute — Buchara hat nicht weniger als 350 Moskeen und 138 Mädrässäs — unter ihnen keine sind, die architektonisch besonders hervorragend wären.

Auf der breiten, staubigen Chaussee herrschte ein lebhafter Verkehr. Besonders zahlreich waren Eselreiter und die bucharischen Arbas, wunderliche Gefährte mit über 2 m hohen Rädern, einem runden, farbigen, leinenbespannten Dach und bunter Bemalung aller Teile. Die Pferde gehen in einer Gabel, und der Lenker sitzt auf dem Pferd oder in irgend einer komplizierten Pose auf der Gabel. Die Pferde sind mit Bändern, Glasperlen und klingenden Messingscheiben munter herausgeputzt, und das ganze Wägelchen sieht sehr hübsch aus. Unser Weg führte durch Baumwoll- und dschugarabepflanzte*) Felder, und nach einer Stunde erreichten wir das Stadttor; dieses ist gross und imposant, zwischen zwei zinnengekrönten Türmen, seine Pforten sind schwer und eisenbeschlagen, davor liegt ein tiefer sumpfiger Graben; leider gestattete der Stand der Sonne keine photographische Aufnahme. Ein Posten mit weissem Rock, roten Pumphosen, Schaftstiefeln und einer schwarzen Fellmütze stand unter dem Tor und präsentierte; er gehörte der bucharischen Armee an, vielmehr dem Paraderegiment, das die Russen dem Emir gelassen hatten. Durch dicht bevölkerte, enge Gassen führte unser Weg weiter; hier und da öffnete sich ein Durchblick auf eine Kuppel, ein Minareh oder eine hohe Pforte mit Türmchen und Zinnen; so gelangten wir in das Basarviertel, wo das

*) Dschugarà oder Dschugarie heisst in Turkestan das Kaffernkorn oder die Durrahhirse (Andropogon sorghum).

dichte Gedränge von Karren, Eseln, Reitern und Fussgängern uns zum Schrittfahren nötigte. Wir wurden wenig freundlich empfangen, und man schrie uns allerhand Grobheiten nach; aber inmitten einer Volksmenge, der man im Fall eines Streites so gut wie wehrlos ausgeliefert wäre, schien es angezeigt, die Schimpfworte ruhig einzustecken, zumal wir sie doch nicht verstehen konnten.

Die Basare von Buchara sind architektonisch bei weitem nicht so bedeutend wie die von Täbris, und die einzelnen Gänge vielfach sehr



59. Buchara. Strassenbild.

mangelhaft mit Flechtwerk und Stuck eingedeckt; über einigen grösseren Kreuzungsstellen erheben sich jedoch elegant und solid ausgeführte Kuppeln von einer Schönheit, wie sie Täbris nur in sehr wenigen Fällen aufzuweisen hat. An Stellen, wo die Sonne Zutritt in die sonst feucht-halbdunkeln Laubengänge fand, rief sie Veduten von wunderbarem Reiz hervor. Hier übertraf die Farbenbuntheit der Bilder noch das Leben auf dem Registan in Samarkand, denn in Buchara bekommt man fast nur Tadschiken zu sehen, weniger Sarten und selten die mehr einfarbig gekleideten Usbeken und Turkmenen; vertreten sind zwar natürlich ebenso wie

in Samarkand die meisten Volkstypen Vorder- und Mittelasiens, aber sie verschwinden in der dichten Menge der Bucharen. Schon allein die weissen oder sonst hellfarbigen Turbans (hier Tschalmá genannt), die von den Einheimischen allgemein getragen werden, beleben das Bild ausserordentlich und wirken viel hübscher als die düsteren Fellmützen der Perser, Usbeken und Turkmenen; dazu aber kommen noch die weiten grellfarbigen bucharischen Chalats in allen Mustern und Zusammenstellungen, und das



60. Buchara. Portal des fürstlichen Schlosses.

wogende Gewühl all der bunt gekleideten Leute, die die schmalen Lauben und Gässchen erfüllen.

Vollends prachtvoll war die Szenerie auf dem freien Platz vor dem Emir-Palast; ein würdiges Gegenstück zum Registan von Samarkand. Stand man dort mehr unter dem Eindruck der von machtvoller Vergangenheit zeugenden Riesenpforten der Moskeen, und empfand man dort das Treiben auf dem Obstmarkt mehr als einen raffinierten Gegensatz zu jenen Denkmälern einstiger Grösse, ähnlich, wie man ihn fühlt, wenn man das moderne Venedig vor San Marco und dem Dogenpalast betrachtet, so

war man hier mitten in dem bunten Getriebe der Gegenwart, im Turkestan unserer Tage; kein schwermütiger Ton versunkener Herrlichkeit mischte sich in das lebensvolle Bild, und kein drohendes Gespenst abendländischer Kultur stand in dem farbenleuchtenden Gewühl des sonnenhellen Orients und kündigte das baldige Ende dieser unverfälscht asiatischen Herrlichkeit an. Der weite Platz vor dem Winterpalast des Emirs zerfällt in zwei Teile; einen tiefgelegenen, der unvermittelt in die Basare übergeht und dicht von leinenüberdachten Verkaufsbuden erfüllt war, und den künstlich erhöhten, der zum Palasteingang hinführt. Die hohen Lehmmauern des Fürstenschlosses strahlten das Sonnenlicht blendend zurück, und die beiden runden Türme, die das hohe Kielbogenportal einfassen, heben sich prachtvoll vom blauen Himmel ab. Ueber der Pforte läuft eine Reihe holzvergitterter Fenster, und darüber, die Türme bis hoch hinauf miteinander verbindend, war eine von hölzernen Säulen getragene Loggia, in deren Mitte eine grosse Turmuhr angebracht war; sie schien sogar zu gehen, wenigsten wies sie leidlich richtig auf 1/4 nach 4 Uhr.

Auf der, vom Basar aus, rechten Seite des Platzes standen einige alte Kanonen im Freien, und daneben war ein niedriger, holzgedeckter Schuppen, nach der Strasse zu offen, der sich noch lang in ein Seitengässchen hinein erstreckte; dieser bildete das fürstlich bucharische Artillerie-Arsenal; ein paar Dutzend wenig moderner Kanonen standen da schön ausgerichtet nebeneinander, die Mündungen drohend dem Beschauer zugekehrt. Sie wurden von einem etwa zehn Mann starken Militärposten bewacht. Das erwähnte Gässchen führte einige hundert Schritte weit fort und traf dann auf den kleinen Platz vor der Kaserne; wir schlugen diesen Weg ein. Ein Haufen Soldaten sass und lag vor dem Torweg, und an langen Gestellen lehnten die Gewehre; diese sind veraltete russische Berdanmodelle, denen aber das Visier und die Mücke fehlt; sehr wahrscheinlich ist selbst von diesen Gewehren nur eine hinreichende Menge vorhanden, um die Posten und Paradekompagnien damit zu versorgen. Die Uniformen der Soldaten waren in recht gutem Zustand, und die Leute machten einen günstigen Eindruck. Ein Trupp bettelnder und singender Derwische fesselte unsere Aufmerksamkeit, als wir den Weg fortsetzen wollten; es waren magere, verwahrloste Gesellen mit wirr um die Stirn hängenden Haaren und dürftigen, zerzausten Bärten; auf dem Kopf trugen sie eigentümliche spitzige Ledermützen mit einer Krämpe aus schwarzem Schafpelz, in den Händen lange Stöcke und die üblichen Holzschalen, mit denen sie Geld und sonstige Almosen zusammensammeln.

Unser nächster Weg führte uns durch eine lange, krumme Gasse nach der alten Burg, in der sich das Gefängnis befindet. Wir hielten am Fuss des von hohen Mauern gekrönten Hügels, und Abdull holte den Befehlshaber der Gefängniswache herbei. Dieser war ein Bin-baschi,



61. Buchara. Gruppe von Derwischen.

d. h. Haupt über Tausend, also eine Art von Major, und ein fein aussehender Mann. Wir passierten, den Hügel hinansteigend, zwei Wachposten, dann ein Gittertor, das in einen Korridor führte; dieser mündete in einen kleinen Hof; im Hof waren wieder einige Soldaten und schon eine Anzahl von Gefangenen leichterer Kategorie. Aus dem kleinen Hof gelangte man durch zwei Türen einige Stufen hinab in die eigentlichen Gefängnisräume; der erste war ein ziemlich grosser Keller, in dem etwa zwei Dutzend zerlumpter Kerle auf dem Boden hockten; sie schwatzten miteinander, rauchten und bettelten uns selbstredend sofort und mit grosser Zudringlichkeit an; sonst schien es ihnen nicht sehr schlecht zu gehen, denn sie waren alle recht guter Dinge. Weniger gemütlich sah es im zweiten Keller aus, der wieder in zwei Teile zerfiel; im ersten lagen acht bis zehn Männer auf fauligen Strohmatten, an Händen und Füssen mit langen, schweren Ketten gefesselt, und Ringe in der Wand bezeichneten die Stellen, wo sie des Abends angeschlossen wurden; eine von allerlei übeln Gerüchen erfüllte Luft machte es uns fast unmöglich, in dem Raum zu verweilen; man wird verstehen, wie schlecht die Luft war, wenn ich hinzufüge, dass die Gefangenen zu keiner wie immer gearteten Verrichtung den Keller verlassen dürfen; noch schrecklicher aber war es im rückwärtigen Teil; dort waren die schwersten Verbrecher, die beständig mit Ketten an die Wand gesperrt sind. Tagsüber sind sie mit Näharbeit beschäftigt und nur ihre Füsse sind gefesselt; nachts aber werden ihnen noch Handschellen angelegt und einigen sogar eiserne Ringe um den Hals. Es dürften zwölf bis fünfzehn dieser Unglücklichen in dem halbdunkeln, stinkenden Loch beisammen gewesen sein. Sie beachteten uns scheinbar in keiner Weise, auch bettelten sie nicht, wie es ihre weniger schwer getroffenen Genossen im Vorderraum taten. Das war kein schönes Stück Orient, das wir hier zu sehen bekommen hatten, und der Eindruck, den die menschengefüllten, verpesteten Keller auf uns gemacht hatten, wich erst allmählich, als wir in das fröhliche Leben der Basare zurückkehrten.

Wir wandten uns nach Kaljan-Metschet, der Leibmoskee des Emirs, die er wöchentlich einmal unter riesigem Volkszudrang besucht, um dort öffentlich zu beten, d. h. wenn er eben in Buchara residiert. Von diesem Gebäude, und besonders von dem Turm davor, dem Mir Arab Minar, wollte ich unbedingt Aufnahmen zu machen, allein der Platz erlaubte mir nicht, weit genug zurückzutreten, um die ganze Höhe des Turmes und der Moskee auf die Bildscheibe zu bekommen. Es war also nötig, einen erhöhten Punkt, das Dach eines Hauses, zu besteigen, aber eine kleine Volksmenge, die sich angesammelt hatte, setzte dieser Absicht Widerstand entgegen. Abdull versuchte bei verschiedenen Häusern Einlass zu erhalten, aber man schloss uns die Türen vor der Nase und warf innen die Riegel vor. Nun stiegen wir eigenmächtig über eine halbzerfallene Mauer

auf ein niederes Dach; dieses genügte, um eine Aufnahme von Kaljan-Metschet möglich zu machen, aber für den Turm war der Standpunkt noch zu wenig erhöht. Die Leute hatten inzwischen eine etwas drohende Haltung angenommen, aber der Respekt vor dem Europäer hielt sie in Schranken. Trotzdem schien es unmöglich, eines der Häuser zu betreten, und selbst mein Angebot, für diese Gunst zehn Tengas*) zu zahlen, änderte nichts an der ablehnenden Haltung der Bürger von Buchara. Man rief



62. Buchara. Kaljan-Metschet.

die neugierigen Kinder von uns weg und schickte sie in die Häuser, alle Türen wurden verriegelt, und schon schien es, als ob kein Mittel bliebe, als Abzug. Da entdeckte ich in einem günstig gelegenen Seitengässchen eine kleine Holzbrücke, die in Dreiviertel-Haushöhe zwei Häuser verband; diese wollte ich ersteigen, und Abdull brachte den Besitzer des einen

*) Die Tenga (bucharischer Prägung) ist ein Silberstück, das für 15 Kopeken genommen und gegeben wird; sie zerfällt in 60 pul Kupfer; 1 pul also = $^1/_4$ Kopeke. Ausserdem kursiert in beschränktem Mass russisches Geld, besonders das 15 Kopekenstück, das der Tenga völlig gleichgeachtet wird.

Hauses dazu, seine Tür zu öffnen; aber wir mussten hoch und teuer versprechen, keines der Zimmer zu betreten oder hineinzusehen. Sorgfältig überwacht, kletterten wir hinauf, ich knipste glücklich meinen Turm zweimal ab, und dann komplimentierte man uns schleunigst hinaus; ein Geldgeschenk wurde abgewiesen und die Haustür hinter uns raschestens verriegelt. Wir gingen durch die noch immer angesammelte Menge zu unserm Wagen zurück und fuhren weiter. Der Turm Mir Arab ist nicht



63. Buchara. Mir Arab Minar.

nur seiner Höhe (60 m) wegen interessant, sondern auch wegen seiner hübschen Architektur; ausserdem diente er in der vorrussischen Zeit dazu, Verbrecher herabzustürzen, weshalb er auch Manari-Kaljan, d. i. Verbrecherturm, heisst; den Namen Mir Arab Minar (Minar, Minareh, ebenfalls gleich Turm) hat er von der Mädrässä Mir Arab, die der Kaljan-Metschet gegenüber liegt.

Unser nächstes Ziel war die Leibmoskee des Erbprinzen, Labi Chaus genannt, oder vielmehr der Teich davor, da wir die Moskee doch nicht besuchen durften. Buchara empfängt seinen Wasserbedarf aus dem

Serafschan, und von den wenigen Teichen, in denen sich der Inhalt der Zuführungskanäle sammelt, ist der Teich vor Labi Chaus-Metschet der grösste und schönste. Sein Anblick ist ungemein stimmungsvoll; das stattliche Becken hat bei einer Länge von 60 m eine Breite von annähernd 40 m, ist teilweise von Bäumen, rings herum aber von Buden und Verkaufsläden aller Art eingeschlossen. Schöne breite Stufen führen von allen Seiten zu ihm hinab. Soweit wäre alles gut; aber dieser Teich, in welchen das in keiner Weise filtrierte oder gereinigte Wasser der Serafschan-Kanäle, speziell des Schach-Rud, d. i. Königsfluss, strömt, dient nicht nur als Trinkwasser-Reservoir, sondern noch zu vielen andern Zwecken. Hier sitzt ein schmieriger Lastträger und lässt sich in beschaulicher Ruhe das Wasser um die nackten Beine spielen, dort vergnügen sich einige Knaben, einen Hund nach einem Stück Holz schwimmen zu lassen, anderswo plätschern einige Kinder im fröhlichen Bad; aus einer Bude tritt ein Mann und schleudert in hohem Bogen aus einem Eimer Melonenschalen und allerlei Unrat in den Teich; drei Schritte weiter schlürft ein Durstiger aus der hohlen Hand die trübe, grünliche Flüssigkeit, und neben ihm füllt ein Wasserträger seine Lederschläuche, um ihren Inhalt in der Stadt zu verteilen. Die Oberfläche des Teiches ist mit einer grünen Decke überzogen, die Blätter der Bäume faulen darin, aller Schmutz der Umgebung sammelt sich hier an; es ist ganz unbegreiflich, dass Buchara nicht schon längst am Typhus ausgestorben ist; aber man begreift, wie im Fall einer Epidemie, z. B. Cholera, die Leute nach Tausenden zugrunde gehen müssen, wenn sie dieses Wasser trinken, in dem natürlich auch alle Geräte und Töpfe gewaschen und Wäsche ausgeschwemmt wird.

Aber abgesehen von mörderischen Epidemien, sind die Teiche von Buchara die Ursache, warum in dieser Stadt mehr als irgendwo im Orient der Filariawurm oder die Rischtá (Filaria medinensis Velsch.) ihr unheilvolles Wesen treibt. Dieser Wurm, vielmehr das Weibchen, denn die Männchen sind sehr klein, lebt in erwachsenem Zustand, wo er eine Länge von 80 cm erreicht, bei einer Dicke von höchstens $1\frac{1}{2}$ mm, unter der Körperhaut des Menschen, meist an den Beinen, oft aber auch an andern Stellen, wie an den Augenlidern, der Zunge und noch verschiedenen Plätzen. Dort ruft er schmerzhafte, eitrige, grosse Geschwülste hervor, die Fieber und allerlei sonstige krankhafte Zustände im Gefolge haben. Die Verbreitung der Filaria geschieht in der Weise, dass durch Platzen der Geschwülste die im Muttertier enthaltenen Larven in Wasser gelangen; dort schwimmen sie eine Zeitlang umher und dringen dann in kleine Krebschen der Gattung Cyclops ein, wo solche vorhanden sind. Innerhalb dieser 1—2 mm langen Krebschen vollzieht sich die Metamorphose der Filaria, die nun weitere Ereignisse abwartet. Gelangt nun ein solches Krebschen mit dem Trinkwasser in den menschlichen Darm, so wird die Filaria frei; sie durchbohrt

die Darmwand, gelangt in den Blutkreislauf und wird von diesem im Körper umhergespült, bis sie sich an einer ihr zusagenden Stelle unter der Haut festsetzt und das Geschwur hervorruft. Krebse der Gattung Cyclops — und viele Arten dieser Gattung sind für Filaria empfänglich — gibt es auf der ganzen Welt in Tümpeln, Teichen und Zisternen, ebenso auch in den Teichen von Buchara. Nun fehlt in der Kette nur noch die Uebertragung vom Geschwür in den Teich. Diese wäre an sich einfach,



64. Teich bei der Moskee Labi Chaus

da alle Welt sich in den Teichen wäscht, aber eine besondere Rolle spielen dabei die Barbiere, deren Buden besonders vor der Labi Chaus-Moskee zahlreich sind. Es gehört in Buchara mit zu ihrer Kunst, die Filarien aus den Geschwüren zu entfernen. Dies geschieht auf eine eigenartige Methode; der Wurm, der im Grund der Beule zusammengerollt liegt, ist so dünn, dass er ausserordentlich leicht abreisst, und das darf nicht sein; man trachtet also, das eine Ende zu fangen und zieht daran ein bischen, bis genug vom Wurm hervorsteht, um ihn um ein dunnes Stäbchen zu rollen; dieses wird durch einen Verband in seiner Lage ge-

halten und die gedehnte Filaria rückt langsam aus der Geschwulst nach, bis der Elastizität Genüge getan ist. Dann wird ein neues Stückchen aufgerollt und so fort, bis der Wurm unzerrissen ans Licht gebracht ist; besonders schöne Exemplare sollen die bucharischen Barbiere als Reklamestücke zum Beweise ihrer Geschicklichkeit sogar in ihre Fenster hängen. Natürlich reinigen die Barbiere nicht nur alle ihre Geräte, Becken usw. in dem Teich vor dem Laden, sondern werfen hinein auch die blut- und eitergetränkten Verbandlappen und nicht zuletzt die Filarien selbst; und da in den Teichen vorzügliche Lebensbedingungen für Larven und Krebschen sind und täglich viele Hundert Menschen das Wasser von dort in ungekochtem Zustand trinken, bleibt die Filaria so lange endemisch, bis eine Aenderung dieser wenig appetitlichen Zustände eintritt.

Wir waren nun schon einige Stunden unterwegs und fühlten das Bedürfnis nach einer kleinen Stärkung. Nach einigem Fragen und Suchen entdeckten wir das einzige europäische, d. h. armenische, Gasthöfchen in Buchara. Dort traf Abdull zu seinem grössten Erstaunen einen Mann, den er in Paris geglaubt hatte, einen französisch-armenischen Händler, Namens Monassian, an den ich schon öfters auf Abdulls Bitte Postkarten adressiert hatte; mir war die Sache in bester Erinnerung, weil Abdull stets steif und fest behauptet hatte, die Adresse, die er in seinem Notizbuch hatte, nämlich »19 rue, Paris«, sei völlig genügend. Jetzt zeigte sich, dass noch ein »bleue« dazugehörte und dass Herr Monassian keine der Karten erhalten hatte. Mir erwies dieser Mann einen grossen Dienst, indem er mir 23 Napoleons abkaufte und so die Barmittel der Expedition um fast 200 Rubel erhöhte. Das war recht angenehm, denn vor der Rückkehr nach Baku konnte ich meinen Kreditbrief nicht verwenden. Wir unterhielten uns eine halbe Stunde lang mit dem halbfranzösischen Händler, der uns schöne Seidenzeuge und Türkise aus seinen Einkäufen zeigte, dann mahnte uns die sinkende Sonne zum Aufbruch, zumal mit Einbruch der Dunkelheit die Stadttore geschlossen wurden. Wir verliessen Buchara mit dem Bewusstsein, unsern Nachmittag gut ausgenützt zu haben, und fuhren bei rasch hereinbrechender Dunkelheit die 12 km nach Kagan zurück.

Wäre das Dokument, das uns der politische Agent versprochen hatte, am folgenden Morgen vor 10 Uhr gekommen, so hätten wir den Postzug nach Tschardschuj nehmen können. Wir erhielten es aber erst gegen Mittag und waren daher auf den »towarno-passashirskij pojesd«, den gemischten Zug, angewiesen, der um 5 ½ Uhr abends abging. Dafür war das Geleitschreiben tadellos und enthielt noch eine besondere Empfehlung an den Kommandanten von Fort Petro-Alexandrowsk, Oberst Sussanin, der aufgefordert wurde, unsere Reise nach Chiwa nach Möglichkeit zu begünstigen. Das Dokument war in russischer und tadschikischer

Sprache abgefasst und enthielt so pompöse Stempel und Siegel, dass es jedermann imponieren musste. So ausgerüstet, fuhren wir mit dem Abendzug weg, verbrachten den grössten Teil der vierstündigen Fahrt im Speisewagen und trafen um 9 ½ Uhr in Tschardschuj ein, nachdem wir die verhängnisvolle Brücke anstandslos passiert hatten. Tschardschuj überraschte uns durch die Grösse und moderne Anlage der russischen Stadt, und mich ärgerte dies ein wenig; denn notorisch ist ein kleines Dörfchen ein viel besserer Boden und vorteilhafterer Ausgangspunkt für Sammelexkursionen, als ein grosser Ort, wo man nicht direkt mit Fischern, Vogelfängern und andern verwendbaren Leuten in Berührung kommt. Es war schon zu spät, um Erkundigungen einzuziehen, wie es mit einer Fahrgelegenheit den Amu-Darja abwärts stände, und wir liessen dies auf den folgenden Morgen.

Neu-Tschardschuj, das erst seit der Zeit existiert, als die Bahnlinie den Amu-Darja erreichte, also seit 1887, liegt von der alten bucharischen Stadt einige Kilometer entfernt. Es ist ein offenbar rasch aufblühender Ort und in gleicher Weise angelegt wie alle die jungen russischen Niederlassungen in Turkestan; mit dem Platz braucht man nicht zu sparen, und so werden die Strassen von Anfang an sehr breit gemacht, ebenso die Fusswege; schöne Baumreihen, meist Pappeln, fassen die Fahrdämme ein, und alle Strassen kreuzen sich unter rechten Winkeln. Die Häuser sind allerdings noch sehr einfach und selten über zwei Fenster hoch; wo aber ein Postamt, ein Bankgebäude und der Sitz einer höheren Behörde errichtet wird, erheben sich stattliche Bauten, die auch dann, wenn alle Strassen einmal gepflastert, von modernen Häusern eingesäumt und von der Strassenbahn durchfahren sein werden, der Stadt nicht zur Unzierde gereichen können. Auch die Kaufläden sind auf das rasche Wachsen der Niederlassung berechnet; man kann hier in Tschardschuj, von dem der nicht speziell interessierte Europäer noch nie etwas gehört hat, Nähmaschinen und Fahrräder kaufen, sieht auch viele in Benutzung, es gibt Optiker und Uhrmacher und, was in allen russischen Orten in Kaukasien und Turkestan auffällt, eine überraschend grosse Anzahl von Kleidermagazinen, die meist sehr hochtönende Titel führen, wie »Grand Magasin Franzusskij« oder »Anglijskij Schentelmen«. Verhältnismässig gross ist auch die Anzahl der Deutschen, besonders unter den Goldschmieden, Uhrmachern und Hoteliers. Im Haus der »Moskowskije Nomera«,*) wo wir Quartier hatten, war ein deutscher Uhrmacher, gleichzeitig Goldschmied und Optiker, dessen Frau und flachshaarige Kinderlein das unverfälschteste Rheinländisch sprachen; der Besitzer des Hotels war sogar ein geborener

*) »Nomera« bedeutet »Nummern«; gemeint sind die numerierten Zimmer; man bestellt sich auch »aufs Zimmer« russisch »na nomer«; das eigentliche Wort für Zimmer, komnata, wird gar nicht gebraucht.

21*

Wiener, der sich nach langjähriger Tätigkeit als russischer Lokomotivführer hier niedergelassen hatte. Dieser konnte uns zuverlässige Auskunft über alle Beförderungsgelegenheiten nach Petro-Alexandrowsk geben; es sah damit nicht sehr günstig aus.

Es verkehren auf dem Amu-Darja alle zwei Wochen Dampfer der russischen Flotille von Tschardschuj sowohl aufwärts nach Kerki und Termess, als auch abwärts nach Fort Petro-Alexandrowsk; ihre Benutzung ist für Ausländer von einer besonderen Bewilligung abhängig, die der Kommandant der Flotille, Oberst Teretetzky, zu erteilen hat;



65. Bahnhof von Tschardschuj.

in unserm Fall konnte zwar kein Zweifel darüber bestehen, dass diese Erlaubnis glatt gegeben wurde, allein der nächste Dampfer flussabwärts ging erst am 30. September; wir hatten also, wenn wir mit ihm fahren wollten, sechs Tage zu warten. Von andern Transportmitteln entfielen Pferde und Kamele, da diese in Tschardschuj nicht sehr häufig sind und daher die Kauf- oder Mietpreise enorm hoch stehen; Umfragen ergaben, dass man für eine dreipferdige Kaljaska nach Petro-Alexandrowsk 200 Rubel zahlen musste; allerdings nimmt die Hinfahrt allein acht Tage in Anspruch; die Entfernung übersteigt zwar nicht 500 km, doch führt der Weg meistens durch Wüste oder wenigstens tief sandigen Boden, weshalb man kaum mehr als 50 km als Tagesleistung

annehmen darf. Ein Tarantass, mit zwei Kamelen bespannt, hätte 150 Rubel gekostet, aber zur Zeit waren so wenig Kamele in Tschardschuj, dass niemand das Geschäft eingehen wollte. Reitpferde hätten wir vier gebraucht, dann kam noch das Gepäck, das mindestens fünf Pferde oder zwei Arbas benötigte; die Miete oder der Kaufpreis für neun Pferde war für uns so gut wie unerschwinglich und hätte den grössten Teil des Barvorrates verschlungen. So blieb der Fluss als Fahrstrasse, und hier gab es den Dampfer, ein gemietetes Boot oder eine Gelegenheitsfuhre. Die Holz- und Steinkähne auf dem Amu-Darja sind sehr gross, man hätte sich bequem auf ihnen einrichten können, und die Fahrt bis Petro-Alexandrowsk dauerte im Durchschnitt fünf Tage; die Miete für einen solchen »Kajuck« hätte auch nur 80 Rubel betragen, aber es war keiner aufzutreiben, der nicht schon bis an den Rand mit anderer Fracht besetzt gewesen wäre. Ein kleineres Boot hätte man kaufen können, aber es fand sich keines, das gepasst hätte.

So blieb nur der Dampfer, und wir mussten eben die Tage bis zur Abfahrt schlecht und recht hinter uns bringen. Dazu ist aber gerade ein mittelgrosser Ort sehr wenig geeignet. In einer richtigen Stadt gibt es allerhand Zerstreuungen; in einem kleinen Dörfchen kann man beständig auf Ausflügen und Jagdspaziergängen sein; aber Tschardschuj bot gar nichts derartiges. Um ohne lästigen Zeitverlust aus dem Bereich der Stadt, der Exerzierplätze, des Bahnkörpers und der ummauerten Gärten zu gelangen, musste man schon einen Wagen oder Reitpferde mieten; und solche waren natürlich nicht auf Anruf zur Stelle. So verstrichen die Tage ziemlich erfolglos, nur einige kleine Sammelexkursionen kamen zustande, die kein sehr bedeutendes Resultat lieferten. Auch bei den Fischern, die ich aufforderte, mit mir fischen zu fahren oder mir wenigstens den Ertrag einiger Netzzüge zu bringen, hatte ich wenig Glück. Die Leute wohnten entweder in ganz entlegenen Gegenden, wo man sie nie antraf, oder sie waren zu faul, um für mich auf Fang zu gehen; ich bot bis zu fünf Rubel, wenn ein Mann mit mir und einem Netz einen Tag auf dem Fluss zubringen wollte; aber bei der Indolenz der Tataren erreichte ich auch damit nichts. Man brachte mir einige Fische, sogar zwei Exemplare des berühmten Scaphirhynchus, aber ich hätte Dutzende davon haben wollen; doch liess sich mit den Leuten nichts anfangen. Sie versprachen, am nächsten Morgen bereit zu sein; kam man dann hin, so erfuhr man, dass der Mann auf seinem Esel nach irgend einem Dorf geritten sei; Ersatz war nicht zu finden und schon ein halber Tag verloren.

Oberst Teretetzky, den wir besuchten, versprach uns bereitwilligst gute Plätze auf dem Dampfer und kam uns auch sonst sehr liebenswürdig entgegen; er hatte eine kleine Menagerie in seinem Garten;

besonders gefielen uns zwei schlanke Antilopen der in Turkestan noch häufigen Art A. subgutturosa, zwei Sandhühner (Syrrhaptes paradoxus) und eine grosse, kräftige wilde Wüstenechse (Varanus griseus), die vom oberen Amu-Darja stammte. Der Oberst gab uns eine Empfehlung an einen in Tschardschuj lebenden Herrn, Eduard Nikolajewitsch Fischer, und vermittelte so eine der angenehmsten Bekanntschaften, die ich während der Reise gemacht habe. Herr Fischer ist Beamter der Flotille und ausserdem ein eifriger Amateur-Zoologe, der besonders auf dem Gebiet der turkestanischen Käferfauna ein grosser Kenner ist. Er empfing uns mit der grössten Freundlichkeit und wir brachten in seiner Familie zwei ausserordentlich angenehme Abende zu. Seine Käfersammlungen sind eine Sehenswürdigkeit, und seine Kenntnisse in diesem Fach überstiegen die meinigen sehr bedeutend. Zu ausserordentlichem Dank verpflichtete er mich, indem er mir für das Wiener Hofmuseum eine stattliche Kollektion zum Teil sehr wertvoller und seltener Käfer schenkte, die ich, da ich die Plätzchen und Fundstätten der Gegend nicht kannte, selbst nie gefunden hätte, ausser durch Zufall. Auch an Spinnen und Eidechsen gab er mir manches, was meine Sammlungen erfreulich bereicherte.

Die Durchfahrt des Emirs von Buchara, der aus dem Kaukasus in seine Sommerresidenz zurückkehrte, versetzte Tschardschuj einen Abend lang in Aufregung; alle Behörden und Offiziere waren am Bahnhof versammelt, Musik und Zurufe begrüssten den im Zug eingeschalteten Salonwagen, es war ein festlicher Empfang, der aber ein wenig dadurch gestört wurde, dass der Zug infolge eines Versehens viel weiter fuhr, als er sollte; so entstand ein heilloses Gedränge, und trotz der bevorzugten Plätze, die man uns eingeräumt hatte, bekamen wir den Emir nicht zu sehen, wohl aber die bucharischen Würdenträger in sammtenen Chalats, mit silberbeschlagenen Krummsäbeln, golddurchwirkten Schärpen, prächtigen Gürteln aus Silberplatten und Reiherbüschen auf den hohen Turbans; es waren Typen darunter, die an stolzem Prunk alles rechtfertigten, was man von orientalischer Kleiderpracht erwarten konnte.

Eine Fahrt nach Alt-Tschardschuj, eine Stunde im Wagen bei fürchterlichem Staub, füllte den letzten Tag vor der Abfahrt aus; die Basare sind sehr hübsch, die befestigte innere Stadt mit dem Palast des Begs von Tschardschuj wirkt machtvoll, aber so kurz nach Buchara und Samarkand konnte sie doch keinen tieferen Eindruck hinterlassen.

Am frühen Morgen des 30. September fuhren wir eine halbe Stunde lang durch das Ueberschwemmungsgebiet des Stromes zum Landungsplatz des Dampfers »Imperator Nikolai II.« (wtaroi); es war ein grosses, aber sehr flachgehendes Schiff mit Oberdeck und Salon, die sich aber leicht abbrechen liessen, worauf der Dampfer, mit Kanonen armiert, in einen richtigen Flussmonitor verwandelt werden konnte. Bevor wir das

Schiff betraten, mussten wir uns von allen Seiten mit einem grossen Sublimatzerstäuber anspritzen lassen; die mitreisenden Eingeborenen, denen es entwürdigend schien, sich solcher Behandlung zu unterziehen, boten den Schiffsbeamten manchen Anlass zur Grobheit und Unterhaltung. Wir fanden unsere Plätze reserviert, Weichbold und Abdull hatten eine Kabine neben der unsern, und der Kapitän behandelte uns sehr zuvorkommend. Von den Mitreisenden waren die meisten usbekische Kaufleute, würdige Männer, dann der Finanzminister des Chans von Chiwa, ferner ein Rittmeister aus Fort Petro-Alexandrowsk, zwei Zivilbeamte und ein Franzose, Vertreter einer Moskauer Baumwollfirma in Samarkand, Herr Edouard Vergon. Man wurde an Bord natürlich sofort mit allen Reisegenossen bekannt, und besonders Herr Vergon bildete mit uns und dem Ritt-



66. »Imperator Nikolai II.«

meister einen engeren Zirkel; damals betrachteten wir uns als vorübergehende Bekannte und konnten noch nicht wissen, dass wir wochenlang intime Wandergefährten sein würden. Das Schiff sollte um 9 Uhr morgens abgehen, doch lag auf dem Strom der erste dichte Herbstnebel, und dieser musste sich erst verziehen; es war anzunehmen, dass die höher steigende Sonne ihn verscheuchen würde. Bei Nebel zu fahren, ist für jede Art von Schiffahrt eine grosse Schwierigkeit, noch mehr aber für die Flussschiffahrt, und ganz besonders auf einem so breiten und seichten, dabei enorm versandeten Strom wie der Amu-Darja es in seinem Unterlauf ist.

Der Amu-Darja entspringt im südöstlichen Pamir am Nordfuss des Hindukusch, und zwar auf dem gegenwärtig zu Afghanistan gehörigen schmalen Landstreifen, der das Russische Reich von Britisch-Indien trennt;

er heisst dort Ab-i-Pändsch. Nach einem Lauf von mehreren hundert Kilometern, während dessen er die augenblickliche Grenze zwischen Russland und Afghanistan bildet, tritt er in das weite, wüstenerfüllte turkestanische Tiefland und strömt in allgemein nordwestlicher, zuletzt nördlicher Richtung dem Aralsee zu, den er mit zahlreichen Armen in einem grossen, sumpf- und dschungelbedeckten Aestuarium erreicht. Er und der Syr-Darja, Oxus und Jaxartes, speisen das riesige Salzseebecken, das einen Rest des ehemals ganz Turkestan und einen grossen Teil von Sibirien bedeckenden Meeres darstellt, in gleicher Weise wie das Kaspische Meer, der Balchaschsee und vermutlich auch der Baikal. (Dass letzterer ein ehemaliger Meeresteil ist, beweisen seine tierischen Bewohner; ob er nicht aber zu einem andern Ozeansystem gehört hat, ist zweifelhaft.) Die Gesamtlänge des Amu-Darja übersteigt 2000 km; er ist also um die ganze Weser länger als der Rhein, und man müsste die Oder, die Seine und den »alten Vater Thames« hintereinanderspannen, um aus ihnen einen Amu-Darja zu machen. Der weitaus grösste Teil seines Laufes führt durch Sandwüsten, deren lockerer Boden ihm beständige Stromverlegungen erlaubt und ihn immer neu mit Sand füllt, den der Strom teils dem Aralsee zuführt, teils in grossen Bänken während seines Laufes absetzt; das Anwachsen solcher Bänke bedingt dann eine veränderte Richtung des Hauptstromes, und so werden beständig alte Sandbänke weggespült und neue angelegt, ganz wie in allen Tieflandströmen, nur in ungleich grösserem Massstab.

In so schwierigem Fahrwasser kann sich ein Schiff selbstredend nur bei klarem Wetter und nur bei Tag bewegen, und als der Nachmittag des 30. September gekommen war und der Nebel sich nicht gelichtet hatte, schwand jede Aussicht, vor dem nächsten Morgen abfahren zu können. Das war ein wenig langweilig, aber das Büffett des Dampfers bot allerlei Abwechslung, man hatte angenehme Gesellschaft, wir tauschten mit Herrn Vergon Lektüre aus, und unter Essen, Trinken, Rauchen, Lesen und Plaudern verstrich die Zeit, wie sie verstrichen wäre, wenn wir uns in schönster Fahrt befunden hätten. Unsere Kabine war geräumig, behaglich eingerichtet und wie das ganze Schiff elektrisch beleuchtet.

Wir lagen noch fest in unsern Kojen, als sich um 5½ Uhr früh der »Nikolai Wtaroi« in Bewegung setzte; knirschend fuhr sein Blechbauch von der Sandbank ab, die sich während des Stillstehens unter ihm gebildet hatte, und als wir auf Deck kamen, schwamm das Schiff bereits inmitten des kilometerbreiten Amu-Darja. Die flachen, leicht von Dunst verschleierten Ufer verschwanden für Augenblicke ganz aus dem Gesichtskreis, und das Bild des weiten Wüstenstromes war voll imponierender Majestät. Sanft gerundete, glatte Sandbänke erhoben sich oft an Stellen, die man für tief halten konnte, aus dem rasch fliessenden, schmutziggelben Wasser, und viele Male streifte der Schiffsboden rauschend den Grund,

ja wiederholt fuhren wir vorübergehend fest. Wenn dies geschah, machte sich regelmässig, während das Schiff eben noch in flotter Fahrt schaufelklappernd stromab geglitten war, ein eigentümlich schleifend-knirschender Ton vernehmbar, der laut in dem Blechrumpf widerhallte; unmittelbar darauf wurde die rasche Bewegung des Dampfers unter dumpfem Dröhnen plötzlich gehemmt, alle frei beweglichen Gegenstände folgten noch einen halben Meter weit der ihnen innewohnenden Energie, dann stand das Schiff zitternd still und die Fluten strömten brausend die Wände entlang. Unter grossem Geschrei und Kommandorufen wurde der festgefahrene Koloss dann durch Drehen und Rückwärtsarbeiten wieder flott manövriert, verliess, auf dem Grund scharrend, die Sandbank, und der beruhigende Gleichklang der Maschine setzte wieder ein. Bei Sonnenuntergang näherten wir uns dem Ufer an einer günstigen Stelle, ein Mann sprang mit einem Seil an Land, zog ein Tau nach, sechs Matrosen folgten ihm, die drei schwere Anker schleppten; diese wurden weit landeinwärts festgemacht und das Schiff rückte sich zurecht und blieb endlich fest liegen.

Man ging dann regelmässig ans Ufer, um einen Spaziergang zu machen, und am zweiten der vier Abende, die wir an Bord verbrachten, lagen wir in der Nähe der Ansiedlung Dargan-Ata, einer der wenigen Niederlassungen am linken Ufer, während das rechte vor Petro-Alexandrowsk überhaupt keine solchen aufweist. Bei Dargan-Ata lag am Ufer eine schwimmende Station vor Anker, daneben ein Tankboot, dem unser Schiff einen Vorrat an Masutt entnahm; denn wie die ganze transkaspische Bahn, feuern auch die Schiffe der Amu-Darja-Flotille mit diesen Naphtharückständen. Das verankerte Schiff bei Dargan-Ata hatte ausserdem einen Telegraphenapparat an Bord, der in die Linie Tschardschuj—Petro-Alexandrowsk eingeschaltet war, und der Leiter dieses einsamen Postens verbrachte einen grossen Teil der Nacht auf dem »Nikolai«, mit seinen Landsleuten zechend.

Dargan-Ata liegt bereits auf chiwinzischem Boden; die Grenze zwischen Buchara und dem russischen Turkestan läuft einige Kilometer am Ufer entfernt auf der linken Seite des Amu-Darja, bis sie bei der verlassenen Befestigung Gurli Tugai plötzlich nach dem Fluss abbiegt. Von hier an nördlich ist das linke Ufer chiwinzisch, das rechte bucharisch, bis das letztere wieder russisch wird; Chiwa dagegen erstreckt sich nördlich bis an den Aralsee, östlich bis an die östlichsten Arme des Amu-Darja, im Westen und Süden bildet eine ziemlich willkürlich durch die Kara-Kum gezogene Linie die Grenze gegen das russische Gebiet. Wir liessen uns die Gelegenheit, schon jetzt chiwinzischen Boden zu betreten, nicht entgehen und gingen bis zu einem einfachen, ja sogar armseligen Häuschen, das am Rand des Schilf- und Grasstreifens am Fluss lag. Dort empfing uns ein alter Usbek ohne ein Wort, indem er uns vor dem Haus Sitze anbot und dann eine halbe Melone und ein Stück Brot brachte. Der Mann

schien bettelarm, und doch war es sein erstes, die Fremdlinge, die ihn besuchten, zu bewirten. Wir blieben einige Minuten, und Herr Vergon, der ein wenig Sartisch konnte, äusserte unsern Dank, den wir durch ein kleines Geldgeschenk bekräftigten.

Hier sei eingeschaltet, dass die sartische, beziehungsweise tadschikische, usbekische und turkmenische Sprache dem tatarischen sehr verwandt ist, so dass jemand, der gut tatarisch, oder selbst stambultürkisch versteht, sich leicht



67. Der Verfasser und drei Usbeken an Bord des »Nikolai«.

mit den Turkestanern verständigen kann. Ich lernte rasch, mein bischen Tatarisch umzumodeln, und konnte mich bald auch auf usbekisch zur höchsten Not verständlich machen. Die Usbeken vom »Nikolai« hatten am Ufer ein loderndes Schilffeuer entzündet und boten einen romantischen Anblick, wie sie im Dunkel, nur die gebräunten Gesichter von den zuckenden Flammen beleuchtet, rauchend um das Feuer sassen. Ich bot ihnen Zigaretten an, die sie mit einer unnachahmlich würdevollen Handbewegung nach Mund und Stirn in Empfang nahmen, worauf sie uns Plätze am Feuer anboten;

wir sassen einige Minuten bei ihnen, bevor wir auf das Schiff zurückkehrten.

Tags darauf — die Fahrt verlief bis auf wenige Episoden sehr eintönig — hielten wir um Mittag an, um unsern Mast umzulegen. An einer durch zwei Vorgebirge eingeengten Stelle ging der Telegraphendraht über den Fluss, in weitem Bogen nach unten hängend. Während der Prozedur des Wiederaufrichtens lagen wir am Ufer verankert und beobachteten, wie das die sandige Böschung unterwaschende Wasser unaufhörlich grosse Schollen von mehreren Kubikmetern loslöste, die, nachdem sie sich durch einen immer mehr klaffenden Sprung vom festen Land getrennt hatten, klatschend in den Fluss sanken. So rasch bröckelte das Ufer ab, dass während einer Stunde die Anker um mehrere Meter weiter landeinwärts geschleppt werden mussten; wir schätzten das Vorrücken des Flusses gegen das Land auf fast 100 m täglich, und der Kapitän bestätigte, dass der Fluss auf diese Art oft innerhalb zweier Wochen sein Bett um 1 km verlegt. Natürlich schreitet er nicht unaufhaltsam fort, da der ins Wasser sinkende Sand zum Teil liegen bleibt, das Wasser seicht macht und so den Anprall der Strömung mildert; aber es sind unwiderlegliche Tatsachen vorhanden, die beweisen, dass der Amu-Darja wiederholt grosse Stromverlegungen gehabt hat, die nicht katastrophenartig, sondern allmählich vor sich gingen. Ganz abgesehen davon, dass der Strom vorzeiten nicht dem Aralsee, sondern dem Kaspischen Meer zuströmte — das alte Bett ist auf Hunderte von Kilometern zu verfolgen — kennt man solche Fälle aus der allerjüngsten Zeit. Orte, die vor 30 Jahren am Fluss lagen, sind jetzt viele Kilometer landeinwärts, andere Orte mussten verlassen werden, da der Strom gegen sie vorrückte und schliesslich ihren Platz ausfüllte.

Wir sollten Petro-Alexandrowsk am Abend des 3. Oktober, also nach sechzigstündiger Fahrt erreichen, allein gegen 4 Uhr nachmittags rannte der »Nikolai« dermassen fest auf eine Sandbank, dass es dunkel wurde, bis er wieder flott war; das Beiboot musste mit dem Anker ausfahren, diesen im Strom befestigen, das Schiff zog sich an der Ankerkette nach, und dies so lang, bis wir tiefes Fahrwasser hatten, aber wegen der hereinbrechenden Nacht die Weiterreise einstellen mussten. So kamen wir erst am 4. Oktober um 7 Uhr morgens an unser Ziel. Man hatte den Dampfer schon den Abend vorher an der Rauchwolke erkannt, und es waren daher schon Arbas und Pferde, Soldaten und Eingeborene am Ufer, um uns zu erwarten. Petro-Alexandrowsk, ursprünglich ein russisches Fort, jetzt ein leicht befestigter Garnisonsort in der Nähe des Dorfes Dört Göl (Vier Seen), liegt in einer Entfernung von 6 km vom rechten, russischen Ufer des Stromes. Drei Arbas brachten uns und das Gepäck in den Ort, der fast nur aus projektierten Strassen bestand; doch waren eine grosse Kaserne,

die Kommandantur und die Kirche von weitem sichtbar. Der Weg führte durch Baumwoll- und Dschugariefelder, in denen Kamele mit verbundenen Augen Schöpfräder trieben; Tonkrüge waren schräg an die Peripherie des Rades gebunden, das durch ein Kegelzahnradwerk gedreht wurde, und mit diesen wurde das Wasser aus dem Hauptkanal gehoben und aus der gewonnenen Höhe durch Holzröhren und Rinnsale auf die Felder verteilt.

Wir fuhren vor das »Wojennoje Sobranje« oder Offizierskasino, wo wir nach kurzen Verhandlungen zu dritt ein Zimmer erhielten. Herr Vergon war unser Gefährte, während Weichbold und Abdull in einer Kammer daneben untergebracht wurden. Das Kasino war geräumig, mit einem



68. Kamelstudie.

grossen Festsaal, den die Bilder des Zarenpaares zierten, einem schönen Speisesaal und einem behaglichen Lesezimmer. Ausserdem gab es noch sechs bis acht Wohnzimmer, eine Kantine und Mannschaftsräume. Wir wurden rasch mit einigen Offizieren bekannt und gingen um 11 Uhr auf die Kommandantur zu Oberst Sussanin. Dort wurden unsere Pläne, das Ust-Urt zu durchqueren, rasch zertrümmert. Der Oberst hatte aus Taschkent Nachricht über uns erhalten und versprach uns jeglichen Beistand, aber von der beabsichtigten Wüstenreise riet er uns entschieden ab. Er hatte als junger Leutnant den Marsch Kuropatkins von Chiwa nach Gök-Tepe mitgemacht und kannte daher die Kara-Kum gut. Seit Erbauung der Eisenbahn aber waren alle Karawanenwege verlassen, die wenigen

Brunnen versandet, und wir hätten Wasser für drei Wochen mitnehmen müssen; dies erforderte, uns und das Gepäck eingeschlossen, mindestens acht Kamele. Die Kamele aber hätten wir kaufen müssen, da unter den Turkmenen der Kara-Kum die Cholera herrschte und infolge der Seuchenvorschriften die Tiere und ihre Begleiter nur auf dem Umweg über Tschardschuj, d. h. nach einer etwa zweimonatlichen Reise, zurückkehren konnten. Die Kosten dieser Expedition hätten sich auf rund 1000 Rubel belaufen, und das genügte, um den Plan zu fällen. Keinesfalls lohnte der Erfolg Mühe und Kosten, und so waren wir, als wir nach dem Kasino zurückkehrten, entschlossen, das Projekt aufzugeben.

Wir wollten nun zunächst nach Chiwa, und Abdull wurde angewiesen, nach Pferden zu suchen, gleichzeitig auch die Fischer von Dört Göl davon zu verständigen, dass ich Fische möglichst verschiedener Arten zu kaufen wünschte. In Abwartung der weiteren Ereignisse unternahmen mein Bruder und ich — Herr Vergon war bereits am Tag nach unserer Ankunft nach Urgentsch und Chiwa abgereist — ausgedehnte Spaziergänge in die Umgegend, die meine Sammlungen nicht unwesentlich bereicherten. Kamele, und zwar von der zweihöckerigen baktrischen Art, waren hier viele zu sehen, Dromedare gar nicht mehr. Wir beschäftigten uns viel mit den Tieren, wo wir sie treffen konnten, um ihr Wesen und ihre unvergleichliche, groteske Hässlichkeit zu studieren; ich machte zahlreiche Aufnahmen. Die Verhandlungen wegen der Pferde, die wir benötigten, stiessen auf allerlei Schwierigkeiten. Es war die Zeit der Baumwollernte und alle Tiere fanden dabei Verwendung. Für einen Vormittag fanden wir zwar vier Gäule und machten mit ihnen einen Ritt nach dem Fluss, wo wir ein kleines Turkmenenlager besuchten und gastfrei bewirtet wurden, aber für mehrere Wochen wollte niemand seine Pferde vermieten oder sie selbst zu hohen Preisen verkaufen. Hier musste Oberst Sussanin Rat schaffen; schlimmstenfalls konnten wir Militärpferde geliehen erhalten, denn die Garnison — 800 Mann Infanterie, einige Batterien und eine Sotnie Kosaken — hatte sicher einigen Reservebestand.

Dagegen hatte ich bei den Fischern mehr Glück. Ich hatte drei Mann engagiert und erhielt ausser Welsen, Karpfen, Barben und verschiedenen Weissfischen wieder einige Exemplare von Scaphirhynchus, diesem abenteuerlich aussehenden Fisch aus der Stör-Familie. Es ist merkwürdig, dass dieser Fisch, der auffallendste des ganzen Aralgebietes, keinen einheimischen Namen hat. Die Fischer sind meistens Uralzen, d. h. Nachkommen von nach dem Ural und den kaspischen Ländern verbannten Aufrührern, und sie, wie auch die usbekischen und turkmenischen Fischer, nennen den Fisch »Konferingus«, »Kafrink« und mit ähnlichen Namen, die alle aus der wissenschaftlichen Bezeichnung korrumpiert sind. Das Zurichten und Konservieren der gelieferten Fische nahm fast einen Tag

in Anspruch, aber die Soldaten, gutmütige Burschen, halfen mir und Weichbold nach Kräften, und ich hatte die Genugtuung, wieder eine meiner Zinkkisten mit gutem Material vollfüllen zu können.

Durch Vermittlung des Obersten Sussanin, der uns auch eine feierliche Empfehlung an den Hof von Chiwa ausstellte, erhielten wir, was zu haben war, nämlich drei Reitpferde und eine einpferdige Arba mit zwei turkmenischen Burschen. Der Gesamtmietpreis betrug $4\,{}^1/_2$ Rubel pro Tag. Der Nachmittag des 7. Oktober verging unter Aussuchen des für die Tour nach Chiwa nötigen Gepäcks, den Rest liessen wir im Kasino bis zu unserer Rückkehr, und am Morgen des 8. Oktober brachen wir auf. Abdull thronte über dem Gepäck auf der Arba, mein Bruder, ich und Weichbold verteilten uns auf die drei Reitpferde.

Die Luftlinie zwischen Petro-Alexandrowsk und Chiwa beträgt bloss gegen 60 km, und es ist unter Umständen möglich, die Strecke in einem Tag zu bewältigen. Meistens aber muss man $1\,{}^1/_2$ bis 2 Tage rechnen, da der Amu-Darja übersetzt werden muss und dies sehr verschieden lange Zeit in Anspruch nimmt. Der Weg führt von Petro-Alexandrowsk an dem nahe gelegenen Dorf Dört Göl vorbei nach dem Fluss, wo sich etwa 10 km unterhalb der Dampferlandungsstelle eine Fähre befindet. Sie war gerade an unserm Ufer, und ausser uns wollten noch ein turkmenisches Ehepaar mit einem Eselchen und drei oder vier andere Eingeborene übergesetzt werden. Unter grosser Mühe und vielen Anrufungen Allahs wurde die Arba auf das Fährboot gebracht, noch schwieriger war es, die Pferde zum Hineinspringen zu bewegen, aber endlich waren wir soweit, dass wir abstossen konnten. So lange es ging, stiessen sich die vier Fährleute mit Stangen fort, in der Mitte des Stromes mussten sie angestrengt rudern. Es war schon $11\,{}^1/_2$ Uhr, als wir das chiwinzische Ufer erreichten. Der Horizont war vollständig eben, nicht die Ahnung eines Berges oder selbst Hügels war zu sehen. Nach drei Seiten erblickte man nichts als Sand und dürftige Steppe, nur nach der vierten zeigte sich Vegetation und die Anhäufung von Bäumen, die eine Oasenstadt verrät. Wir ritten lange über niedere Sandwellen und ausgedörrte, tamariskenbestandene Flächen, bis wir uns der Stadt Chanky näherten. Diese ist die europäischeste Ansiedelung in Chiwa insofern, als dort eine von Russen betriebene Baumwollspinnerei besteht; auch in Urgentsch wohnen einige Europäer, die übrigen Städte des Chanates jedoch, Chiwa selbst, dann Chodschejli, Kungrad, Kunurgentsch und Chasawat, sind mit einer einzigen Ausnahme frei von ständig dort wohnenden Europäern.

Wir durchritten die Basare und die befestigte Innenstadt, kamen auf der andern Seite wieder hinaus und nahmen unsern Weg nach dem Sommerhaus des Begs von Chanky, etwa des Bezirksvorstehers, das wir nach einer weiteren halben Stunde erreichten. Wir reisten ja mit speziellen Empfehlungen an

den Fürsten selbst und waren daher berechtigt, alle staatlichen Einrichtungen frei in Anspruch zu nehmen, besonders aber bei den Bürgermeistern, Begs und Aksakals Gastfreundschaft und Quartier zu beanspruchen. Das Haus stand zwischen Feldern und Gärten und zeigte die immer wiederkehrende, charakteristische Form des usbekischen Gehöftes oder Karawansarais; hohe, aus Lehmquadern erbaute Mauern, die unten breiter sind als oben, daher schräg zu stehen scheinen, runde Ecktürme und ein Portal, das ein wenig an die Pylons der ägyptischen Tempel erinnert. Die Torflügel waren massiv aus Bohlen gezimmert, innen mit einem mächtigen Stangenriegel; das Gebäude, das nach aussen keinerlei Fenster zeigt, umschloss einen grossen Hof, der mit hübschen Bäumen bestanden war,



69. Chiwinzisches Gehöft.

und alle Gemächer des Hauses, Fenster, Türen und Veranda lagen nach dem Hof zu.

Europäer sind in Chiwa eine Seltenheit und nichtrussische Fremde ganz besonders; es bedurfte daher keiner weiteren Erklärung, sondern die Leute des Begs, die aus dem Haus traten, um sich der Pferde anzunehmen, nahmen sofort richtig an, dass wir mit besonderen Vollmachten reisten, und begrüssten uns mit der nötigen Ehrfurcht. Man geleitete uns in den Hof und über die schöne, teppichbelegte und von Holzsäulen getragene Veranda in ein Zimmer, das einen Tisch und einige einfache Stühle enthielt, sonst aber usbekisch eingerichtet war, mit Teppichen an den Wänden, Filzdecken, sogenannten Kaschmás auf dem Boden und einer Feuerstelle in der Mitte, die weiter nichts war, als ein eine Handbreite hoher kleiner Wall aus gebranntem Lehm, der eine rechteckige

Fläche von etwa 80×120 cm umfasste. Man brachte einen Aufsatz voll schöner Weintrauben, fertige russische Zigaretten, Konfekt, Brot und natürlich Tee, und erkundigte sich nach unsern Wünschen in Betreff des Mittagessens. Wir überliessen die Zusammenstellung des Menu unserm Wirt, der nach einigen Minuten erschien. Er hiess Hadschi Bai*) und war ein schöner, eleganter junger Mann mit schwarzem Bart, klugem, feinem Gesicht und in der einfachen stilvollen Tracht des vornehmen



70. Hadschi Bai, Beg von Chanky.

Usbeken. Mit selbstbewusster Liebenswürdigkeit begrüsste er uns, und nichts in seinem Benehmen deutete darauf hin, dass er in uns Europäern Vertreter eines höherstehenden Volkes erblickte; er war in jedem Wort und jeder Gebärde ein tadelloser Gentleman und behandelte uns voll-

*) Den Titel Bai, eigentlich gleich dem türkischen Bey eine Adelsbezeichnung, legen sich in Chiwa und auch im übrigen Turkestan alle Usbeken bei, weil sie sich als Aristokraten gegenüber den Sarten, Tadschiken und Turkmenen fühlen. Es sind auch seit altersher alle turkestanischen Herrscherfamilien usbekischen Stammes, und die Usbeken somit die »Edelrasse« von Turkestan.



Oestliches Stadttor von Chiwa

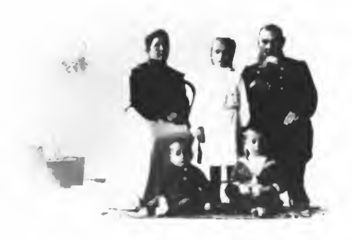
gem. Heinz Pinggera n. Orig.-Phot.

ständig als seinesgleichen. Man trifft im Orient viel Würdelosigkeit oder aber steife Haltung, hinter der sich Mangel an Umgangsform versteckt; hier aber hatten wir mit einem Kavalier zu tun, der an der Spitze einer Gesandtschaft an einem europäischen Hof eine vorzügliche Figur gemacht hätte. Das Gespräch, das wir durch Abdulls Vermittlung mit ihm führten, bewies uns weiter, dass seine Bildung hinter seinem gewinnenden äusseren Wesen nicht zurückblieb, wenngleich sie natürlich die Grenzen orientalischen Wissens nicht überschritt. Ich bat mir die Erlaubnis aus, ihn photographieren zu dürfen, worauf er bereitwillig einging und zwei seiner Diener neben sich treten liess, um auch auf dem Bild seine Stellung als vornehmer Herr darzutun. Ihm für das Gebotene Bezahlung anzubieten, wäre eine Beleidigung gewesen; aber den Dienern konnte man einige Tengas geben. Die chiwinzischen Tengas unterscheiden sich von den bucharischen durch ihre ovale Form, ferner dadurch, dass auf ihnen Schriftzeichen sind, während die bucharischen nur mit Blatt- und Blütenornamenten geziert sind, ebenso, wie auf dem Kupfergeld, und endlich durch den höheren Wert, der 20 Kopeken gleichkommt.

Hadschi Bai forderte uns auf, gelegentlich der Rückreise wieder bei ihm abzusteigen, was wir gerne versprachen. Wir ritten nun wieder ein Stück zurück, bis wir auf den Hauptweg trafen, und folgten dann der Strasse nach Chiwa weiter. Das in Aussicht genommene Nachtquartier, das Dorf Göütschä, lag noch etwa 25 km entfernt, und wir mussten uns beeilen, denn im Oktober sinkt die Sonne schon recht früh. Wir kamen meist durch Kulturland, hauptsächlich Baumwollfelder, und an den Wattebäuschchen, die aus den geplatzten Fruchtkapseln hervorflatterten, konnte man sehen, dass es Zeit zur Ernte war. Stets ritten wir ganz am Rand des ertragsfähigen Landes, und die unendlichen Reihen der Sandhügel begannen meist wenige Meter von unserm Weg und erstreckten sich in unabsehbaren flachen Wellen bis an den Horizont. Tiere gab es merkwürdig wenig; ausser Haubenlerchen und Scapteira-Eidechsen war nichts Lebendes zu sehen, und trotz aller Aufmerksamkeit konnte ich zwischen dem Amu-Darja und Chiwa weder einen Skorpion, noch eine Spinne, noch einen Käfer entdecken, obzwar ich später in nicht sehr weit von dort entfernten Gegenden reiche Beute machte. Es war schon ziemlich dunkel, als wir in Göütschä nach einigem Suchen das Haus des Aksakal oder Gemeindeältesten fanden. Der Herr war nicht zu Hause, aber seine Leute schafften alle — sehr bescheidenen — Mittel zum Komfort herbei; es gab Tee und »Ploff« (Pilaf), aber das Quartier war sonst wenig hübsch, weshalb wir sehr bald zu Bett gingen.

Für die Weiterreise nach Chiwa, das nun nur mehr 20 km entfernt war, erhielten wir zwei Berittene als Begleitung. Der Streifen Kulturland, der sich an dem Kanal des Amu-Darja über Chanky nach der Hauptstadt

zieht, war hier stellenweise so schmal, dass nur zwei Aecker auf ihm Platz fanden und wir rechts und links in die endlose Sandwüste hinaussahen; dafür gab es aber etwas mehr Tierleben, besonders Krähen und Eidechsen, und bei einer kleinen Rast fing ich sogar einen Igel der bei uns nicht heimischen Art Erinaceus auritus, der grosse Ohren hat wie eine Fledermaus und dabei sehr hochbeinig ist, was ihn ziemlich abenteuerlich aussehen macht; er wurde in einem Tuch mitgenommen, um in Chiwa der Wissenschaft zum Opfer zu fallen. Allmählich nahmen die Gehöfte an der Strasse an Zahl zu, ein Beweis, dass wir uns der Stadt näherten, und gegen 11 Uhr hielten wir vor dem mächtigen, massiven, zinnengekrönten Stadttor. Der eine unserer eingeborenen Begleiter wechselte einige Worte



71. Staatsrat Korniloff und Familie.

mit der Wache, dann trabten wir durch den hohen Torweg in die Hauptstadt des Fürstentums ein.

In Chiwa lebt ständig nur eine europäische Familie, die des ehemaligen russischen Staatsrates Korniloff, der die Stelle eines Ministers für den Verkehr mit Russland am Hof des Chans bekleidet. An ihn mussten wir uns zunächst wenden und ritten daher durch das wenig schöne Gewirr enger Gassen, als das sich Chiwa dem Besucher zunächst darstellt, nach dem Diwan-Chanah oder Ministerialgebäude. Respektvoll von den umherstehenden Dienern oder Schreibern begrüsst, wies man uns in ein Zimmer, wo wir zwei würdige Herren — Minister, wie es sich zeigte —, zwischen Haufen von Papieren auf dem Teppich sitzend, trafen. Ich übergab mein Geleitschreiben, und da Herr Korniloff sein Bureau schon verlassen hatte, erhielten wir einen Mann, der uns hinweisen sollte. Unsere Eskorte von



72. Vornehmer Usbek. (Chiwa.)

Göütschä wurde entlassen, und wir folgten unserm Führer einige Minuten lang durch belebte Gassen, die von Kanälen und Baumreihen durchzogen waren, bis zum Haus des Staatsrates. Dort trafen wir zuerst nur Madame Korniloff, die uns mit der Liebenswürdigkeit empfing, die man in einer Stadt, in der sich nur höchst selten Europäer zeigen, diesen entgegenbringt, und bald kam auch der Hausherr, ein würdiger älterer Mann, der ebenfalls sehr erfreut schien, wieder einmal Boten aus der abendländischen Welt zu sehen. Wir wurden zum Mittagessen eingeladen und verbrachten zwei angenehme Stunden im Kreis der freundlichen Familie, in die drei muntere Kinderchen fröhliches Leben brachten. Mittlerweile hatte der Staatsrat nach dem Palast des Erbprinzen Said Asfandiar Tura gesandt, um diesem unsere Ankunft zu melden, und die Antwort war die Einladung, uns für die Zeit, die wir in Chiwa zu bleiben wünschten, als Gäste des furstlichen Hofes zu betrachten. Mehr konnten wir in der Tat nicht verlangen, und um 3 Uhr ritten wir nach unserm neuen Quartier, nachdem Herr Korniloff versprochen hatte, uns am folgenden Morgen zu besuchen und dem Erbprinzen vorzustellen. Der regierende Chan ist wegen seines hohen Alters und seiner konservativen Gesinnung weniger geneigt, europäischen Besuch zu empfangen, und der Staatsrat legte uns nahe, auf einer Audienz bei dem alten Herrn nicht zu bestehen.

Der Palast des Kronprinzen von Chiwa besteht aus einem grossen Komplex von Häusern und Gärten und hat kein eigentliches Hauptgebäude; er umfasst mehrere Höfe und enthält auch die Ministerien und einen Teil der Hofstallungen; für uns waren in einem Trakt, der zwischen dem grossen Park und dem vom Erbprinzen bewohnten Flügel lag, drei Zimmer hergerichtet worden, von denen aber eines keinerlei Möbel enthielt; ein zweites wies einen grossen Tisch, einen Schreibtisch und mehrere Stühle, sowie ein Bett auf, das dritte aber war mit europäischen Möbeln, Teppichen und zwei Metallbetten, zahlreichen Stühlen und Lehnsesseln, einem grossen Sofa und einem Schreibtisch prunkvoll eingerichtet. Ein höherer Hofbeamter, Beg Soundso Bai war mit der Sorge für unser Wohlbefinden betraut und erwies uns jeden Dienst, den er uns an den Augen absehen konnte; vielmehr liess er ihn durch eine zahlreiche Dienerschaft erweisen. Ein russisch sprechender Koch nahm unsere Wünsche bezüglich des Abendessens zur Kenntnis, dann reichte man uns Tee, stellte Obst, kleine Kuchen und Konfekt auf den Tisch, und nun konnten wir uns endlich waschen und umkleiden. Ich ging sofort daran, den gefangenen Igel zu töten und zu konservieren, musste dies aber heimlich tun, da es sicher übel vermerkt worden wäre, wenn man mich bei einer derartigen Beschäftigung getroffen hätte. Es gelang mir auch noch, alle Flöhe, die er auf sich hatte, der Wissenschaft zu erhalten; dann sahen wir nach den Pferden, die samt den beiden Arbakeschs — in Turkestan sagt man

nicht mehr Arbadschi — im Stall untergebracht waren. Die beiden Burschen waren glückselig über die Verpflegung, die sie erhielten; so gut war es ihnen offenbar schon lange nicht ergangen. Weichbold schlief in unserm Wohnzimmer, Abdull hatte sich bereits unter den Dienern des Prinzen eine geachtete Position erobert und log vermutlich über uns und unsere Reisen das Blaue vom Himmel herunter.

In der Abenddämmerung machten mein Bruder und ich einen langen Spaziergang durch den ausgedehnten Park; er war grossartig angelegt und enthielt lange Pappelreihen, marmoreingefasste Bassins, steinerne Futterkrippen für des Prinzen Lieblingspferde, die er sich oft nachführen lässt, wenn er im Garten lustwandelt, wunderhübsche Pavillons und reizende, von hohen Hecken umgebene Sitzplätzchen. Auch ein Tiger sollte irgendwo im Park gefangen gehalten sein, und es kam uns der Gedanke, wie unangenehm es sein könnte, wenn das Tier am Ende frei umherlief; aber das war kaum anzunehmen. Es muss bemerkt werden, dass Marmor, wie jeder andere Stein, in Chiwa etwas hervorragend Kostbares ist; denn in dem ganzen Gebiet zwischen der kaspischen Ostküste im Westen und Samarkand im Osten, der Bahnlinie und der persischen Grenze im Süden und den Kirgisengebieten am Ural im Norden wird man vergeblich nach einem Stückchen Fels, nach einem gewöhnlichen Bachkiesel oder nach irgend einem andern Stück festen Gesteins suchen; alles ist Sand und Lehm, bestenfalls bröckeliger Mergel, und in Chiwa ist daher eine Brunneneinfassung aus Kalkstein mindestens ebenso kostbar, wie bei uns ein langer Obelisk aus Quarz von der Osterinsel; dazu gibt es keine gefällige Eisenbahn, die den Stein im Zentrum von Chiwa abladet, sondern er muss, nachdem er von der afghanischen Grenze auf dem Amu-Darja nach Petro-Alexandrowsk geschwommen ist, auf Wagen oder Tragtieren nach Chiwa gebracht werden. Auch der Zoologe leidet in Turkestan unter diesem Mangel; denn grosse Steine sind als beliebte Unterschlupfe von Kröten, Schlangen, Insekten, Spinnen und allerlei sonstigem Getier vorzügliche Fundstellen, und eine Stunde lang Steine umdrehen liefert sicher mehrere gefüllte Gläschen.

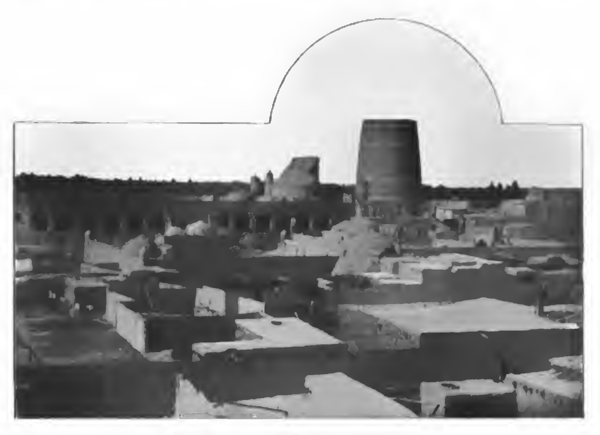
Als wir unsere Zimmer, deren letztes über eine Terrasse in den Park mündete, wieder betraten, standen wir staunend vor dem inzwischen gedeckten Tisch; ein Prinz wird seine Gäste vermutlich stets gut bewirten, aber so schöne Dinge hatten wir doch nicht erwartet; nicht nur, dass der Tisch tadellos weiss gedeckt und mit feinem Glas- und Porzellangeschirr besetzt war, nicht nur, dass eine grosse Ständerlampe mit einem Ditmarschen Sonnenbrenner das Zimmer erhellte und neue Schalen mit Obst und Bonbons aufgestellt worden waren; was uns überraschte, war die Batterie von Flaschen, die am Tischrand prangte: Bier aus Riga, Rotwein aus Samarkand, dazu eine Flasche feiner englischer Sherry und eine zweite

mit Cointreaulikör! Die Weintrauben waren so ungeheuer gross und die Beeren von solchen Dimensionen, dass ich ein Stämmchen in Formol konservierte, um sie mit nach Europa zu nehmen; die grösste der lang-eichelförmigen Beeren mass 5 cm in der Länge und hatte einen Querumfang von 5 1/2 cm; dabei waren sie dünnschalig und von feinstem Aroma. Ein vorzüglicher Hühnerpilaf bildete den Hauptgang der Mahlzeit, und dann genossen wir von den alkoholischen Getränken, rauchten des Prinzen Zigaretten und fanden, dass man eigentlich öfters nach Chiwa fahren sollte.

Pünktlich um 9 Uhr morgens am andern Tag kam Staatsrat Korniloff und begleitete uns zum Erbprinzen; auf einer schattigen Terrasse in einem der lauschigen kleinen Hofräume sass Said Asfandiar Tura auf einem Teppich, bei ihm der Finanzminister, den wir schon vom Dampfer her kannten, und der Minister des prinzlichen Hofhaltes. Der Erbprinz ist ein Mann in den Dreissigern, mit einem sehr intelligenten, aber nicht schönen Gesicht, das ein schwarzer Christusbart umrahmt; gekleidet war er in den einfachen, sehr schmal violett und olive gestreiften usbekischen Chalat, auf dem Kopf die mächtige schwarze Fellmütze; kein äusseres Zeichen verriet seine hohe Stellung. Er wies uns neben sich Sitze auf dem Teppich an, einem herrlichen Prachtstück chiwinzischer Kunstfertigkeit, und mit Herrn Korniloff als Dolmetscher, denn der Prinz spricht nur gebrochen russisch, wurde ein Gespräch geführt, das im wesentlichen unsern Dank für die schöne Aufnahme und seine Fragen nach unserer Reise, Heimat und Ansicht über Chiwa enthielt. Nach einer Viertelstunde war die Audienz beendigt und wir kehrten in unsern Flügel zurück. Einen schwarzen Rock bei einer solchen Gelegenheit anzuziehen, ist unerlässlich, denn der Prinz hat Russland bereist, war in Moskau und in Petersburg am Hof des Zaren und kennt die europäische Sitte genau; es war gut, dass wir unsere Smokings nicht in Baku gelassen hatten.

Wir hatten von Staatsrat Korniloff zu unserer Ueberraschung erfahren, dass sich in der Nähe von Chiwa eine — deutsche Kolonie befindet, deutsch insofern, als die Bewohner deutsche Menoniten sind, die ihres Glaubens wegen aus Russland ausgewiesen worden waren und sich vor etwa 30 Jahren in Ak-Metschet bei Chiwa niedergelassen hatten. Herr Korniloff wusste, dass sich ein Mitglied der Kolonie, Namens Emil von Riesen, an diesem Tag in der Stadt befand; er war Hoftischlermeister und nahm daher eine sehr geachtete Stellung ein. Der Staatsrat liess ihn holen und wir freuten uns sehr, mitten in Turkestan einem Landsmann die Hand schütteln zu können. Herr v. Riesen erwies sich als gebildeter, liebenswürdiger Mann, der sich erbot, uns Chiwa zu zeigen, und uns auch sofort einlud, Ak-Metschet zu besuchen, was wir selbstverständlich mit Vergnügen versprachen. Es war noch früh am Vormittag und wir be-

gannen gleich mit unserm Programm. Zwei von den Leuten des Prinzen begleiteten uns auf dem Ritt und wir begannen mit der Haupt-Moskee von Chiwa, Mädämin Chan Metschet. Der Name ist aus Mohammed Emin Chan verkürzt; dieser, der Vater des gegenwärtigen Herrschers Mohammed Rachim Chan, war ihr Erbauer. Die Moskee erreicht an Schönheit die von Samarkand nicht, ist ihnen aber in Stil und Ausschmückung sehr ähnlich. In ihrer Nähe aber steht das schönste und interessanteste Bauwerk von Chiwa, der Gök Minar oder grüne Turm, der leider unvollendet ist. Er ist ein massiger Rundturm, der an der Basis etwa 30 m Durch-



73. Teil von Chiwa mit Gök Minar.

messer hat und in seinem jetzigen Zustand gegen 40 m hoch sein dürfte; vollendet gedacht, würde er sicher 75 m messen. Er ist von der Basis bis an die Höhe rund herum mit glasierten Kacheln bedeckt, die aus weiss, blau und grün gefärbten, sehr geschmackvoll angeordneten Mustern einen allgemein türkisfarbenen Eindruck hervorbringen. Von dem fahlen Gelb der Lehmdächer hebt sich der Turm höchst wirkungsvoll ab und macht, trotzdem er lange nicht die beabsichtigte Höhe erreicht hat, einen imponierenden Eindruck.

Von Mädämin Chan Metschet ritten wir durch verschiedene Strassen und Basars nach dem Winterpalast des Chans. Ihn zu besichtigen, ging

nicht an, aber Herr von Riesen versprach, uns den Sommerpalast zu zeigen. Wir wurden in den Strassen von allem Volk respektvoll begrüsst, da man in unsern Begleitern Leute des fürstlichen Hofes erkannte und daher annehmen musste, dass wir sehr hohe Herren seien. Angenehm fiel uns der vollständige Mangel an Zudringlichkeit seitens der Eingeborenen auf. Von einigen Bettlern abgesehen, folgte uns niemand, nicht einmal Kinder, und die vor ihren Buden hockenden oder in den Gassen zirkulierenden Leute sahen uns zwar meist mit Interesse nach, aber viele schenkten uns nur einen flüchtigen Blick und liessen sich durch die seltenen Erscheinungen der Europäer nicht weiter aus ihrer Ruhe bringen. Man vergegenwärtige sich das Gefolge von Gassenjungen, Strassenbummlern und andern Leuten, das zwei Usbeken in einer europäischen Stadt hätten, wenn sie in ihrer Volkstracht, besonders zu Pferd, sich in der Oeffentlichkeit bewegen wollten; nichts davon war hier zu merken, und dies lieferte uns einen weiteren Beitrag zu der Erkenntnis, dass die Usbeken hinsichtlich ihres taktvollen Benehmens und ihrer vornehmen Würde weit über den meisten andern Völkern des Orients stehen.

Vom Winterpalast bekamen wir nur das Hauptportal zu sehen, das nach einem freien Platz zu liegt, in dessen Mitte sich eine Zisterne befindet. Das Tor ist in dem Stil der Haus- und Festungspforten erbaut, nicht in der Art der Kielbogenzugänge, wie sie die Moskeen und Mädrässäs aufweisen; zwar ist die viereckige Oeffnung von einem Kielbogen eingefasst, aber sonst ist das Portal nur eine ins Monumentale vergrösserte und reich geschmückte Haustür. Die hohe, gut erhaltene und zinnentragende Umfassungsmauer, über die die Spitzen einiger Türme blickten und vermuten liessen, dass der Winterpalast aus vielen Gebäuden besteht, ist in üblicher Weise aus Lehmquadern aufgebaut und wird dadurch zu einer guten Folie gegenüber dem aus Ziegeln bestehenden Tor; zwei vorspringende Rundtürme überragen es um mehrere Meter und flankieren die Einfahrt, über der sich eine Reihe von Fenstern befindet; auch die Türme sind in der Höhe dieser Reihe mit Kielbogenfenstern versehen. Die Toröffnung ist, wie schon bemerkt, viereckig und von einem Bogen eingefasst; um Toröffnung und Bogen liegt noch ein rechteckiges Feld, das über dem Tor mit gleichfarbigen, blaugrünen Fayenceziegeln bekleidet ist, von denen nur wenige fehlen. Der untere Teil der Rundtürme ist in sehr einfacher Weise dadurch ornamentiert, dass einige Schichten aufrecht stehender Ziegel die regelmässige, horizontale Lagerung der übrigen unterbrechen; ähnlich ist auch die Verzierung des Simses über der Fensterreihe. Der die Mauer überragende Teil der Türme ist jedoch mit in teppichartigem Muster angeordneten weissen, grünen und blauen Glasurziegeln bekleidet und wirkt vorzüglich; die den Türmen aufgesetzten, niederen Kuppeln sind türkisblau glasiert; so einfach bei all diesen kachelgeschmückten Gebäuden die

Ornamentik ist und so wenig abwechslungsreich die gewählten Farben sind, nie verfehlen sie, immer aufs neue zu entzücken und einen fesselnden Eindruck zu machen. Gerade darin, dass das Blaugrün der Glasuren der Farbe des staubverschleierten Himmels so ähnlich ist, liegt einer der Hauptreize dieser Art von Schmuck, und die meist sehr gut erhaltenen Ueberzüge auf den Ziegeln glitzern und flimmern im Sonnenschein, dass es eine wahre Pracht ist, an der sich mit stets erneutem Genuss das Auge erfreut.



74. Chiwa. Portal des Winterpalastes.

Auf der Photographie, die ich vom Portal der »Aer'k« aufnahm, findet der Leser auch im Vordergrund ein zwar unscharfes, aber sehr charakteristisches Konterfei meines braven Meschad' Abdull, der mit dem umgehängten Lederkasten meiner Kamera wartet, bis ihm der Apparat wieder zum Tragen übergeben wird. Er liess sich nicht gern photographieren und hatte eine bei den Orientalen ziemlich häufige Scheu davor, das dunkle, glänzende Auge des schwarzen Kastens auf sich gerichtet zu sehen; aber diesmal ahnte er nicht, dass er mit auf das Bild kam und bewahrte daher seine ganze Unbefangenheit.

Vom Winterpalast ritten wir nach dem Grabmal des Palwan Ata, des »Väterchen Palwan«, eines heiligen und weisen Mannes, nach dem in Chiwa verschiedene Dinge benannt sind, unter anderm auch der grosse Kanal, der vom Amu-Darja nach der Hauptstadt führt, und dem alles Wasser entstammt, das in der grossen Oase von Chiwa zu finden ist. Offenbar ist dieser Kanal im Lauf der Zeit wiederholt verlängert worden, in dem Mass, als der Strom sein Bett von der Stadt weg verlegte; denn niemandem würde es wohl einfallen, eine Stadt eine Tagereise weit von jedem Gewässer mitten in der Wüste aufzubauen. Palwan Ata erhielt die schöne Kuppel, die sich jetzt über seinem Grab wölbt, von Mohammed Emin Chan, dem Chiwa überhaupt die meisten seiner gegenwärtigen auffallenderen Gebäude verdankt. Er war es auch, der die Stadt während seiner zwölfjährigen Regierung (1843—55) auf ihre heutige Grösse und relative Blüte brachte. Chiwa hat gegen 50 000 Einwohner, ja nach der grossen horizontalen Ausdehnung würde man die Zahl viel höher schätzen, doch ist zu bedenken, dass die vertikale Ausdehnung fehlt, da die Häuser selten höher als das Erdgeschoss sind. Es ist ein bedeutender Irrtum, wenn Meyers Konversationslexikon (6. Aufl., Bd. 4, S. 74) die Einwohnerzahl auf 4—5000 angibt; vielleicht ist die fehlende Null nur durch Versehen weggelassen, denn niemand, der Chiwa, seine belebten Strassen und menschenwimmelnden Basare gesehen hat, kann eine so niedere Schätzung machen, zumal bedacht werden muss, dass man, da die Weiber fast nie auf der Strasse zu sehen sind, immer nur die kleinere Hälfte der Bewohnerschaft zu Gesicht bekommt.

Was übrigens das weibliche Chiwa betrifft, so unterscheiden sich seine Vertreterinnen durch ihre Tracht, ähnlich wie die Bucharinnen, sehr von den samarkander oder gar den persischen Frauen; wenn dort ein weiter, mit dem linken Arm regierter Ueberwurf genügt, um das Antlitz den Blicken Unberufener zu entziehen, so müssen sich die Usbekinnen und Tadschikinnen ein wahres Ungetüm von Schleiergestell gefallen lassen. Man muss es ein Gestell nennen, denn es ist eine helmartige Haube, von der eine gekrümmte Holzleiste bis in die Höhe der Brust herabragt, ähnlich den Stahlschienen, die zu einer gewissen Zeit des Rittertums, vom Stirnteil des Helmes ausgehend, Nase und unteres Gesicht deckten. Dieses Gerüst ist mit einem von aussen ganz undurchsichtigen, schwarzen Stoff überzogen, der noch die Schultern und Arme wie eine Pelerine bedeckt. Die bedauernswerten chiwinzischen Damen müssen an heissen Tagen in ihren schwarzen Futteralen nicht schlecht unter der Sonne leiden und gehen jedenfalls so wenig auf die Gasse als irgend möglich; damit entsprechen sie auch am besten den Intentionen ihrer gestrengen Eheherren.

Die Kuppel Palwan-Atas war so gelegen, dass ich ihr mit meinem Apparat von keiner Seite beikommen konnte; sie ist aber von vorzüglich er-

haltenen Glasurziegeln bedeckt und von imponierender Architektur. In ihr befinden sich ausser dem Grab des Heiligen noch die von Mädämin Chan selbst und einiger seiner Söhne, Freunde und Minister. Es ist eigentlich eine der despotischen Idee von der Alleinherrlichkeit des Fürsten zuwiderlaufende Sitte, ihn im selben Bau zu beerdigen wie seine »Handlanger«, aber die gemeinsame Tätigkeit im Leben wird dadurch in ganz sinniger und pietätvoller Weise zum Ausdruck gebracht. Freilich sind es nur die besten und langjährigsten Berater des Fürsten, die mit ihm die letzte Ruhestätte teilen, und kaum wird man so weit gehen, alle Minister der Regierungszeit eines Herrschers derselben Auszeichnung teilhaftig werden zu lassen. Ob im usbekischen Land die Verhältnisse zwischen Fürst und Minister dauerhafter sind als anderswo, entzieht sich meiner Beurteilung; es gibt Reiche, wo in dem gedachten Fall alle Errungenschaften moderner Eisenkonstruktion kaum hinreichen würden, um eine genügend grosse Kuppel zustande zu bringen. Die des heiligen Väterchens Palwan hat nur ungefähr 15 m im Durchmesser und die Form einer länglichen Melone, die bis zur Hälfte in einem würfelförmigen Unterbau steckt. Die Höhe dieses Unterbaues kann man ersteigen, aber der Zugang ist nicht eben leicht. Wir mussten auf sehr schwierige Weise, oft auf allen Vieren kriechend, einen von Schutt und Staub erfüllten, niederen schwarzen Gang passieren, der manchmal durch Stufen unterbrochen war und in Windungen anstieg. Das letzte Stück erinnerte ganz an eine Klettertour in den Alpen, aber endlich erreichten wir die Plattform, aus der die Kuppel aufsteigt. Ein prächtiger Rundblick auf die Stadt und ihren Gartengürtel entschädigte uns reichlich. Mit Ausnahme des Streifens Kulturland, der sich gegen Osten nach dem Amu-Darja zieht, umgibt endlose Sandwüste von allen Seiten die Stadt; die kleine Oase von Ak-Metschet, der deutschen Kolonie, lag wie ein Inselchen in dem gelben Meer von glitzerndem Sand. Nahe vor uns erhob sich das schlanke Minar der grössten Moskee von Chiwa, der Dschuma Metschet, hoch über die Lehmdächer, und wir beschlossen, auch diesem höchsten Punkt der Stadt einen Besuch zu machen. Herr von Riesen, unser freundlicher Führer, machte uns selbst diesen Vorschlag. Durch ein Geldgeschenk an einen der Priester verschaffte ich mir die Möglichkeit, eine, wohlgemerkt, schon losgelöste Glasurkachel mit mir zu nehmen; sie war selbst noch plastisch gegliedert, und zwar in einen ganzen und zwei halbe Spitzbogen, darüber eine abschliessende Leiste; der untere Teil ist vertieft und bildet den Anschluss an die obere Leiste der nächstfolgenden Kachel. Der Grund ist grünlichweiss glasiert, die Ränder der Bogen hellblau mit dunkelgrüner Umrahmung, auf dem vertieften unteren Teil sind drei breite vertikale, türkisfarbige Streifen. Die Kachel, die jetzt mein Arbeitszimmer ziert, hat quadratische Form in der Grösse von 20×20 cm und eine Dicke von 5 cm. Ich übergab sie einem der

uns begleitenden Reiter, dann setzten wir nach glücklich bewerkstelligtem Abstieg unsern Weg nach Dschuma Metschet fort. Am Eingang, der in der Gasse der Wollfärber liegt, wie man aus den überall hängenden farbtriefenden Garnsträhnen und den über und über beschmierten Männern



75. Turm der Dschuma Metschet.

in den Haustüren sehen konnte, standen zahlreiche Bettler, die fast alle blind waren oder grauenhaft anzusehende Augenleiden hatten; der Prozentsatz der Blinden ist im ganzen Orient sehr gross und war mir auch in Persien stets aufgefallen. Infektion schon bei der Geburt scheint eine Hauptursache zu sein, ferner der Mangel an sachgemässer Behandlung und die allgemeine Unsauberkeit.

Dschuma Metschet ist eine riesige, aber niedere Halle, deren Decke durch viele, zum Teil schön geschnitzte Holzsäulen getragen wird. In der Mitte ist eine grosse Oeffnung im Dach freigelassen, durch die Luft und Licht Zutritt finden; etwas weiter davon befindet sich ein zweites derartiges Loch. Die Moskee war leer, denn es war nicht die Stunde des Gebetes, und sie bot keinerlei Anziehungspunkte; wir gingen daher sogleich an die Besteigung des Minars. Wieder hatten wir einen steilen, dunkeln, verstaubten und niederen Treppengang bergan zu kriechen, diesmal aber bis zu einer Höhe von etwa 60 m. Leider ist auf der Spitze des Turmes keine freie Plattform, sondern nur ein Raum mit engen Bogenfestern, so dass der Blick lange nicht so schön war, wie von Palwan-Ata. Wir stiegen bald wieder hinab und begaben uns nun — der Tag sollte ausgenutzt werden — nach dem grossen Basar. Hier herrschte ein Leben, wie ich es vorher weder in Stambul, noch in Täbris, Samarkand oder Buchara gesehen hatte. Arbas, Esel, Pferde, Kamele und Fussgänger pressten sich durch die engen Gassen zwischen den Verkaufsbuden; es war ein tolles Gedränge, und es schien kaum denkbar, zu Fuss lebend hindurchkommen zu können; wir musten im langsamsten Schritt reiten, oft minutenlang warten, bis ein Trupp Kamele vorübergezogen war, wobei die von grünem Futterbrei triefenden Mäuler der hässlichen Tiere dicht an unsern Köpfen vorbeistrichen, oder bis einige den Weg versperrende, melonenbeladene Arbas beiseite geschoben waren; aber alles wickelte sich zwar nicht in Schweigen, aber ohne das widerwärtige Kutschergefluche und Geschrei ab, das bei uns das Hauptmoment einer Verkehrsstockung ist. Nur der Ruf »Poscht, Poscht«, womit man die Passanten zum Platzmachen auffordert, war unaufhörlich zu vernehmen. Wie überall, so waren auch hier die einzelnen Gewerbe und Geschäftszweige in eigenen Gassen untergebracht. Wir besuchten den Gemüsemarkt, den Fellmützen- (Schögürmä- oder Tschälpäk-) basar, den Fleisch-, Melonen-, Kupferwaren- und Getreidemarkt, auf welch letzterem hauptsächlich Dschugarie verkauft wurde. Diese Pflanze findet in Turkestan sehr verschiedenartige Verwendung. Stengel und Blätter werden frisch oder getrocknet als Vieh- und Pferdefutter verwendet, ebenso wie die ganzen Fruchtstände kleinerer Pflanzen. Das ausgedroschene Korn dient gleichfalls als Pferdefutter, gleichzeitig aber wird es entweder zu Brot verarbeitet oder zu einem Brei verkocht genossen.

Nach Besichtigung der offenen Basare wandten wir uns nach einem der sechs grossen Sarais oder Kaufhöfe. In diesen, meist der Textilbranche dienenden Gebäuden darf man sich nur zu Fuss bewegen, und wir liessen die Pferde am Eingang zurück. An Grossartigkeit der Anlage stehen diese gedeckten und schön überwölbten Basare kaum hinter den berühmten von Täbris zurück. Sie umschliessen wie dort grosse Höfe, in

denen zahllose, auf Pferden, auf Arbas und Kamelen herbeigeschaffte Baumwollballen und Packe von Webereierzeugnissen abgeladen und eingelagert wurden. Seidenzeuge liefert Chiwa in vorzüglicher Qualität, die usbekischen Teppiche sind neben den bucharischen die schönsten des Orients und übertreffen selbst die persischen an Feinheit der Muster und Schönheit der hauptsächlich dunkelroten Farbe.

Vom Basar ritten wir vor die Stadt nach dem Sommerpalast oder Tasa Bagh (Neuer Garten). Wir verliessen erst die innere Stadt, die die Sarais und Moskeen usw. enthält und von einer besonderen Mauer umschlossen ist, und passierten dann die äussere Stadtmauer. Eine dritte umschliesst den Winterpalast, einige Moskeen, die Arsenale und Wohnungen der hohen Beamten. Unterwegs besuchten wir ein Badehaus, aber bloss als Zuseher. Durch einen düsteren Gang, in dem es bereits sehr feuchtwarm war, gelangt man in einen Raum mit aufgemauerten Lagerstätten, eine Art Warte- und Erholungszimmer. Von hier führen ganz niedere Türchen in die Baderäume, feuchtheisse Lehmhöhlen, an deren Temperatur und Atmosphäre man sich erst gewöhnen muss. Hier unterscheidet man drei Gruppen: heiss, lau und kalt. Die Badeprozedur beginnt meist mit heiss; auf einer der gemauerten Lagerstätten nimmt das Opfer liegend Platz; aus einer Höhlung in der Wand schöpft der Badewärter Eimer voll Wasser, überschüttet damit seinen Klienten und reibt, knetet und massiert ihn in unbarmherziger Weise; das Wasser findet seinen Abfluss durch Löcher im Fussboden. Das zweite Stadium ist die laue Behandlung, ein Uebergang zum Kaltwasserraum, wo sich der Badende ganz in Wasser von normaler Temperatur tauchen kann. Eine Zentralheizung versorgt alle Räume, deren Wände, Decken und Böden aus feuergebrannten Ziegeln bestehen, während man sonst im ganzen Land nur sonnengetrocknete verwendet. Als Heizmaterial dient Reisstreu, und aus dem Hauptkessel führen zementierte Kanäle nach den Baderäumen. Der warme Herbsttag schien uns frostkalt, als wir aus den finsteren Gluthöhlen wieder ins Freie traten, um unsern Weg nach Tasa Bagh fortzusetzen. Dieses liegt einen Kilometer vor der Stadt und besteht ebenfalls aus einem Komplex von Gebäuden und Gärten. Es zerfällt, wie alle orientalischen Schlösser, in den offiziellen, zugänglichen Teil, das Selamlik, und in den nur dem Schlossherrn offenen Teil, das Haremlik; das letztere war uns natürlich verschlossen, das Selamlik mit seinen zahlreichen Höfen Flügeln und Terrassen besichtigten wir genau. Der Chan wohnte aber bereits im Winterpalais, weshalb Möbel und Teppiche schon fortgeschafft waren; der Harem sollte am folgenden Tag übersiedeln. Herr von Riesen erklärte und zeigte uns eingehend, wo der Chan zu arbeiten pflegte, wo er Audienz erteilte, spazieren ging, zu Gericht sass und so fort. Das Haremlik darf ausser dem Chan kein Mann betreten; Eunuchen

kennt man in Chiwa nicht. Es ist von einer doppelten hohen Mauer mit schweren Pforten umschlossen, zu deren riesigen Vorhängeschlössern der Chan den Schlüssel stets in der Tasche trägt. Bewohnt wird es von rund hundert Frauen, von denen elf legitime Frauen des Fürsten sind. Den Park, der grösser, aber noch nicht so schön war wie der des Erbprinzen, durchwanderten wir nach allen Richtungen und besuchten auch die Stallungen, in denen aber nur mehr sechs Pferde waren; der Rest der



76. Partie aus dem Schloss des Erbprinzen von Chiwa.

durchwegs herrlich schönen Tiere war bereits nach der Stadt gebracht worden.

Endlich, um die Arbeit des Tages voll zu machen, ritten wir noch nach der nahegelegenen Sommerwohnung des Ministers des Innern. Dieser war nicht zu Hause, aber Herr von Riesen, der überall gut bekannt war, schaffte uns Einlass und wir hielten eine kleine Tee-Rast — das Mittagsmahl war heute ausgefallen —, nachdem wir die halb-europäisch eingerichteten und mit prächtigen Teppichen geschmückten Zimmer besehen hatten. Dann ritten wir heim und verabschiedeten uns von Herrn

v. Riesen mit dem Versprechen, ihn am folgenden Tag in Ak-Metschet zu besuchen.

Im Lauf des Tages war Herr Vergon bei uns gewesen, und wir sandten eilig in sein Quartier bei einem reichen Händler, um ihn zum Abendessen einzuladen; da wir selbst Gäste waren, ging dieser Tat eine Bitte um diesbezügliche Erlaubnis an den Hausminister voraus, die bereitwilligst gewährt wurde. Bald kam Herr Vergon an, und wir waren sehr erfreut, als er sich bereit erklärte, den Ausflug nach Ak-Metschet mitmachen



77. Der Tiger des Erbprinzen von Chiwa.

zu wollen. Vor dem Abendessen zeigten wir ihm noch den Tiger des Erbprinzen, den wir schon früher besucht hatten, wobei ich in der Lage gewesen war, ihn aus einer Entfernung von einigen Schritten zu photographieren. Das Tier war nahezu ausgewachsen und stammte aus den Dschungeln der Amu-Darja Mündung, wo es noch ziemlich viele Tiger gibt, trotzdem ihre Zahl infolge der grossen Treibjagden, die das russische Militär veranstaltet, stark abnimmt. Der Tiger des Erbprinzen war ein Geschenk des Generalgouverneurs von Taschkent und hatte früher einen Kameraden gehabt, der aber verendet war; er ist nicht sehr gutartig und nur sein Wärter darf in seine Nähe kommen; mit diesem aber ist er eng

befreundet und spielt mit ihm wie ein Hund. Anfangs hatte er sich bei unserm Anblick sehr knurrig gezeigt, und der Wärter weigerte sich aus Sorge für unsere Sicherheit, den Käfig zu öffnen; dann aber liess das Tier sich beruhigen und blickte mich bloss misstrauisch brummend an, als ich mich ihm mit der Kamera näherte. Schliesslich ist man bei einer Katze nie vor plötzlichen Launen sicher, sonst wäre ich gerne ein bischen näher herangetreten; aber der Wärter meinte, ich solle es lieber nicht tun. Wie weit seine Sorge begründet war, kann ich nicht beurteilen; vielleicht hatte der Tiger vor mir noch mehr Respekt als ich vor ihm. Ins Haus zurückgekehrt, nahmen wir mit Herrn Vergon ein Abendessen ein, das hinter dem ersten an Feinheit des Gebotenen nicht zurückblieb. Am Morgen sollte unser französischer Gefährte uns abholen; eines Begleiters bedurften



78. Kirgisischer Reiter.

wir nicht, da Herr Vergon einen eingeborenen Kutscher hatte, der die Wege gut kannte.

Um $8^1/_2$ Uhr brachen wir auf, Herr Vergon in seiner leichten, einpferdigen Tjeleschka, mein Bruder und ich, Weichbold und Abdull beritten. Ak-Metschet liegt gegen 13 km von der Stadt entfernt und der direkte Weg schneidet ein Stückchen Wüste. Erst ging es auf tief staubigen Wegen durch die Vordörfer, dann in die Sandhügel; vielfach konnten wir nur im Schritt weiterkommen, und die zahlreichen Eidechsen veranlassten eine Unterbrechung des Rittes durch eine halbstündige eifrige Jagd, auf der wir mittels der Hände, Mützen und Reitpeitschen sechs Exemplare verschiedener Gattungen erbeuteten. Ein Kirgise, der auf seinem Kamel des Weges kam, sah uns einige Zeitlang zu und wunderte sich über das närrische Treiben der Färänghis; er machte auf seinem stelz-

beinigen Reittier eine so malerische Figur, dass wir ihn durch Versprechung einer Tenga bewogen, uns den Weg zu zeigen; das war jedoch nur ein Vorwand, um ihn unbemerkt photographieren zu können, und als dies geschehen war, wurde er mit Dank entlassen. Wir konnten nun Ak-Metschet schon sehen, das in einer Ausbuchtung der Oase von Chiwa liegt, und kamen an das Haupttor der ummauerten Niederlassung. Als wir dieses durchritten hatten, befanden wir uns mit einem Schlag mitten in Deutschland. Gerade saubere Gässchen führen nach einem freien Platz, auf dem Bethaus und Schule stehen, die kleinen hübschen Häuser hatten Dächer, Schornsteine und Fenster, vor den Fenstern standen Blumen, vor den Türen waren Beete angelegt, hübsche Baumreihen fassten die Wege ein, und was das schönste war, die Bewohner, von denen wir zunächst blonde Mädchen zu sehen bekamen, waren ganz deutsch gekleidet; die Männer mit Strohhüten, die Frauen und Mädchen unverschleiert, mit Kopftüchern und Schürzen, ganz wie bei uns; man kann ja nicht sagen, dass die ländliche europäische Tracht, die nicht mehr Nationaltracht ist, besonders schön oder malerisch sei, aber heimatlich ist sie eben; und alle Leute konnten deutsch, man brauchte sie bloss zu fragen und erhielt prompte, verständliche Antwort; das kam uns höchst merkwürdig vor. Bald war das Haus des Herrn v. Riesen gefunden, der uns diesmal in europäischer Kleidung entgegentrat, während er in Chiwa Chalat und Fellmütze getragen hatte. Mit herzlicher Gastfreundschaft hiess er uns willkommen und führte uns in das trauliche Wohnzimmer, wo wir seine Frau und bald darauf einige Männer von Ak-Metschet kennen lernten, erst tranken wir Kaffee, ich meine nicht »schwarzen« aus kleinen Tässchen, sondern bieder mit Milch und Kuchen, was uns auch schon lange nicht vorgekommen war, dann gingen wir das Dorf ansehen. In einem sehr anziehend geschriebenen Buch*) gibt H. Moser, ein Schweizer, eine hübsche Beschreibung der kleinen Kolonie sowie der Stadt Chiwa; ich sah das Buch bei Herrn v. Riesen, dem es der Verfasser zum Geschenk gemacht hatte, und fand daran nichts auszusetzen als den Titel; »à travers l'Asie centrale« führt der Weg von Orenburg nach Taschkent, Chiwa und Buchara, den Moser gemacht hat, sicher nicht; »Zentral-Asien« ist ein Begriff, den man in Schutz nehmen muss; Bonvalot, der von Kuldscha nach Tonking geritten ist, v. Hedin, Prschewalskij und andere sind »durch Zentralasien« gereist; aber das russische Turkestan kann man ebenso wenig dazu rechnen, wie man Zululand zu Innerafrika oder Portugal zu Mitteleuropa zählen darf.

Ak-Metschet ist ein Staat im Staat; die deutschen Kolonisten sind sozusagen reichsunmittelbar; sie haben keinen chiwinzischen Aksakal oder Beg

*) H. Moser, A travers l'Asie centrale; Paris 1886, deutsch Leipzig 1888.

23*

über sich, sondern nur den Chan, der ihnen grosse Freiheiten lässt. Sie sind gute Steuerzahler und tüchtige, arbeitsame, friedliche Bürger, haben sich aber trotz der heterogenen Umgebung ihre deutsche Art vollständig bewahrt, ebenso wie ihre eigene kleine Verfassung. In die innere Verwaltung der Kolonie hat sich niemand einzumengen; sie ist eine Republik, und der gewählte Rat ist Standesamt, Gerichtshof und alles übrige zugleich; übrigens vertragen sich die Kolonisten untereinander vorzüglich. Sie sind vorwiegend Tischler und Zimmerleute, versorgen als solche nicht nur den Hof und die Häuser der chiwinzischen Grossen mit ihren Erzeugnissen, sondern auch den Markt in der Stadt. Eine besondere Spezialität ist die Etuimacherei; die vornehmen Chiwinzen, die einander oder dem Fürsten Geschenke machen, lassen diese in Ak-Metschet mit Etuis versehen und wir sahen in einer Werkstatt die zum Massnehmen geschickten Gegenstände; da waren einige Krummsäbel, wie man sie sich kaum schöner denken kann; die Scheiden aus rotem Sammt, wie die Griffe goldbeschlagen und türkisenübersät, die Klingen fein damasziert und goldeingelegt; silberne Teekrüge, im System den russischen Samowars ähnlich, deren Vorbild sie sind, prächtige Dolche und zwei riesige, viele Kilogramm schwere Silbervasen aus dickem, getriebenem und ziseliertem Blech.

Einen grossen Feind haben die Bürger von Ak-Metschet in den Termiten, die der Ruin alles Zimmerwerks sind; sie höhlen die Dachsparren und Balken von innen aus, ohne dass man es merkt, schleppen die Holzteile fort und ersetzen sie durch Lehm, bis eines Tages die dünne Hülle unter dem erhöhten Gewicht zusammenkracht. Systematische Verfolgung der Schädlinge muss das noch nicht gefundene Radikalmittel ersetzen; Petroleum ist die beste Waffe gegen sie. Das Bethaus ist innen schlicht und schmucklos, aber sauber und zweckmässig eingerichtet, die Lehrmittel der kleinen Schule auf relativ überraschender Höhe; die Zahl der Kinder, die sich auf 40 Familien verteilen, beträgt gegen 50, die Gesamteinwohnerzahl bei 200. Der Lehrer, ein ernster Mann mit schwarzem Gehrock, ist gleichzeitig Prediger und in seiner freien Zeit Photograph; er überliess uns einige Bilder und ein halbes Dutzend Ansichtskarten von Chiwa! Nach einem Rundgang durch die das Dorf umgebenden Felder trennten wir uns mit herzlichem Abschied von den lieben Leuten und ritten nach der Stadt zurück; wir wollten Chiwa tags darauf verlassen und noch vorher bei Staatsrat Korniloff und dem Erbprinzen unsere p. p. c. = Visite machen. Heimgekehrt, kleideten wir uns um und gingen ins Haus Korniloff; der Staatsrat sagte uns für den folgenden Morgen seinen Besuch an; dann sollten wir auch zum Prinzen. Wir brachten noch eine Stunde in der liebenswürdigen Familie zu. Herrn Vergon hofften wir in Urgentsch, sicher aber in Petro-Alexandrowsk wieder zu treffen.



79. Hauptplatz der Kolonie Ak-Metschet.

Am 12. Oktober — ich war gerade fünf Monate von Wien weg —, empfing uns Said Asfandiar Tura um 9½ Uhr in Abschiedsaudienz. Die Konversation war diesmal angeregter wie bei der Begrüssung; der Prinz erkundigte sich nach dem russisch-japanischen Krieg, über europäische Politik und über die Verhältnisse in Oesterreich, ein Gebiet, auf welchem er relativ gut orientiert war. Nachdem wir nochmals unsern Dank geäussert hatten, nahmen wir Abschied, und nachdem wir noch ein reichliches Frühstück genossen und verschiedene »Peschkeschs« verteilt hatten, ritten wir wieder neben unserer Arba zum Tor der asiatischen Fürstenstadt hinaus. Ein Reiter des Prinzen begleitete uns einige Kilometer weit. Wir verfolgten nicht den Weg, den wir gekommen waren, sondern den nach der Stadt Kun-Urgentsch, die wir uns ansehen wollten, und wo wir möglicherweise Herrn Vergon zu treffen gedachten. Wir hatten angenehm kühles Wetter und der tiefe Staub der Strassen machte sich für den Berittenen nicht sehr fühlbar. Der Rest des Vormittags verstrich rasch, denn wir waren erst gegen 11 Uhr abgeritten, und bis 2 Uhr zogen wir gemütlich unsere Strasse dahin; dann näherten wir uns dem Dorf Karaman, wo wir Rast halten wollten. Vor dem Dorf kamen wir an einem Friedhof vorbei, der aus den gewöhnlichen Lehmgrabhügeln und einem grösseren, moskeeartigen Grabmal bestand. Die Lehmhügel, die man hierzuland über den Gräbern errichtet, sind eigentlich vergrösserte Särge; denn der Leichnam, der in eine nicht tiefe Grube gelegt wird, mit den Füssen gegen Mekka, wird nicht mit Erde zugedeckt, sondern man konstruiert über ihm ein Gerüst aus Holzplatten und Weidenzweigen, das einen etwa 1 m hohen, ebenso breiten und 2 m langen Hohlraum umkleidet. Dieses Gerüst wird mit Lehm überstrichen, so dass eine Art von Sarkophag entsteht, der noch durch Lehm- oder Ziegelornamente geschmückt sein kann. Die Verwesung des Leichnams hält mit dem Zerfall des Lehmhügels ungefähr gleichen Schritt, nur dass bei ersterem noch die Tiere des Feldes mithelfen, die sich durch die kaum dezimeterdicke Kruste leicht Bahn nach dem Innern des Grabes schaffen können. Fällt der künstliche Hügel schliesslich zusammen, so begräbt er unter sich nur mehr geringe Reste von Knochen, und wenn der Dahingeschiedene nicht ein vornehmer Mensch war oder sehr pietätvolle Erben hat, so tritt einfach ein neues Grab an die Stelle des zerstörten. Für längere Dauer berechnet war das Mausoleum, das auf dem Friedhof an der Strasse stand. Es war ein Miniaturmodell einer Moskee, hatte ein Pischtak, eine Kuppel, nur die Minarehs fehlten. Einige lange Stangen mit roten Wimpeln lehnten am Portal, und das Ganze sah so malerisch aus, dass ich absass, um es zu photographieren. Bei dieser Gelegenheit liess ich eine glücklicherweise noch unbenutzte Filmspule auf dem Weg liegen und bemerkte den Verlust erst, als sich ein Zurückreiten nicht mehr lohnte. Was mag aus der

schwarzen Rolle geworden sein? Ein Usbek hat sie wohl bald gefunden, kopfschüttelnd betrachtet, mit nach Hause genommen. Vielleicht hat ihn die Furcht vor dem sonderbaren Ding zurückgehalten, es zu zerstören, oder er hat das schwarze Papier abgerissen und staunend den gerollten gelben Zelluloidstreifen entdeckt; keinesfalls ist er hinter die wahre Bedeutung gekommen.

In Karaman stiegen wir vor einer einfachen Teebude an der Dorfstrasse ab, wo wir mit einer Gruppe von Turkmenen beisammensassen; ein munteres Bublein machte eifrig den Wirt, und einige seiner kleinen Spielkameraden gesellten sich bald voll scheuer Neugier zu ihm. Durch



80. Teebude in Karaman

Verteilen von Bleipfeifchen aus der »Wildenkiste« machten wir sie zu begeisterten Verehrern des Europäertums, aber als ich, wie schon vorher unbemerkt die ganze Gruppe, nun das kleinste der Bübchen photographieren wollte, dessen grosse Fellmütze in heiterm Gegensatz zu seinem zierlichen Kinderfigürchen stand, rannte er schreiend vor Furcht davon; ich sandte ihm den kleinen Schenkwirt nach, der ihn auch herbeischleppte, und durch Versprechung einer Tenga liess er sich endlich bewegen, mit seinem tapferen kleinen Kameraden vor die unheimliche Kamera zu treten; aber seine lustigen schwarzen Augen blickten in Angst und Zagen, und der übermütige Ausdruck war von seinem Gesichtchen verschwunden.

Hinter Karaman durchquerten wir einen mehrere Kilometer breiten Wüstenstreifen, wo man prächtige Wellenbildung und schöne Wander-



Usbekisches Grabmal
pinx. Heinz Pinggera n. Orig.-Phot.

dünen beobachten konnte, und wo Weichbold ein Ziesel (Spermophilus fuscus) erlegte, das mitgenommen und später präpariert wurde. Lange Zeit ritten wir zwischen Sanddünen, bis wir uns bei einbrechender Dunkelheit der Stadt Urgentsch näherten. In den Basars der befestigten Stadt hielten wir vergeblich Umfrage nach Herrn Vergon und nahmen schliesslich Quartier bei dem Beg der Stadt, wo wir bescheiden, aber gut untergebracht waren.

Kun-Urgentsch hat nicht nur eine russische Baumwollspinnerei, sondern auch das einzige Post- und Telegraphenamt in Chiwa; hier gaben wir am



81. Jung-Chiwa.

folgenden Tag die Ansichtskarten von Ak-Metschet auf und sandten ein Telegramm in die Heimat. Herr Vergon war nicht zu finden; später zeigte sich aber, dass er in der Stadt gewesen war, und dass nur die Begriffsstützigkeit der Eingeborenen Schuld trug, dass wir ihn nicht auffinden konnten. Nun waren wir schon wieder nahe der russischen Grenze; in Chanky besuchten wir noch einmal den eleganten Hadschi Bai und folgten dann dem schon bekannten Weg nach der Amu-Darja-Fähre. Gegen 6 Uhr trafen wir wieder in Petro-Alexandrowsk ein, eine Stunde später kam Herr Vergon mit seiner Tjeleschka nach, und abends sassen wir wieder in der Wojennoje Sobranje; ein hochinteressanter Teil der Reise,

der Besuch der so selten von Europäern betretenen chiwinzischen Hauptstadt war zur allgemeinen Zufriedenheit zum Abschluss gebracht worden.

Unser Plan, noch nach dem Aralsee zu reisen, musste fallen, wie das Ust-Urt-Projekt gefallen war; die lange Wartezeit in Tschardschuj und die zehn Tage Baku hatten uns so sehr in Rückstand versetzt, dass wir nicht mehr daran denken konnten, die fast 400 km lange Strecke hin und zurück vor Eintritt der ersten Fröste zu bewältigen; wir hätten dazu 12 bis 14 Tage gebraucht, und einige Tage musste man doch für den Aufenthalt an Ort und Stelle rechnen; dabei schrieben wir bereits den



82. Alter Usbek (Ullu Bagh.)

14. Oktober, und mit dem ersten Frost verschwindet der grösste Teil der Tierwelt; auf zoologische Ausbeute war also kaum mehr zu rechnen. Dagegen beschlossen wir, den See von Istemes zu besuchen, der 1 $^1/_2$ Tagereisen nördlich von Petro-Alexandrowsk liegt und erst 1886 durch eine katastrophenartige Stromverlegung des Amu Darja entstanden war. Viele eingeborene Hirten, die in der grasreichen, feuchten Niederung, die jetzt der See bedeckt, ihr Vieh geweidet hatten, waren dabei ums Leben gekommen. Wir bestellten wieder eine Arba und drei Pferde für den nächsten Morgen. Herr Vergon, der in der Zeit bis zur Abfahrt des nächsten Dampfers nichts besseres zu tun hatte, nahm an der Tour teil,

und programmgemäss brachen wir auf. Wir führten diesmal das Zelt mit, auch alle Gewehre, da wir auf Jagd rechneten, und eine Zinkkiste, die ich am See mit Fischen füllen wollte. Der kleine Basar von Dört Göl war voll von Menschen, denn heute war Wochenmarkt für Petro-Alexandrowsk. Wir hatten zum Teil andere Reitpferde, wie auf dem Ritt nach Chiwa, und sie vertrugen sich miteinander gar nicht; besonders der Braune, den Weichbold ritt, war ein bösartiges Vieh, das jede Gelegenheit benutzte, um zu beissen oder auszuschlagen. Nebeneinanderreiten konnten wir nur, wenn wir die Tiere ganz kurz hielten, denn sonst begannen sie sofort unter trompetendem Gewieher einander anzufallen, bissen sich, warfen sich herum und feuerten mit aller Macht nach vier Seiten zugleich aus und brachten so auch ihre Reiter in grosse Gefahr, einen beschlagenen Huf gegen das Schienbein geschmettert zu kriegen. Durch ein Versehen der Arbakeschs, von denen einer, im Gegensatz zu den netten Burschen, die wir auf der Reise nach Chiwa gehabt hatten, ein fauler und frecher Bengel war, den man mit äusserster Grobheit behandeln musste, verfehlten wir den Weg und verloren eine Stunde. Meist ritten wir durch Ausläufer der Kisil Kum (d. i. Roter Sand oder Rote Erde), nur ab und zu schnitten wir ein Streifchen Kulturland an. Mittags rasteten wir in Ullu Bagh im Haus des abwesenden Aksakals, wo uns dessen Bruder, ein netter graubärtiger Alter, freundlich bewirtete und jede Zahlung zurückwies. Auch liess er sich photographieren, machte aber dabei ein so steifes und ängstliches Gesicht, dass ich nur scheinbar eine Aufnahme machte und ihn dann später ohne sein Wissen meuchlings abknipste.

Auf dem weiteren Weg bestanden die Arbakeschs darauf, eine bestimmte Richtung einzuschlagen, die sie als die richtige hinstellten, was aber mit Karte und Kompass in Widerspruch stand. Wir merkten bald, dass die beiden Kerle uns beschwindeln wollten und hofften, uns nach einem ihnen angenehmeren Ort zu locken, als den Ufern des Sees, wo wir einen bestimmten Punkt im Auge hatten; sie wollten jedenfalls nach Bü-Basar, und dort hätten sie uns wahrscheinlich im Stich gelassen, zumal sie zwei Drittel des Mietgeldes auf ihre Bitten hin bereits bekommen hatten. Ich erinnerte mich aber rechtzeitig des »tatarischen Knigge« und brachte einige der Umgangsformen zum Vorschein, die ich seinerzeit in Persien so erfolgreich angewendet hatte. Da merkten sie, dass nichts zu machen war und lenkten ihren Karren gefügig auf das halbverwischte Gleise, das gegen die Kisil Kum hinausführte. Um 5 Uhr machten wir am Rand der Sandwüste neben einem vorgeschobenen Kulturposten Halt, das Zelt wurde aufgeschlagen, da es im Haus kein brauchbares Gemach gab, und während wir die herrliche Abendbeleuchtung bewunderten, bereitete Abdull »poulet à la Méschadienne«, wie wir dieses sein Paradegericht benannt hatten. Herr Vergon erwies sich auch in der Wildnis als

witziger, fröhlicher und liebenswürdiger Gesellschafter, und wir waren sehr froh, ihn zum Reisegenossen zu haben.

Während der Nacht war es bitter kalt, und morgens lag Reif; der erste Frost war da. Um 7 Uhr ritten wir ab, geradewegs in die Sandhügel der Kisil Kum. Wir hatten einen etwa 30 km breiten Streifen zu durchqueren, um nach dem östlichen Ende des Sees von Istemes (oder Issinamas) zu gelangen, der zwar auf meiner Karte aus dem Jahr 1884 noch als winziger Teich angegeben war, auf dessen gegenwärtige Ausdehnung sich aber aus einer Hügelkette und einigen andern Anzeichen berechtigte Schlüsse ziehen liessen. Der Himmel war bewölkt, es war kalt und windig, die schöne Jahreszeit schien zu Ende. Bald waren die letzten Ausläufer bebauten Landes hinter den Dünen verschwunden und nach allen Richtungen der Windrose erblickte das Auge nichts als Sand, unabsehbare Reihen von Hügeln und Wellen aus gelbem, im Wind rieselnden Sand. Zwar hatten wir im Westen, kaum 20 km entfernt, den Amu-Darja und im Norden den See, den wir erreichen wollten, aber von Nordosten bis Sudosten setzte sich die Kisil Kum tatsächlich Hunderte von Kilometern weit fort, und auf unserm Weg sah es gewiss nicht anders aus, als im Zentrum der Wuste. Doch bewiesen die Ruinen ehemaliger Niederlassungen, dass es nicht immer so gewesen ist. Wir passierten mehrere zerfallene, halb in Sand verschüttete Gemäuer, darunter auch die alte Festung Güdür Sun Kala, die nach einer usbekischen Prinzessin benannt ist. Auch mitten im Sandhügelmeer stiessen wir auf die noch gut erhaltenen Trümmer einer kleinen Burg, die höchst malerisch in einem natürlichen, von hohen Sanddünen umgebenen Zirkus lagen, so dass man ihrer erst ansichtig wurde, wenn man den letzten Sandhügel, unmittelbar vor der Ruine, erstiegen hatte. Diese Trümmer inmitten des Flugsandes hatten etwas ungemein Melancholisches an sich; einst hatten hier Menschen gewohnt, Ackerland war ringsumher gewesen, Schafe und Rinder hatten auf den Grasflächen geweidet; jetzt rieselt der gelbe feine Sand durch die zerfallenen Gewölbe, Wind, Frost und Hitze arbeiten an der Zerstörung der ragenden Türme und trostlose Oede umfangt weithin die Stelle, wo einst die feste Burg gestanden hatte. Ein Käuzchen wohnte in dem alten Gemäuer, sicher nicht oft aufgeschreckt durch das Wiehern von Pferden und die Rufe von Menschen.

Das Vorrücken der Wüste über früheres Kulturland hängt jedenfalls mit Stromverlegungen des Amu-Darja zusammen; wenn der Fluss sich zu weit von den Niederlassungen entfernt, als dass man noch dorthin durch Kanäle Wasser leiten könnte, bleibt nichts übrig, als das ausdorrende und allmählich von Sand überzogene Gebiet zu verlassen, auf dem dann die Wüste sich breitmacht. So kann es ganz gut gedacht werden, dass z. B. Chiwa einmal verlassen werden muss, wenn der Strom sein Bett noch

weiter wegverlegt als bisher. Wenn immer weniger Wasser durch den Palwan-Abad nach der Stadt gelangt, wird diese an Bewohnerzahl abnehmen, wird schliesslich ein Dorf in einem Ruinenfeld sein und ganz verschwinden, während in den Gegenden, die der Amu-Darja nun neu durchströmt, der Boden bewässert und urbar gemacht werden kann; so können in diesen Ländern ganze Städte allmählich wandern, einen Streifen von Ruinen hinter sich zurücklassend, oder neue Siedelungen an Orten entstehen, die noch vor wenigen Jahren unter der unbeschränkten Herrschaft der Sandwüste gestanden hatten.

Wiederholt stiessen wir auf solche Zeugen ehemaliger Bewohntheit des Landes, und gegen Mittag erschien hinter den Sanddünen der Vegetationssaum des Sees von Istemes. Eine Stunde später hatten wir das Ufer in einer kleinen Bucht des vielgegliederten Sees erreicht. Auf einer kleinen Schilfinsel stieg Rauch auf, und wir erblickten die Kibitka eines kirgisischen Fischers, der auf seinem Boot weiter draussen im See zu entdecken war. Günstiger konnte in Hinblick auf meine zoologischen Absichten die Oertlichkeit für unser Lager gar nicht gewählt werden, und da am Ufer obendrein eine leere Strohkibitka stand, die unsern eingeborenen Begleitern als Wohnung dienen konnte, schlugen wir neben dieser unser Zelt auf. Bald waren wir häuslich eingerichtet, und ein lustiges Schilffeuer lieferte den Tee zum Mittagessen. Der Fischer kam herbeigerudert, und wir sahen, dass er noch einen halbwüchsigen Jungen als Gehilfen mithatte. Ich liess ihn sofort beauftragen, für mich möglichst viele verschiedene Fische zu fangen und versprach gute Bezahlung. Das Wetter, das während des ganzen Morgens trüb und unfreundlich gewesen war, wurde nachmittags noch schlechter; es begann zu regnen, und ein heftiger Wind zerrte an den Zeltwänden, dabei war es empfindlich kalt und besonders der Regen verhinderte jede Art von erfolgreicher Exkursion. So blieben wir im Zelt, das Herr Vergon, mein Bruder und ich bewohnten; Weichbold schlief ebenfalls hier, Abdull und die Arbakeschs hatten sich in der Kibitka installiert. Wir verbrachten die Zeit mit Rauchen und Teetrinken, und die gesellschaftlichen Talente unseres französischen Gefährten liessen keine Langeweile aufkommen. Abends besserte sich das Wetter bedeutend, doch war es um 6½ Uhr bereits so dunkel, dass man nichts mehr unternehmen konnte. Die Kälte steigerte sich mit hereinbrechender Nacht zunehmend, und wir konnten mit Sicherheit Frostwetter erwarten; demzufolge bekleideten wir uns mit allem, was zur Verfügung stand, und gingen bald zur Ruhe, da wir mit dem langen Abend nichts besseres anzufangen wussten.

Die Nacht war in der Tat wenig angenehm; es war recht kalt, der Wind fuhr durch die Spalten in der Zeltleinwand, der Regen trommelte darauf und an Schlaf war nicht viel zu denken. Als wir bei Sonnen-

aufgang unsere Lager verliessen, zeigte das Thermometer noch —2°, und die Pfützen am Ufer sowie das Wasser, das im Fischerboot stand, waren mit einer Eisschicht bedeckt, die erst im Lauf des Vormittags allmählich wich. Der Himmel war noch stark bewölkt, aber es war zu hoffen, dass es nicht regnen würde, sondern höchstens schneien, was ja bedeutend wünschenswerter ist. Mein Bruder war schon früh morgens allein auf Rekognoszierung ausgegangen, und gegen 10 Uhr unternahm auch ich mit Herrn Vergon eine längere Exkursion nach Nordosten; dort befand sich nach den Aussagen des Fischers vom Inselchen ein Kirgisenlager, einige Kilometer entfernt, und dieses wollten wir aufsuchen. Wir liessen die Pferde, die an die Arba gebunden waren und Schilf zu fressen bekamen, zurück, und gingen mit einer Flinte zu Fuss am Seeufer entlang. Möwen und Krähen waren häufig, auch eine andere Form von Wasservögeln, die ich nicht genau erkennen konnte; vermutlich war es eine Sterna-Art. Ich schoss zwei Krähen, Herr Vergon eine dritte; es waren unsere gewöhnlichen Typen C. frugilegus und C. cornix. Nach etwa einer Stunde Wegs kamen wir an das Kirgisenlager, das aus vier oder fünf »Kibitts« bestand. Einige Weiber und Kinder rannten bei unserm Erscheinen voll Schrecken davon, und die Hunde bereiteten uns einen wenig freundlichen Empfang. Wir gingen aber unbeirrt auf die grösste Kibitka los. Diese Kibitts, wie die Kirgisen sie nennen, »Kibitka« ist russifiziert, sind ähnlich den unter dem Namen Jurte bekannten fliegenden Nomadenhäusern. Das kuppelförmige Gestell aus Holz und Weidengeflecht, durch Schilf verstärkt, wird mit Filzstücken bedeckt, die untereinander verbunden oder zusammengenäht sind. In der Mitte der Decke bleibt eine Oeffnung zum Zutritt von Licht und zum Abzug von Rauch.

Einige Männer traten aus den benachbarten Kibitts, wir riefen einen von ihnen an und stellten die im Land geläufige Frage: »Tschai bärmä?«, d. h. »Gibts Tee?« Dies wurde mit »Bali« bejaht und wir traten in das, wie wir richtig vermutet hatten, Häuptlingszelt ein. Darinnen sass ein bärtiger Kirgise, durch einen Turban als Priester und Aeltester gekennzeichnet. Der Boden der Kibitka war mit Filzdecken belegt bis auf eine Feuerstelle in der Mitte. Unsere Kenntnisse des Sartischen, Usbekischen oder Kirgisischen reichten nicht viel über die Begrüssungsformeln hinaus und ebensowenig sprachen unsere Wirte russisch; ein fliessendes Gespräch war also ein Ding der Unmöglichkeit; aber dass wir von Dört Göl kämen, wie Petro-Alexandrowsk bei den Eingeborenen allgemein genannt wird, konnten wir erklären, ebenso, dass wir keine Russen seien. »Uruss jok«. Schwieriger war schon zu sagen, was für Landsleute wir waren; aber wir brachten es den Kirgisen, die sich im Zelt bald versammelten, doch bei. Natürlich konnten wir uns nicht auf

die Unterscheidung zwischen Franzosen und Deutschen oder gar Oesterreichern einlassen, sondern warfen alle nichtrussischen Abendländer in einen Topf. Mit verschiedenen Gegenständen, die ich in der Tasche trug, bezeichnete ich auf dem Boden die Lage von Dört Göl, Tschardschuj, Stambul und Petersburg; nicht geographisch genau, sondern nur mit Ausdruck für die steigende Entfernung; dann legte ich meine Mütze noch viel weiter weg als Petersburg und sagte, daraufzeigend: »Frangistan«. Ehrfurcht vor uns Leuten, die so weit her kamen, malte sich auf den Zügen der Kirgisen, und der Alte sagte: »Netschä gün?« Das heisst: »wieviel Sonnen« oder Tage, zu ergänzen »weit ist es bis zu Eurer Heimat?«



83. Lager bei Istemes.

Nun durften wir nicht sagen »vierzehn«, denn die Kirgisen meinten natürlich nicht Eisenbahntage à 1000 km, sondern man musste im Rahmen der Tagesritte bleiben. Ich sagte daher kühn »altmysch (sechzig)« und steigerte dadurch das Staunen der biederen Steppenbewohner; aber ich machte eine Konzession; »tamir-jol jirmi« (Eisenbahn zwanzig); die Leute hatten zwar vermutlich noch nie eine Bahn gesehen, aber sie wussten, dass man damit rasch vom Fleck kam. Immerhin genügte schon die Tatsache, dass wir keine Russen waren, um uns zu höchst sehenswerten Individuen zu machen. Herr Vergon, der etwas sartisch konnte, gab noch einige weitere Erklärungen; am besten orientierten wir die Kirgisen, indem wir sagten, dass Frangistan noch zehn Tage weiter sei, als Petersburg.

Es waren inzwischen sechs bis sieben Männer ins Zelt gekommen und wir tranken Tee; die Kirgisen rauchten mit Genuss unsere Zigaretten,

die Abdull und Weichbold im Lager fabrikmässig herstellten, und bewunderten alle unsere Geräte und Dinge, die wir in den Taschen hatten, besonders die Hinterladerschrotflinte mit zwei Läufen und fertigen Patronen, unsere Uhren, Taschenmesser usw. Hier war Gelegenheit, mit dem Inhalt der Wildenkiste Glückliche zu machen, und wir beschlossen, nachmittags den Besuch zu wiederholen. Während wir noch dasassen und mit abgerissenen Schlagworten die Fragen der Kirgisen zu beantworten suchten, kam eine junge Frau ins Zelt, begrüsste uns schüchtern und setzte sich neben den Alten, der, wie wir erfuhren, ihr Schwiegervater war; auch der Gatte befand sich unter den Anwesenden. Sie war nach kirgisischen Begriffen vermutlich sehr hübsch, aber auch mit europäischem Massstab gemessen hatte sie nichts Abstossendes. Ihre kleinen Schlitzaugen blickten sanft und freundlich, ihre Wangen waren frisch gerötet und der Mund zwar etwas gross, aber hübsch geformt. Sie trug ein Baby von einigen Monaten auf dem Arm, das sie ungeniert vor uns stillte. Ein Bad hätte ihr wenig geschadet. Die unbefangene Neugier, mit der sie uns anguckte, gefiel uns, und ich schenkte ihr als Zeichen meiner Verehrung ein Paar schön bunt gestickte Fausthandschuhe, die aus Island stammten. Diese gefielen ihr ausserordentlich; sie zog sie sofort an, und da ich Nummer $7^1/_4$ trage, ist es nicht allzu ungalant, wenn ich erwähne, dass sie ihr gut passten. Glücklich lächelnd blickte sie ihre Hände an und wiederholte flüsternd vielemal »jaksi, jaksi« was »schön« oder »gut« bedeutet. Sie sagte nicht »jachschi« wie es eigentlich heisst, sondern »jaksi«, und stiess dabei ein bischen mit der Zunge an; sie schien der Liebling des Lagers zu sein, sonst hätte sie sich auch nicht so ohne weiteres zwischen die versammelten Männer setzen können. Wir gaben ihr den Namen »Madame Yaksi« und räumten ihr das ganze Terrain unserer Herzen ein, das in Europa der Wertschätzung des schönen Geschlechts gewidmet ist und das jetzt »wegen Abreise des Besitzers« zu vermieten war. Als wir uns auf den Heimweg machten, gab man uns ein Stückchen das Geleite. Eine Krähe sass ziemlich weit am Ufer, und die Kirgisen forderten Herrn Vergon, der die Flinte trug, auf, zu schiessen. Die Entfernung war ziemlich gross, aber desto grösser der Respekt der Kirgisen, als die Krähe im Feuer liegen blieb. Die Kinder, die wir durch Verteilung von Puls und Kopeken an uns gefesselt hatten, brachten den Vogel jubelnd herbei, und mit Staunen sahen die Kirgisen die Wirkung der groben Schrote auf den Kopf des armen Tieres.

Das Wetter wollte nicht besser werden; es stürmte und regnete, schneite sogar zeitweise, und unsere Pläne, im Boot des Inselfischers eine kombinierte Jagd- und Fischexkursion durch die Schilfbuchten des Sees zu machen, schienen wenig Aussicht auf Verwirklichung zu haben. So brachten wir viel Zeit teetrinkend im Zelt zu, unterhielten uns aber dabei

sehr gut, da Herr Vergon voll von lustigen Geschichten steckte, und auch wir ihm manchen neuen Witz zu erzählen wussten. Ich hatte einige Fische geliefert erhalten, deren Zurichten und Konservieren mich eine Zeitlang beschäftigte, wir warfen Köder für Krähen und Möwen und schossen einige Exemplare, aber es waren ganz gewöhnliche Arten, die das Abbalgen nicht lohnten. Auch Antilopen gab es in der Nähe. Weichbold, der am zweiten Tag einen Rundgang mit der Flinte gemacht hatte, war einer Fährte nachgegangen und hatte zwei Stück erblickt; als er aber mit dem eilig geholten Mauser nach der Stelle zurückkehrte, waren die Tiere verschwunden. Wir sahen Felle von Antilopen bei den Kirgisen und auch einen Schädel; nach diesem und den Fellen war die hier lebende Form die Antilope subgutturosa; es findet sich in den aralokaspischen Steppen auch noch die Saiga-Antilope, ausgezeichnet durch ihre unförmliche Schafsnase; die Kirgisen scheinen mit »Saigak« alle Antilopen zu bezeichnen, ohne Unterscheidung der immerhin sehr verschieden aussehenden Formen A. subgutturosa und Colus tataricus.

Am zweiten Tag waren frühmorgens Abdull und einer der Arbakeschs nach Bü-Basar, 15 km weit am Westende des Sees, geritten, um dort Reis und Hammelfleisch zu kaufen; denn die Jagd hatte kein geniessbares Ergebnis geliefert, und die Fische konservierte ich lieber, als dass ich sie der Küche überliess, zumal die Mohammedaner, deren wir drei unter uns hatten, doch nichts davon gegessen hätten; ein grosser Hecht, den mir der Fischer brachte, hätte allerdings wenigstens zwei Mahlzeiten geliefert; so kam er in Formol. Die Abgesandten kehrten nach sechs Stunden zurück, und bald erfreute ein Berg von Hammelpilaf die hungrigen Mägen. Auch mit Scheibenschiessen vertrieben wir uns die Zeit und hofften, dass doch noch gutes Wetter eintreten würde, um wenigstens eine grössere Exkursion zu machen. Aber es blieb kalt und unfreundlich, die Tierwelt verkroch sich und die Sammelgläser blieben leer.

Unsern zweiten Besuch bei den Kirgisen unternahmen wir zu dritt und mit den Pferden; diese waren noch unbändiger geworden, als bisher, und man hatte Mühe, ihnen überhaupt nur einen Sattel auflegen zu können. Sass man erst oben, so beruhigten sie sich bald, aber das Zäumen, Satteln und Aufsitzen war gar nicht einfach. Wir hatten uns alle Taschen mit Dingen aus der Wildenkiste vollgefüllt und wurden, als wir bei den Kibitts ankamen, schon als gute Freunde begrüsst. Im Häuptlingszelt versammelten sich wieder die Männer, Tee wurde gekocht und Brot gebracht, und bald erschien auch »Madame Yaksi«, die sicher war, wieder etwas von den Fremden geschenkt zu bekommen. Sie hatte mit besonderer Sorgfalt Toilette gemacht; die grosse, turmartige Haube war weiss und sauber, ihr gelbbraunes Kleid war mit roten Bändchen verziert, und als sie wieder ihr Baby stillte, war zu sehen, dass sie sich sogar

gründlich gewaschen hatte; so weit war der Eindruck gegangen, den wir auf ihr kirgisisches Frauenherz gemacht hatten! Im Zelt bekamen wir zunächst allerhand für uns interessante Dinge zu sehen. Einige weitere Antilopenfelle waren herbeigebracht worden, leider schon viereckig zugeschnitten, sonst hätte ich eines für meine Sammlungen erwerben können. Auch Mützen und Stiefel aus diesem Stoff zeigte man uns, und Mme. Yaksi hatte ein Steckkissen für ihr Kleines aus Antilopenfell. Die Waffe, mit der die Tiere erlegt worden waren, bekamen wir ebenfalls gezeigt. Es war ein unförmlicher Vorderlader mit Steinschloss, Kaliber etwa 20 mm, der am Lauf eine hölzerne, umklappbare Auflegegabel trug; ohne diese wäre die plumpe Muskete überhaupt nicht zu brauchen gewesen, denn der Schaft war im Verhältnis zum Lauf so leicht, dass der Schwerpunkt vor dem ersten Drittel der Gesamtlänge lag und so ein freies Zielen höchst schwierig war. Die Kirgisen jagen die Antilopen entweder vom Ansitz bei der Tränke, oder der Schütze legt sich in einem Defilé, z. B. einem in das Schilf einer Niederung geschnittenen Weg, auf die Lauer und lässt sich durch berittene Gefährten das Wild zutreiben. Das Fleisch wird geschätzt, das Fell verarbeitet, hat aber als Handelsartikel geringen Wert.

Unter den weiteren Sehenswürdigkeiten befand sich ein dreisaitiges, mandolinenartiges Instrument, auf dem uns einer der Männer, »Monsieur Yaksi«, auf unsere Bitte einige heimische Lieder vorspielte. Zwei Saiten sind gleichgestimmt, die dritte eine Quint höher; gespielt wird wie bei der Mandoline, ohne lange Noten, sondern jede Note besteht aus mehr oder weniger zahlreichen, gleichen, kurzen Tönen; die beiden gleichgestimmten Saiten liefern die monotone Begleitung zu der meist chromatischen Melodie, die auf der höheren Saite gespielt wird; eintönige Schwermut ist der Grundzug aller Weisen, ganz wie bei den Tadschiken, Usbeken, Persern und Tataren. Allmählich rückten wir mit unsern Geschenken heraus; der Musikvortrag gab Anlass, einige der kleinen Mundharmonikas zu verteilen, die ich mithatte; während die übrigen Beschenkten sich damit begnügten, durch die ganze Front der Pfeifenlöcher Luft ein- und auszupumpen, versuchte der kirgisische Künstler sofort eine der einheimischen Melodien; das gelang ihm aber nicht gut, da es fast unmöglich ist, auf einer solchen Kinderharmonika einen einzelnen Ton zu blasen; mein Bruder brachte einige europäische Lieder zum Vortrag, die grossen Beifall fanden, obzwar die Harmonie auf der Basis des Dreiklanges den Kirgisen völlig fremd sein musste. Wir verteilten etwa acht der kleinen Instrumente und wurden so vielleicht die Gründer einer modernen Musikrichtung unter den Leuten von Istemes. Allmählich hatte sich das Zelt ganz mit Menschen gefüllt, auch Weiber und Kinder waren erschienen, und wir kramten nun unsere Vorräte aus; Taschenspiegel, kleine Messer, Lederbeutelchen, bunt beklebte Holzdosen, Glasperlenarmbänder, Pfeifchen,

die herrlichsten Dinge verschenkten wir mit vollen Händen, und niemand im ganzen Lager ging leer aus; die Männer erhielten Taschenmesser, die Mädchen Spiegel und Armbänder, Fingerhüte, Nähnadeln, — die Onkel aus Amerika waren nach Istemes gekommen, und die naive Freude der einfachen Menschen kannte keine Grenzen. Staunend und ehrfürchtig, dann wieder lachend und die geschenkten Dinge liebkosend, betrachteten sie uns, und konnten sich wahrscheinlich kaum denken, dass es noch so gute Menschen im irdischen Jammertal gab, wie uns. Natürlich wurde



84. Kirgisen von Istemes.

Madame Yaksi besonders reichlich bedacht, aber wir trugen Sorge, dem Neid keinen Raum zu geben. Man muss bedenken, dass ein Taschenmesser im Kaufwert von 30 Kopeken für einen Kirgisen immerhin eine wertvolle Gabe ist, und dass viele Dinge, wie die Lederbeutel mit Metallverschluss, auf dem Markt in Bü-Basar oder Dört Göl überhaupt nicht zu haben sind. Eines ist sicher, dass die Kirgisen von Istemes noch lange an uns denken werden, und zwar gewiss mit freundlichen Gefühlen.

Während wir noch in der Kibitka sassen, entstand draussen Lärm, und es zeigte sich, dass ein Kirgise von einem weiter nördlich gelegenen

24*

Lager angekommen war. Als er ins Zelt trat, schien er sehr erstaunt über den fremden Besuch bei seinen Volksgenossen, und noch mehr über die schönen Geschenke, die ihm alle unter die Nase hielten; sein Erstaunen verwandelte sich rasch in still beschauliche Freude, als ich ihm sofort ein Taschenmesser schenkte. Es war ein schlanker und relativ hübscher, bärtiger, junger Mann, der besonders dadurch auffiel, dass er nicht die übliche Fellmütze trug, sondern die charakteristische, wenngleich in Turkestan seltenere Kopfbedeckung der Kirgisen, einen helmartigen Hut aus grauem Filz. Ein derartiger Hut kann am ehesten mit einer Kapuze verglichen werden, die nicht am Rockkragen befestigt ist, oder mit einem Südwester, dessen Kopfteil hoch und spitz ist; er sieht ganz abenteuerlich aus, gibt aber einem männlichen Gesicht einen kriegerischen Anstrich. Der Mann gefiel uns sehr, und ich bat ihn, sich photographieren zu lassen, was er nach einigem Zögern tat; leider fiel das Bild nicht genügend gut aus, um zur Reproduktion tauglich zu sein. Auch die übrigen Kirgisen gruppierten sich dann nach meinem Wunsch, und ich machte einige Aufnahmen, bevor wir wieder den Heimweg antraten.

Mein Pferd, das gleich den andern während unseres Aufenthaltes von den Kirgisen abgesattelt und leider auch abgezäumt worden war, hatte einen Anfall von Tobsucht, als wir es wieder einschirren wollten; es war an einem Vorderfuss festgebunden und verhinderte zunächst jeden Versuch der Annäherung, indem es mit den Hinterhufen wütend ausfeuerte, so oft jemand in den Bereich seiner Beine kam. Endlich gelang es, einen der Hinterfüsse festzubinden und ihm den Sattel aufzulegen, während der Mann mit dem Filzhelm ihm mit einem Riemen das Maul zuhielt; um ihm den Zaum anlegen zu können, mussten es drei Leute am Kopf halten, und als ich dann aufsitzen wollte, schlug und biss es so wild nach mir, dass ich den Versuch aufgeben musste; ich führte es ein wenig auf und ab, um es zu beruhigen, und versuchte dann von neuem, in den Sattel zu gelangen; allein das Vieh warf mich mit einer raschen Wendung zu Boden, und ich hätte den Zügel fahren lassen müssen, wenn nicht die andern zu Hilfe gekommen wären. Es war wegen der geringen Entfernung nach unserm Lager nicht der Mühe wert, ein Schienbein zu riskieren, und ich zog daher den Klepper beim Heimweg hinter mir her; nach fünf Minuten aber liess mir der Ehrgeiz keine Ruhe und es gelang mir, den Gaul zu überraschen, indem ich, ohne den Bügel zu benutzen, den Sattel gewann; einmal oben, behauptete ich mich auf meinem Sitz und das Tier beruhigte sich rasch. Untereinander lieferten sich die Pferde beständige Kämpfe, und man musste sie weit voneinander entfernt anbinden. Trotzdem suchten sie fortwährend nach einer Gelegenheit, mit ihresgleichen oder mit uns anzubinden.

Am Morgen des 18. Oktober, als wir mit den Vorbereitungen zum Heimweg beschäftigt waren, machten uns die Kirgisen ihren Gegenbesuch;

es kamen »Monsieur Yaksi« und der Mann mit dem Filzhelm. Sie kamen unser Lager anzusehen und betrachteten voll Verwunderung die Fische, die ich, in Leinwand gewickelt, in die Formolkiste bettete, unsere Gewehre und besonders das Zelt, das ihnen sehr gefiel. Es hatte allerdings eine eigenartige Konstruktion insofern, als es nicht mit Pflöcken oder sonstwie an der Erde befestigt wurde, sondern in sich selbst stabil war; der Boden, aus extrastarkem Segelleinen, war mit den Wänden verbunden, und das Zelttuch bildete einen Ueberzug über ein dreiseitig-prismatisches Gerüst von Bambusstäben, die durch Klemmschrauben unverrückbar aneinander befestigt waren. Der besondere Vorteil dieser Konstruktion ist, dass man das Zelt auch auf Fels- oder Sandboden aufstellen kann, wo Pflöcke nichts helfen, und dass der Wind nicht von unten hinein kann; auch können vier Mann das aufgestellte Zelt von einem Platz nach einem anderen tragen; auch auf einem Schiff kann man es aufstellen, und nur bei sehr heftigem Sturm muss es durch ein übergeworfenes und mit Pflöcken befestigtes Tau festgehalten werden. Unsere Pferde waren an diesem Morgen einfach verrückt; sie machten aus eigenem Antrieb Angriffe auf uns, liessen niemand nahekommen, bissen und schlugen bei jeder Gelegenheit wütend um sich, erfüllten die Luft mit ihrem trompetenden Gewieher, — es schien fast, als ob sie nicht zu bändigen wären. Wir alle mussten zusammen helfen, um die Bestien zu satteln und zu zäumen, dann liessen wir sie durch die Arbakeschs tüchtig müde galoppieren, aber trotzdem blieben sie den ganzen Tag in höchst reizbarer Stimmung, und man durfte ihnen nicht den Kopf freigeben; immer versuchten sie einander zu beissen oder nach dem Reiter zu schnappen, selbst der schwierige Weg durch die Sandhügel machte sie nicht zahm; besonders Weichbolds Braunem durfte man nicht auf drei Schritte nahekommen, ohne einen Paroxysmus von Wut bei dem Gaul hervorzurufen.

Bei dem einsamen Haus am Rande der Wüste, neben dem wir auf dem Hinweg das Zelt aufgeschlagen hatten, hielten wir Mittagsrast und gegen Sonnenuntergang erreichten wir Ullu Bagh, wo wir damals Mittagsrast gehalten hatten. Diesmal trafen wir den Aksakal (Bürgermeister) selbst zu Hause; er war ein würdiger, graubärtiger, grosser alter Mann und hiess — etwas länglich — Mollah Möglam Wärdy Bai. Mit seinem Bruder waren wir schon bekannt, er, als eigentlicher Herr des Hauses, hiess uns nochmals willkommen. So fein wie bei Hadschi Bai in Chanky ging es allerdings hier nicht zu, aber dafür desto gemütlicher. In dem Raum, der uns als Ess- und Schlafzimmer diente, war auf dem Boden eine Feuerstelle, und bald brodelte das Wasser gastlich in dem hohen Kupferkrug, und süsser Tee — man gab uns aus Liebenswürdigkeit enorme Quantitäten Zucker in die Gläser — verbreitete behagliche Wärme in unsern von Wind und Kälte steifen Gliedern. Unser Wirt verstand

als gebildeter Mann und Beamter die Kunst des Schreibens und interessierte sich sehr für europäische Schrift. Kopfschüttelnd und lächelnd sah er mir zu, wie ich in meinem Tagebuch von links nach rechts zusammenhängende Worte schrieb, und bat mich, ihm seinen Namen in lateinischer Schrift aufzuschreiben; d. h. er sagte nicht »lateinisch«, sondern »frangistani«; dann schrieb ich ihm noch manche Worte, um die er bat, mit russischen Lettern auf, und er malte dafür von rechts nach links, mit Bogen, Punkten und Häkchen, seinen Namen mit türkischer Schrift, beziehungsweise Koranschrift, in mein Tagebuch.

Wie das erstemal, so wurde auch am folgenden Morgen alle Art von Bezahlung zurückgewiesen, einige Stahlfedern jedoch gerne genommen; ich photographierte auch noch den Aksakal, bevor wir mit Dank Abschied nahmen. Unser Weg nach Petro-Alexandrowsk führte wieder durch mehrere Wüstenausläufer, und fast noch mehr wie im grossen Sand tags zuvor trieb der Wind sein Spiel zwischen den Dünen. Kein Punkt, so weit man sehen konnte, war in Ruhe, jedes Körnchen schien Leben in sich zu haben, es war ein beständiges Rieseln und Rollen, Knistern und Rauschen. Die Dünen, deren höchste wohl 8—10 m hoch sein mochten, schienen träge, sich langsam weiterschiebende Kolosse in einer Art von Bewegung, die die Zoologen »amöboid« nennen. Auf den dem Wind zugekehrten, sanft ansteigenden Rücken der Dünen war alles in »Körnchenströmung« bergauf, von der scharfen Windkante stob ein Sprühregen von Sand weg und rieselte an der steil abfallenden Leeseite herab, unaufhörlich, so dass die ganze Düne vor dem Wind wanderte. An unserer Gleisespur von der Herfahrt, die an vielen Stellen an den Zigarettenstummeln, die in den Radfurchen lagen, leicht zu erkennen war, liess sich messen, dass manche Hügel von 3—4 m Höhe und bei 30 m Umfang sich innerhalb der kurzen verstrichenen Zeit 10—15 m weit fortbewegt hatten; allerdings war die Windrichtung konstant gewesen; man kann sich leicht vorstellen, dass, wenn zum Beispiel durch zwei Wochen anhaltend heftige Winde aus der Wüste nach dem Land zu wehen, die Vorposten der Vegetation einem Sand-Sturmlauf ausgesetzt sind, gegen den es kein anderes Mittel gibt, als Wassergräben, in die die Dünen hineinmarschieren müssen, um darin zu feuchtem Brei zu werden; solche Kanäle, die dem angegebenen Zweck dienen, finden sich auch in der Tat um die Vorwerke des bebauten Landes, ganz wie bei einer Festung, nur dass es sich hier um einen Feind handelt, dem Maschinengewehre und Schrapnells nichts anhaben können. Die Gräben müssen jedoch immer ausgeschaufelt werden, aber durch das allmähliche Vorschieben derselben und Bepflanzen ihrer Ränder mit Tamarisken oder einem ähnlichen, genügsamen Gewächs vermag man der Wüste Land abzugewinnen wie durch Deichbauten dem Meer.

Am 21. Oktober sollte der »Nikolai« von Petro-Alexandrowsk aus die Bergfahrt nach Tschardschuj antreten, und wir hatten bereits vor dem Antritt der Reise nach Istemes telegraphisch Plätze bestellt. Als wir aber wieder vor der Wojennoje Sobranje ankamen, zeigte es sich, dass unsere Aussichten nicht die besten waren. Erstens konnten wir dort kein Quartier bekommen, da mit dem Dampfer nicht weniger als drei Generale, vier Oberste, sieben Oberstleutnants usw. erwartet wurden. Ferner sagte



85. Kamelstudie.

man uns, wir sollten uns keine Hoffnungen machen, Plätze auf dem Schiff zu erhalten, da nicht nur alle diese Offiziere wieder zurückfahren würden, sondern obendrein Oberst Sussanin nebst Familie, Herr Korniloff nebst Familie, eine chiwinzische Gesandtschaft an den Generalgouverneur in Taschkent, die fünf Mann stark war, und endlich 170 Soldaten der Garnison nebst Pferden. Es wurde nämlich ein Teil der in Petro-Alexandrowsk stehenden Truppen für den Krieg mobil gemacht und vorher sollte grosse Inspektion sein. Das waren keine hübschen Nachrichten; zwar fanden

wir rasch gutes Quartier im Haus des tatarischen Bürgermeisters, aber das sahen wir ein, dass wir bei der Dampferbeförderung trotz Geleitschreibens und vorausbestellter Plätze hinter dem Militär rangieren mussten. Man musste sich also beizeiten nach einem andern Beförderungsmittel umsehen. Herr Vergon kannte den Agenten der Transportgesellschaft »Nadjeshda«: ihm wollte ich auf jeden Fall mein schweres Gepäck übergeben, das ich nun nicht mehr brauchte, und er half uns auch nach Kräften beim Auftreiben der Kamelwagen, die wir schlieslich mieteten. Vorläufig war der Dampfer noch gar nicht angekommen, und bevor wir uns nicht



86. Kamelstudie.

durch den Augenschein von der Unmöglichkeit überzeugt hatten, Platz zu bekommen, wollten wir keinen endgültigen Beschluss fassen. Am Morgen des 21. ging das Gerücht, das Schiff sei angekommen, und ich fuhr mit Herrn Vergon nach der Landungsstelle, gleich vielen andern Leuten; es war aber von einem Schiff weit und breit nichts zu sehen. Mittag waren wir bei einem sartischen Geschäftsfreund unseres französischen Gefährten eingeladen, und gegen Abend hiess es, das Schiff sei in Sicht, diesmal wirklich; wieder fuhren wir hinaus, und in der Tat sah man fern im breiten Strom den Dampfer; aber er kam nicht näher; offenbar sass er fest, und als es dunkel wurde, war es klar, dass die Ankunft erst am folgenden Morgen stattfinden würde.

Am 22. Oktober traf der »Nikolai II.« endlich ein; wir waren zur Stelle und suchten sofort den Kapitän auf; dieser sagte, dass er uns bis zu seiner Ankunft in Dargan Ata eine Kabine reserviert gehalten hätte, dort aber habe ihn die Depesche über die chiwinzische Gesandtschaft getroffen, und zu seinem Bedauern könnte er nichts tun; höchstens auf dem Verdeck könne er uns ein Zelt aufstellen lassen. Das behagte uns wenig; auf einem Schiff, das voll von hohen Offizieren und Damen war, als überzählige und daher lästige Passagiere à la bohême auf dem Verdeck zu kampieren, zwar mit der Verpflichtung, stets gut gekleidet, gewaschen und



87. Kamelstudie.

rasiert zu sein, aber ohne die Mittel, diesen Zustand aufrecht zu erhalten, war nicht angenehm. Wir liessen also Schiff Schiff sein, zumal es erst am 27. abgehen sollte und stromauf mindestens fünf Tage brauchte, und schlossen mit einer uralzischen Fuhrmannsfamilie einen Transportvertrag, demzufolge wir gegen Erlag von 120 Rubeln in zwei grossen Wagen zu drei Kamelen binnen acht Tagen nach Tschardschuj gebracht werden sollten. Es war ein Samstag und da der Mann aus religiösen Gründen die Reise nicht Sonntags beginnen wollte, setzten wir die Abfahrt für denselben Abend fest. Was wir an brauchbaren Konserven finden konnten, wurde eilig zusammengekauft, ferner eine Menge Brot, Zwieback, einige Flaschen Wein, Käse und Würste, Herr Vergon stellte ausserdem noch einen Sack

mit Aepfeln zur Verfügung; das Gepäck wurde sortiert, die Winterkleider, Decken, eine Flinte und was wir sonst noch für die lange Wüstenfahrt brauchten, wurde beiseite gepackt, der Rest der »Nadjeshda« übergeben, mit der Weisung, die Colli an die Firma Goldlust nach Batum zu spedieren. Rasch konnte diese Beförderung natürlich nicht geschehen; ich machte mich darauf gefasst, die Sachen erst im Januar in Wien wiederzusehen, tatsächlich aber wurde es März, bis alles beisammen war. Unsere Wagen waren schwere Fahrzeuge, sogenannte »Tjelegas«; sie hatten ein festes Leinendach, sogar mit einem Glasfenster, und waren eigentlich rollende Hütten, ähnlich wie sie Zigeuner oder wandernde Artisten auf ihren Fahrten benutzen. In einer der Tjelegas wurden Weichbold und Abdull mit dem nötigen Gepäck untergebracht, in der zweiten Herr Vergon, mein Bruder und ich. Mit Stroh, Sackleinwand und Decken füllten wir den Boden, darauf bereiteten wir uns Ruhestätten; Sitze gab es keine, man musste im Wagen liegen oder auf dem Boden sitzen. Eine dritte, leere Tjelega, die mitfuhr, sollte in der ersten Station zwei Offiziere aufnehmen, die auf dem Schiff keinen Platz gefunden hatten, gleich uns. So war der Zug drei Wagen mit neun Kamelen stark, als Begleitmannschaft fungierten ein alter Uralze und drei jüngere, zum Teil seine Söhne, die Expedition Zugmayer-Vergon zählte fünf Mann, und als noch die zwei Offiziere hinzukamen, waren wir eine stattliche Gesellschaft von drei Wagen, neun Kamelen und elf Mann.

Nach einem Abschiedsglas Tee beim Agenten der »Nadjeshda« stiegen wir um 6 Uhr abends in unsere Behausung für die nächste Woche und fuhren ab. Die erste Stunde verging mit häuslich Einrichten, dann war es schon dunkel und wir schliefen ein bischen. Um neun Uhr abends wurde eine halbe Stunde Rast gemacht; wir waren schon mitten in der Einöde, an der Grenze zwischen Wüste und Steppe, und sollten noch bis zum folgenden Morgen am rechten Ufer des Stromes bleiben; dann kam eine Fähre, und der Rest der Reise sollte sich auf chiwinzischem beziehungsweise bucharischem Boden vollziehen. Der Mond war aufgegangen und die Szenerie war höchst malerisch; die ächzenden grossen Wagen, die tiefe Furchen durch den Sand zogen, die still schreitenden riesigen Kamele, dazu die weite Ebene, wohin das Auge sah, im bleichen Licht des Mondes, der kühle Wind, der in den Gräsern und Tamarisken flüsterte, — es war wieder einmal eine ganz neuartige Stimmung; wir hatten auf früheren Reisen schon allerlei Milieus und Beförderungsmittel erlebt; wir waren zu Fuss durch Finmarken, zu Pferd durch Island gezogen, waren im Kanu tagelang den Tanaelv hinuntergefahren, wir hatten bei den Lappländern an der Karaschokka gewohnt und unser Zelt in den Eiswüsten des Sprengisandur aufgeschlagen; meine Reise in Persien und Kurdistan war nicht arm an bisher unbekannten Eindrücken gewesen; aber in einer Mondnacht mit

Kamelen durch die Kisil Kum zu ziehen, das war neu; die hässlichen, zottigen, stelzbeinigen, zweihöckerigen, grunzenden Wüstenschiffe hatten wir noch nicht als Reisegenossen gehabt. Gemütlich setzten sie ihre breiten Sohlen auf den Sand, langsam und ohne Hast, aber wer nebenhergehen wollte, musste ein flottes Marschtempo einschlagen. Wir zogen uns bald wieder in unsere Burg zurück und schliefen, so gut es ging.

Bei Tagesanbruch rasteten wir wieder und gegen elf Uhr vormittags kamen wir an den Amu-Darja. Hier wurde abgekocht und eine Serie von Schüssen abgefeuert, um die Fährleute, die am andern Ufer des kilometerbreiten Stromes wohnten, zu benachrichtigen; vorläufig aber rührte sich drüben nichts. Wir hielten eine tüchtige Mahlzeit und machten dann Exkursionen in die Sandhügel der Umgegend, die zum Teil mit Saxaulbuschwerk und Tamarisken bestanden waren. Weichbold schoss drei Möwen zweier verschiedener Arten; aber die Umstände erlaubten es nicht, die Bälge zu präparieren, weshalb ich bloss die Bestimmung vornahm und dann die Vogelleichen den Krähen zum Frass überliess. Nach einigen Stunden, während welcher wir ab und zu einige Schüsse in rascher Folge abfeuerten, zeigte sich drüben endlich einige Bewegung, und bald unterschied man das grosse Fährboot, das langsam über den Strom geschwommen kam. Es war gross genug, um alle drei Wagen, zwei Kamele und sechs Mitglieder der Expedition aufzunehmen; einige Turkmenen steuerten es, und ein altes hässliches Kirgisenweib schien zum Vergnügen hin- und herzufahren; ich photographierte die Landsmännin der »Madame Yaksi« in einem unbewachten Augenblick und stelle sie hiermit in effigie dem Leser als guten Typus vor. Sie wohnte, wie es schien, in dem Stationshaus am chiwinzischen Ufer. Dort stand nämlich auf einem hohen Hügel aus festgebackenem Sand ein ganz stattliches Haus, offenbar eine alte Festung; auch musste einmal eine Glasurziegel- oder Töpferwarenfabrik in der Nähe gewesen sein, denn ringsum war der Boden mit Scherben und Bruchstücken aus gebranntem Ton bedeckt.

Das Fährboot war umgekehrt, um die übrigen Kamele und die zurückgebliebenen drei Uralzen zu holen; es blieb wieder einige Stunden lang aus, und wir vertrieben uns die Zeit so gut es ging. Erst kochten wir über einem Kamelmistfeuer Tee, dann sammelten wir Käfer, ritten auf den Kamelen spazieren, das Wetter war kalt, aber klar, und alles war guter Dinge. Um 6½ Uhr abends kamen endlich die fehlenden Leute und Tiere; es war also beinahe ein ganzer Tag auf die Ueberquerung des Amu-Darja draufgegangen; der Vollmond stand bereits hoch am Himmel. Rasch wurde angeschirrt, und noch 2½ Stunden lang fuhren wir durch Sand und Steppe, Buschwerk und Schilf bis zu dem Karawansarai von Pitnjak. Hier machten wir Raststation und erhielten ein Zimmer, das schön mit Teppichen ausgelegt und sogar geheizt wurde; das war jetzt schon recht notwendig. Lieblich dampfender Pilaf

wurde gebracht, Tee, soviel wir wollten und Zigaretten aus der Weichbold-Abdullschen Fabrik; wir hatten 1250 Stück Hülsen, eine Stopfmaschine und die entsprechende Menge Tabak in Petro-Alexandrowsk gekauft, und da fünf Mann von unserm Vorrat zehrten, kamen wir gerade die acht Tage aus.

Der 24. Oktober, der uns schon um 7 Uhr früh wieder unterwegs sah, verstrich in eintöniger Fahrt durch Sand und Steppe. Trotzdem unterhielten wir uns ganz gut. Wir hatten genügend Lektüre, darunter die »Heimat« von Sudermann, die Herr Vergon eifrig studierte, und die



88. Alte Kirgisin.

wir dadurch, dass wir ihm wiederholt Kommentare, Erklärungen und Uebersetzungen lieferten, dabei jede einzelne Person und den Aufbau des ganzen Stückes eingehend besprachen, im Verlauf dieser Fahrt genauestens kennen und so gut wie auswendig lernten. Zwischendurch bestiegen wir hin und wieder eines der Kamele oder machten eine Exkursion mit der Flinte, und abends erreichten wir den Posten Sady War; hier warteten wir auf die dritte Tjelega, die in Pitnjak zurückgeblieben war, um die von Petro-Alexandrowsk zu Pferd gekommenen Offiziere aufzunehmen. Im Karawansarai von Sady War trafen wir um das offene Feuer auf dem Vorplatz hockend eine malerische Gruppe von wilden, bärtigen Turkmenen und wundervollen Usbeken, die uns höflich Platz machten; Filzdecken

waren um die lehmeingefasste Feuerstelle gebreitet, und während in den kupfernen Teekrügen zwischen den lodernden Buschzweigen das Wasser zum Sieden gebracht wurde, hörten wir mit stillem Vergnügen unserm Abdull zu, der die Konversation souverän beherrschte und voll Eifer unglaubliche Geschichten von unserm Empfang in Chiwa erzählte. Ehrerbietig blickten die Eingeborenen uns an, die wir ihnen als gute Freunde des Erbprinzen und edle Gönner aller übrigen Chiwinzen geschildert wurden, und die wir dabei so herablassend waren, mit ihnen um dasselbe



89. Fähre über den Amu-Darja.

Feuer zu liegen. Die Turkestaner kennen das Sitzen mit untergeschlagenen Beinen, wie es die Türken machen, nicht; entweder liegen sie auf einen Arm gestützt oder sitzen mit hochgezogenen Knien, manchmal sieht man sie auch in der tiefen Kniebeuge hocken, meistens aber knien sie und sitzen dabei auf ihren eigenen Füssen; dadurch wird die für den nichtstuenden Tadschiken oder Usbeken so bezeichnende Pose ermöglicht, in welcher er die flachen Hände auf die Oberschenkel legt und gedankenvoll oder gedankenlos vor sich hin blickt; dieselbe Stellung wird auch bei kurzen Gebeten eingenommen, während lange Gebete von abwechselndem Aufstehen, Niederknien, Berühren des Bodens mit der Stirn, Er-

heben der Hände in Schulterhöhe usw. begleitet werden, ganz wie bei den Türken.

An den beiden ersten Reisetagen, sowie an den folgenden, beobachteten wir wiederholt, besonders wenn wir uns dem Strom etwas näherten, zahllose Fährten verschiedener Säugetiere; dagegen sahen wir von den Urhebern nur einmal auf grosse Entfernung einige Antilopen der Art subgutturosa und ein Ziesel. Die weithin sichtbare und hörbare Wagenkarawane war allerdings kein geeigneter Ausgangspunkt für Jagdexkursionen, da bei ihrem Herannahen alles Wild in weitem Umkreis jedenfalls beizeiten entfloh. Den Fährten nach zu urteilen, musste jedoch vom Ansitz an einem der Tränkplätze aus recht gute Jagd möglich sein. Wo Buschwerk und Schilf vorhanden war, wimmelte es von Wildschweinfährten und solchen von Füchsen; die zierlichen Abdrücke der Antilopenhufe fanden sich überall, auch dort, wo auf weite Strecken kein Busch zu sehen war; diese Tiere gehören zu denjenigen Bewohnern der Wüste, die am längsten das Wasser entbehren können; die Spuren von Feuchtigkeit, die in den Blättern und Stengeln der wenigen Pflanzen enthalten sind, genügen ihnen für viele Tage. In der Gobi traf Prschewalsky die nahe verwandte Form A. gutturosa öfters 2—300 km von jedem Gewässer entfernt. Solche Anforderungen wurden an die Tiere, deren Fährten wir beobachteten, nicht gestellt; der Amu-Darja und seine Nebentümpel liefern ihnen reichlich Wasser, aber wo sie genügend Pflanzen finden, bedürfen sie dessen nur selten. Igel und Springmäuse schienen zahlreich, ebenso Kaninchen und Ziesel. Es wäre nicht verwunderlich gewesen, wenn wir auch gelegentlich die Fährte eines Tigers gesehen hätten, denn der Turantiger (F. tigris virgata) ist einer der eifrigsten Verfolger der Wildschweine, und da er sich sowohl im Mündungsgebiet des Amu-Darja findet, als an dessen Oberlauf, muss er sicher gelegentlich auch am Mittellauf vorkommen. Von andern Raubtieren kennt man aus den turkestanischen Wüstengürteln ausser dem Steppenfuchs Vulpes karagan und seinem Vetter Vulpes korsak noch den Manul (Felis manul Pall.), eine unserer Wildkatze nahestehende Form, eine ähnliche Katze, F. caudata oder servalina und angeblich auch den Gepard; Hyäne und Schakal, die sich in Persien und Chorassan noch relativ häufig finden, gehen nicht östlicher als bis an den Amu-Darja; andere Raubtierformen, wie der Sumpfluchs (Lynx chaus), der Irbis (Felis uncia) und der gewöhnliche Leopard, die ebenfalls zu den turkestanischen Raubtieren gezählt werden, gehören mehr der Gebirgsregion, beziehungsweise den bewachsenen Gegenden an, als der Steppe und Wüste. Typische Wüstentiere dagegen sind die sandbauenden Ziesel (Spermophilus), die Springmäuse der Gattung Dipus und die der Gattung Alactaga; dagegen setzen die wasserlosen Oeden zwischen Syr- und Amu-Darja der Verbreitung der in den höheren

Regionen Mittelasiens häufigen Pfeifhasen (Lagomys) eine scharfe Grenze. Wilde Einhufer erwähnen zwar noch Reisende der achtziger Jahre aus dem Aralgebiet, gegenwärtig jedoch dürfte der vorderasiatische Wildesel (Equus Onager) sich bereits auf die mehr östlich gelegenen Gebiete zurückgezogen haben, während der naheverwandte E. hemionus, der in Persien noch zu finden ist, nur den höher gelegenen Steppen angehört. Ein Tier, das man von vornherein sicher nicht in Vorder- und Mittel-Asien hoffen wird anzutreffen, der Seehund, findet sich in verschiedenen lokalen Arten nicht nur im Kaspischen Meer, sondern auch im Aralsee,



90. Uralzischer Fuhrmann.

im Balchasch und sogar im Baikalsee, der mehr als 2500 km von der Stelle entfernt liegt, wo seine Abflüsse das Meer erreichen. Man nimmt auch nicht an, dass die Seehunde durch Wanderung aus dem Ozean in die Binnengewässer gelangt seien — drei der hier genannten sind ja abflusslos —, sondern sieht sie als Beweis dafür an, dass diese Seen vor geologisch nicht allzulanger Zeit noch Meeresteile waren, die erst später durch Hebung der Erdoberfläche vom Meer abgeschnitten wurden.

Von Vögeln sind Krähen und Elstern in den hier in Betracht kommenden Gegenden am häufigsten, gehören aber ebensowenig zu den charakteristischen Steppen- und Wüstentieren, wie die Möwen, die den

Stromläufen folgen, und die Fasanen, die in den Schilfdickichten der Ufer leben, und die wir manchmal zu sehen, gelegentlich zu kaufen, aber leider nie selbst zu Schuss bekamen. Die eigentlichen gefiederten Bewohner der Wüsten und Steppen sind die Sandhühner der Gattungen Pterokles und Syrrhaptes, die an Grösse und auch an Geschmack angenehm an unsere Rebhühner erinnern. Die Haubenlerche (Galerita cristata) hält sich mehr in der Nähe bebauter Gegenden, die Tatarenlerche dagegen und der Saxaulhäher (Podoces) sind echte Bewohner der Wüstengürtel. Uebrigens ist die Vogelwelt Turkestans viel zu reich, als dass alle ihre Vertreter hier



91. Kamelstudie.

Erwähnung finden könnten; die Gesamtzahl der Arten, in die allerdings die Gebirgs- und Kulturland bewohnenden, sowie die Zugvögel mit eingeschlossen sind, gibt Sewertzoff mit 384 an.

Bei den Reptilien ersetzt die Zahl der Individuen die Armut an Arten; zwar gibt es auch davon noch genug, besonders unter den Eidechsen, aber immerhin können sie an die Vogelwelt nicht heranreichen. Die Echsengattungen Phrynocephalus, Eremias, Scapteira und Stenodactylus sind durch je mehrere Arten vertreten, seltener ist der schön gefärbte und stämmig gebaute Teratoscincus; im Oberland, d. h. gegen die afghanische Grenze zu, findet sich auch der graue Waran, ein wehrhaftes starkes Tier, das über 1 m lang wird. Von Schlangen seien die giftige Halysschlange

(Trigonocephalus) erwähnt, und ausser einigen Nattern noch die Sandschlange (Eryx jaculus), die dadurch interessant ist, dass die nächsten Verwandten des kaum meterlangen Tieres die tropischen Riesenschlangen sind, deren Familie sie allein in der europäisch-asiatischen gemässigten Zone vertritt. Die zierlichen Fährten der Eidechsen kreuzten auf unserm Weg den Sand nach allen Richtungen, und wir fingen auch manche von ihnen; aber die Konservierkisten waren bereits der »Nadjeshda« übergeben, und eigentlich bereiste ich diese Gegenden nur mehr als beobachtender Tierfreund, nicht als Sammler oder Forscher.

Noch wenige Tage, und wir waren wieder im Gebiet der Eisenbahn, die uns rasch aus dem Land der Reiseromantik zurück nach grossen Städten



92. Unser Zug unterwegs.

mit feinen Hotels führen sollte, in deren Bereich man nicht mehr hochbestiefelt einherstapfen konnte wie hier in der Wüste, in deren Bannkreis es keine malerischen Gruppen am Lagerfeuer mehr gab, kein Kamelreiten, kein freies Umherschweifen mit der Flinte unter dem Arm, keine Madame Yaksi und keine — ach, so viele »keine«! Bald sollte man wieder ein gesitteter junger Mann werden, der in hohem Leinenkragen mühsam den Hals dreht und sich feierlich schwarz bekleidet, selbst wenn der, den er besucht, weder ein Chan, noch ein Beg, ja nicht einmal ein Aksakal ist. Aber auch die Heimat und die westeuropäische Kultur hat ihre hübschen Seiten — alles zu seiner Zeit.

Die erwarteten Offiziere kamen spät abends an; es waren ein Hauptmann und ein Leutnant, angenehme Menschen, mit denen wir uns rasch

gut verstanden. Sie hatten sich für mindestens drei Wochen mit allen erdenklichen Sorten von Mundvorrat ausgerüstet, und die Gütergemeinschaft wurde schon am ersten Abend eingeführt, zumal wir ihren Leckerbissen Kakao, Wein, Käse und Zwieback entgegensetzen konnten; vor dem Hungertod waren wir in der Tat sicher; übrigens hatten wir nach dem, was man uns in Petro-Alexandrowsk und vorher in Tschardschuj über den Landweg längs des Amu-Darja gesagt hatte, nicht erwartet, so oft an Stationen und Ansiedelungen vorbeizukommen, und noch weniger, überall die Mittel zu guter Verpflegung zu finden. Eigentlich hätten wir der mitgenommenen Vorräte gar nicht bedurft.

Der Morgen des 25. brachte uns 20 km weit durch Sand und Lehm nach der Station Dani Scher, wo wir um 10½ Uhr ankamen und bis 2 Uhr



93. Rast in Dani Scher.

blieben. Das Haus war gut erhalten, stand aber inmitten der Ruinen eines ehemaligen grossen Karawansarais oder gar eines Schlosses. Die Leistung dieses Tages war einschliesslich der Nachmittagsfahrt 50 km und für den folgenden Tag stand uns die Strecke von 60 km bevor; man muss bedenken, dass auch die Kamele nicht andauernd die schweren Wagen ziehen können, und dass der tiefe Sand ein anstrengendes Terrain ist, um zu ermessen, dass 60 km eine sehr tüchtige Tagestour vorstellen. In unserer Nachtstation Dschügürbänt, wo wir bei prächtigem Mondschein anlangten, sassen wir wieder lange um das Feuer, teetrinkend und rauchend und hörten gern den Erzählungen des Hauptmanns zu, der im Begriff war, mit seinem jüngeren Kameraden nach dem fernen Kriegsschauplatz zu reisen, nachdem er fast seine ganze Militärzeit an der chiwinzischen Grenze zugebracht hatte.

Schon um $3\frac{1}{2}$ Uhr früh verliessen wir Dschügürbänt und schliefen im Wagen noch einige Stunden lang; wir waren nun dem Fluss wieder näher, und bald stellte sich die Telegraphenleitung ein, die in der Nähe auf das rechte Ufer des Amu-Darja übersetzt. Unser Frühstück hielten wir um 8 Uhr neben den Wagen in der weiten Sandebene, dann fuhren wir den Vormittag hindurch meist sehr nahe am Strom und erreichten um 2 Uhr Dargan Ata, eine kleine Ansiedelung, in deren Nähe sich die verankerte Naphtha-, Post- und Telegraphenstation befand, an der der »Nikolai« bei der Fahrt nach Petro-Alexandrowsk übernachtet hatte. Der



94. Ruinen von Dani Scher.

Beamte kam uns entgegengeritten, und die Offiziere gingen mit ihm nach dem Ufer; wir andern fuhren ins Dorf, wo wir beim Aksakal Rast machten; unsere Uralzen erklärten, dass es besser sei, hier bis abends zu rasten und dann die Nacht hindurch zu fahren, und wir hatten nichts dagegen einzuwenden. Wir liessen uns Hühner und Tauben braten, unterhielten uns gut mit dem freundlichen Aksakal, machten kleine Exkursionen und kehrten bei Einbruch der Dunkelheit in unsere Wagen zurück. Die Offiziere hatten bei der Telegraphenstation erfahren, dass der Dampfer erst am übernächsten Tag, dem 28., Petro-Alexandrowsk verlassen sollte, so dass wir sicher waren, vier oder doch drei Tage früher in Tschardschuj

25*

einzutreffen; wenn dann der Dampfer ankam, waren wir wohl schon auf dem Kaspischen Meer; der Vorsprung war nicht zu verachten. Spät in der Nacht fuhren wir ab; es war empfindlich kalt, Frost, wie uns der Reif auf dem Wagendach zeigte, als wir um 7 ½ Uhr morgens nach einer Fahrt von 25 km den Posten Daja Katün erreichten. Ereignisreich war unsere Reise sicher nicht, aber die Monotonie war doch nicht unangenehm; wir vertrieben uns die Zeit während der Fahrt und der Rasten ganz gut; leider erlaubte das Rütteln des Wagens nicht, zu schreiben, sonst hätte ich in dieser Woche einen stattlichen Teil meiner Notizen ausarbeiten



95. In Dani Scher.

können. Wir blieben in Daja Katün, wo eine Krähenjagd einige Opfer forderte, zwei Stunden und fuhren dann bei schönem und leidlich warmem Wetter in einem Zug bis 4 Uhr nachmittags.

Die Oertlichkeit, die wir um diese Zeit erreichten, Daja Katün Kala, machte sich schon von weitem durch die riesenhaften Ruinen einer, wie man uns sagte, 800 Jahre alten Festung bemerkbar. Der Anblick war prachtvoll; auf einem hohen Lehmhügel erhob sich ein mächtiges, gegen 15 m hohes Portal, das noch sehr gut erhalten war; die fast ebenso hohe Umfassungsmauer war an einigen Stellen zerfallen und umschloss einen weiten Hof, in dem nach Art der Mädrässäs drei Reihen von Gemächern

rund herum übereinander angeordnet waren; die oberen Stockwerke waren zwar grösstenteils schon eingestürzt, aber die Gewölbe im Erdgeschoss und mehr noch die weiten, düsteren Keller zeugten von der Grossartigkeit der ehemaligen Anlage; das Erdgeschoss allein zählte über 20 Räume, deren jeder so gross war wie ein gewöhnliches Zimmer, die Keller noch viel mehr, und die Gesamtzahl der Räume, unter denen sich dem Anschein nach auch zwei grosse Säle befunden hatten, muss einst gegen 150 betragen haben. Wenn die Ruine wirklich 800 Jahre alt ist und demnach aus dem 12. Jahrhundert stammt — eine Annahme, der der Stil nicht widerspricht —, so fällt ihre Erbauung in die Periode, in der Chiwa, das schon zur Zeit des altpersischen Reiches als selbständiger Staat bestand, die Herrschaft derSeldschuken abgeschüttelt hatte, die es etwa seit dem Jahre 1050 bedrückten; um das Jahr 1100 begann Mohammed Kutheb ed Din den Kampf gegen die Seldschuken, und von dieser Zeit an bis zum Einbruch Dschingis Chans (1220) war die Blüte von Chiwa, das sich weit über seine heutigen Grenzen erstreckte und vom Kaspischen Meer bis an den Persischen Golf, bis Afghanistan und bis an den Syr-Darja reichte, ein machtvoller Staat, der mit dem damals auf dem Höhepunkt der Macht stehenden Khalifat von Bagdad in enger Fühlung und lebhaftem Verkehr stand.

Ein restaurierter oder neuerer Vorbau der Burg dient jetzt als Quartier für eine russisch-chiwinzische Postherberge und einen chiwinzischen Grenzposten; denn schon 7 km weiter beginnt Buchara. Eben als wir angekommen waren, traf von der andern Seite der Postbote von Tschardschuj ein, ein bewaffneter Kamelreiter, der zwei Säcke mit Briefen und Paketen über dem Rücken seines Tieres hängen hatte. Unsere Kamele waren abgeschirrt und hatten sich rings umher niedergetan; sie sahen in ihrer trägen Ruhe aus wie Karikaturen von Sphinxen und pfauchten indigniert, wenn man ihnen nahe kam. Ein wiederkäuendes Kamel zu reizen, ist ein Vergnügen, das unangenehme Folgen haben kann; denn die Tiere lieben es, dem Erreger ihres Unmutes eine Ladung des grünlichen Speisebreies entgegenzuspucken, eine Sitte, die auch bei ihren amerikanischen Vettern, den Lamas, verbreitet ist, wie mancher Besucher zoologischer Gärten zu berichten weiss. Das Postkamel war sehr reizbar, und da es in nächster Nähe des Einganges zu dem kleinen Hof lag, in dem wir rasteten, hatte es oft Gelegenheit, zu spucken, aber man entzog sich mit Erfolg seinen unappetitlichen zähflüssigen Geschossen.

Als wollte Turkestan uns noch zum Schluss der Reise alle seine Schönheiten zeigen, folgte an diesem Abend auf einen leuchtenden Sonnenuntergang, der die alten Lehmmauern wie durchscheinend erglühen machte, eine Mondnacht, wie nur die Wüste sie kennt. Mit dem Abendtau war der Schleier von Dunst und Staub, der die sinkende Sonne in riesenhafter

Grösse und strahlendem Rot gezeigt hatte, gesunken und der Mond glänzte in silberner Klarheit am sternenübersäeten Himmel; fern glitzerte der Strom wie flüssiges Metall, und geisterhaft, wie ein Zauberschloss, standen die trotzigen Ruinen auf ihrer Höhe, mit scharfen Umrissen vom lichten Firmament abgehoben; durch die gigantische Pforte fiel ein Streifen bleichen Schimmers auf die ruhenden Kamele, selbst diesen Geschöpfen eine Ahnung von Schönheit verleihend. In feierlicher Stille lag rings die Einöde, nur vom Strom her drang gedämpft das unablässige Rauschen der in die Flut stürzenden Sandschollen, und der Schein des Lagerfeuers malte zuckende Reflexe auf die von Sturm und Wetter zerfressenen Wände; aus dem kleinen Hof tönte eine schwermütige Flötenweise. Drinnen sassen die malerischen Figuren der Uralzen und Turkmenen um die lodernden Flammen, bald hell beleuchtet, bald bis auf die Umrisse der zottigen Fellmützen in violettem Dunkel, und lauschten stumm auf die einfach klagenden Melodien, die ihr Gefährte seinem Instrument entlockte. Immer höher stieg der Mond, blickte über die ragenden Mauern in den Kreis der Menschen und sandte in jede Seele einen Strahl andächtigen Friedens. Unvergesslich ist die Stimmung dieser Mondnächte in der Wüste, zu Füssen der alten Tatarenburg, in deren Hof einst kriegerischer Lärm und schmetternde Musik erklang, sieghafte Heerführer ihre rauschenden Feste feierten und verzweifelte Verteidiger, um die Fahne des Propheten geschart, dem letzten Sturm entgegenblickten. Fast schien es, als müssten Dschingis Chans wilde Reiterhorden am mondbeschienenen Horizont auftauchen, als müssten die Geister der Gefallenen über den Trümmern der stolzen Feste den Kampf erneuern; aber der Frieden der Wüste umfängt die geborstenen Türme, und nur die Fledermäuse huschen gespenstisch durch die gestürzten Gewölbe. Orient — Land der Träume und der Vergangenheit!

Bald kam die Prosa wieder zu ihrem Recht. Um 12 Uhr kletterten wir in unsere Wagen und rumpelten in die Sandhügel hinaus; aber die Nacht in der Burg von Daja Katün vermag nichts aus der Erinnerung zu rütteln. Die Fahrt war höchst unangenehm; wiederholt blieben wir im Sand stecken, die Uralzen schrien auf ihre Kamele los, die plumpen Wagen wurden hin und her gerissen, polterten hügelab und ächzten durch tiefen Sand bergauf, an Schlaf war kaum zu denken; erst gegen Tagesanbruch wurde der Weg besser, und als wir zwei Stunden später erwachten, stand unser Zug im Hof des Begs von Kabakhly, des ersten Ortes in Buchara. Letzteres sah man sofort; keine schwarzen Mützen mehr, keine dunkeln Chalats mehr; weisse Turbans, tadschikisch buntfarbige Kleider, wo man einen Menschen erblickte. Der Beg begrüsste uns persönlich, ein prächtiger, beleibter, imposanter Mann mit einem pompösen schwarzen Vollbart. Man brachte uns ein reichliches Frühstück, und wir blieben

einige Stunden; der Beg hatte einen Jagdfalken, den er uns zeigte; er war noch nicht fertig dressiert und hatte die Augen vernäht, bis er sich an das Sitzen auf der Faust gewöhnte; dann versucht man ihn an der Leine, und wenn er sich bewährt, nimmt ihn der Herr zur Kaninchen- und Antilopenjagd. Ich photographierte einige gute Typen, darunter ein kleines Mädchen, das uns scheu-lustig beobachtete und ein zornig blickendes Baby auf dem Arm trug. Um Mittag fuhren wir wieder ab, erst durch Basars und Dorfgassen, dann wieder hinaus in die Steppe. Stundenlang



96. Jung-Buchara.

zog ich mit meinem Bruder zu Fuss hinter der Karawane her, wir sammelten Käfer, er schoss eine Elster, ich fehlte einen unerwartet auffliegenden Fasan, wir sahen neuerdings die Fährten von Wildschweinen, Antilopen, Springmäusen, Igeln und Zieseln, sassen eine halbe Stunde lang vor dem Bau eines solchen auf der Lauer und liefen dann ebenso lange der weit vorausgezogenen Karawane nach, und um 6 Uhr erreichten wir die Station Tasch-Akhir. Hier rasteten wir bis 11 Uhr abends und traten dann die letzten 100 km nach Tschardschuj an. 40 km davon brachten wir während der Nacht hinter uns, unsere Morgenstation war Iltschik; der Ort selbst liegt am rechten Ufer des Amu-Darja, wir rasteten in einem Sarai, das Sultan Aksakal genannt wurde.

Hier gab uns Abdull eine Lektion im Usbekischen, und ich führe im folgenden einige Vokabeln und Redewendungen an, die der Leser vielleicht einmal an Ort und Stelle verwendet. Die Verantwortung für die Richtigkeit übertrage ich auf Meschad' Abdull Alioglu aus Schuscha.

Begrüssung: Friede mit Euch!	Salaam alejküm!
Antwort: Mit Euch Friede!	Alejküm salaam!
Wie geht es?	Am-mammä?
Gibt es Tee?	Tschai barmä?
Gibt es ein Zimmer?	Aew barmä?

Eier	Jumurtä	ja	bali
Brot	Nän	nein	jok
Wasser	Ssu	gut	jachschi
Fleisch	ät	schlecht	jachmân
Hammelfleisch	gusch	viel, sehr	küb
Reis	büründsch	wenig	äs
Gebratenes Fleisch	schaschlyk	wieviel?	netschä?
Reisfleisch	pilaff	wieviel kostet?	netschä pul?
Käse	pändir	Geld	pul
Milch	sjut	gestern	dünän
Huhn	tschudscha	heute	schügün
Melone	tarbus	morgen	ärtän
Zucker	känd	Tag, Sonne	gün
Salz	tus	wann?	katschan?
Mann, Mensch	adam	genug	bästy
Pferd	at	kalt	so-uk
Hund	köpäk	warm	isty
Kamel	tuja	komm!	burda jett!
Schaf	saglük,koyun	halt!	turmak!
Esel	ischak	geh!	jett ür!
Boot	kajuk	sei ruhig!	indama!
Gewehr	tiltuck	hier	burda
Wagen	araba	dort	uürda
Wagen mit vier Rädern	uruss araba	wo?	kaärda?
langsam	säkinn	wohin?	kaida?
schnell	tes	woher?	kajakdän?
ich, du, er	man, san, ul		

Zahlen:

1	bir	6	alty
2	iki	7	jäddy
3	üsch	8	sakküs
4	turt	9	dokuss
5	besch	10	on

11	on bir	70	jätmysch
12	on iki	80	saksan
20	igirma	90	doksan
21	igirma bir	100	jüs
30	otuss	200	iki jüs
40	gürk	1000	min
50	ällük	2000	iki min
60	altmysch	1/2	jarüm.

Der Rest unserer Fahrt vollzog sich ohne nennenswerte Ereignisse, und nachdem wir am Morgen des 30. Oktober die Amu-Darja-Brücke in Sicht bekommen hatten, erreichten wir Tschardschuj um 10 Uhr vormittags. Die Offiziere gingen in das Hotel »Zentralnije«, Herr Vergon und wir ins »Moskowskije«. Den Mittag und Abend verbrachten wir gemeinsam und machten eine Fahrt nach Alt-Tschardschuj, dann löste sich der Verband rasch auf; am nächsten Tag fuhren die Offiziere nach Krassnowodsk, um über Moskau auf die sibirische Bahn zu gelangen, Herr Vergon, mit dem uns seither eine rege Korrespondenz verbindet, kehrte nach Samarkand zurück. Wir blieben noch einen Tag, besuchten Herrn Fischer, legten die letzten Spuren von Wildheit ab, fuhren am Abend des 31. Oktober von Tschardschuj weg und bestiegen am Nachmittag des 2. November in Krassnowodsk das Schiff nach Baku.



97. Beg-Palast in Alt-Tschardschuj.

Sechster Teil.

Von Baku nach Tiflis und über den Kaukasus. Schluss.

Erst die Ankunft vor Baku, die nach einer unruhigen achtzehnstündigen Fahrt um 6 Uhr früh des 3. November vor sich ging, zerstreute unsere Besorgnisse wegen eines möglichen mehrtägigen Aufenthaltes im Quarantänehafen. Vor fünf Tagen hätten wir dort noch 72 Stunden zubringen müssen; jetzt war diese Massregel auf die von Persien kommenden Schiffe beschränkt und wir wurden nur einer ärztlichen Untersuchung teilhaftig. Für die Passagiere der ersten Kajüte fiel diese sehr harmlos aus; der Arzt stellte einige Fragen, besah sich die Zungen, klopfte wohl auch einen oder den andern der Reisenden ein bischen ab, aber alle erhielten den befreienden Stempel auf den Pass. Mein Pass war nun schon mit Vidierungen, Kontrollstempeln, Gesundheitsbescheinigungen usw. so vollgemalt, dass man bereits die Umschlagblätter zu Hilfe nehmen musste; die Bemerkung, die der Arzt in Baku hinzufügte, war kurz, desto länger der Titel der Untersuchungsstation, sechs Worte, die alle auf »ja« endigten: Bakinskaja morskaja zentralnaja wratschewnaja nabljudatelnaja stanzija, zu Deutsch etwa: Marineärztliche Untersuchungs-Zentral-Station von Baku. In der zweiten Kajüte ging man bereits etwas strenger vor, da sich dort schon viele Eingeborene befanden, und auf die Zwischendeckleute wurden mehr als zwei Stunden verwendet. Einige wurden zwangsweise gebadet, andere in besonderen Booten nach den Isolierbaracken gebracht, desinfiziert aber wurden alle. In Baku herrschte selbst noch die Cholera, wenngleich in geringerem Mass; dies erfuhren wir, als wir endlich freigegeben wurden und nach dem »Europe« gefahren waren. Wir zeigten dem liebenswürdigen Herrn Rank unsere Ankunft an und dieser folgte nach einer Stunde den Gepäckstücken, die er von uns zur Aufbewahrung übernommen hatte und uns sofort ins Hotel sandte. Wir assen gemeinsam zu Mittag, machten dann einen Besuch bei Konsul Goldlust und verbrachten den Abend mit Herrn Rank in einem Zirkus, wo die Glanznummer in Ringkämpfen zwischen »weltberühmten Champions« aller Nationen bestand. Die Ausländer schnitten schlecht ab, und nach einem wirklich interessanten Kampf errang ein Grusiner Namens Russischwilly die Palme des Abends vor einem persischen Tataren. Herr Russischwilly führte dann

einen eigenartigen Siegestanz auf, der an die Balztänze mancher Wildhühner erinnerte und während dessen ihm aus dem Publikum sehr viel Geld zugeworfen wurde; selbst Goldstücke und 25-Rubelscheine waren darunter.

Unsere weiteren Absichten waren uns selbst noch nicht ganz klar; zunächst war die Reisekasse schon ziemlich knapp; mit Hilfe des Konsuls gelang es mir zwar noch, aus meinem Kreditbrief, der nur bis 1. November lief, 400 Rubel zu verflüssigen, aber wenn wir uns nicht aus Wien frische Truppen senden lassen wollten, konnten wir keine besonders glanzvollen Unternehmungen mehr in Angriff nehmen. Wenn wir direkt heim wollten,



98. Partie von Baku.

liess sich dies zwar binnen viermal vierundzwanzig Stunden bewerkstelligen, denn von Baku nach Wien laufen rasche und direkte Züge; nur an der Grenze muss umgestiegen werden. Wir liessen Weichbold diesen Weg nehmen und er fuhr am nächsten Abend ab; Meschad' Abdull musste vertragsgemäss noch bis Tiflis gebracht werden. Für uns gab es drei Eventualitäten; entweder direkte Heimfahrt, oder Fahrt über Tiflis und die grusinische Heerstrasse, oder direkte Heimfahrt nach einem Besuch der Fischereistation an der Kuramündung; das letztere Projekt hätte ich gerne ausgeführt, um dort meine einzige noch leere Zinkkiste mit Fischen zu füllen; aber wegen der Choleramassregeln stiess die Ausführung auf mancherlei Schwierigkeiten, wenngleich die Behörden und Besitzer sich

sehr entgegenkommend zeigten. Zwei Tage verstrichen mit Ueberlegen und Verhandeln, wir waren bei Konsul Goldlust und Herrn Rank eingeladen, lernten deren Familien kennen, besuchten den Gouverneur und Chef des Fischereidepartements, endlich aber entschieden wir uns für das Projekt Tiflis-Wladikawkas.

Am Abend des 5. November verliessen wir Baku und 20 Stunden später waren wir in Tiflis, mein Bruder zum ersten, ich nunmehr schon zum dritten Male während der halbjährigen Reise. Wir stiegen im »Londres« ab, wo ich mich bereits fast als Stammgast fühlte. Abdull leistete seine letzten Dienste, indem er uns am folgenden Morgen durch die Basare begleitete. Das Leben dort war jetzt, in der kühlen Jahreszeit bei weitem nicht mehr so bunt und lebhaft, wie im Sommer; es spielte sich weniger auf der Strasse ab, und die hellen farbigen Trachten verschwanden unter der Einförmigkeit der grauen und schwarzen Mäntel. Interessanter war der Besuch der grossen Badeanstalt, die den Fürsten Orbeljani gehört und die das orientalische System des Dampf- und Massagebades mit dem modernen Komfort europäischer Anstalten vereinigt. Gespeist wird sie durch die heissen Schwefelquellen, die am Fuss des Schlossberges entspringen und mit künstlich erhitztem Wasser vermischt werden; die Inneneinrichtung ist sehr reich, Marmor und Fayence mit vielen Spiegeln, und es gibt sowohl gemeinsame Bassins, als auch Privatkabinen, die in einen kühlen Vorraum, einen bequemen warmen Auskleideraum und endlich in die heisse, dampferfüllte Badezelle zerfallen. Je nach Wunsch und Bezahlung richtet sich die Wartung und Pflege, die der Badende geniesst; der Zutritt in die allgemeinen Warmwasserbecken kostet nur 30 Kopeken, ein Massagebad einen Rubel, Privatkabinen usw. entsprechend mehr; das Personal ist teils männlich, teils weiblich; Frauen benutzen die Anstalt nicht.

Nach Besichtigung des Badehauses gingen wir in das kaukasische Museum, wo wir zu meiner Freude sowohl den Direktor v. Kasnakoff, als auch Herrn Dr. Schmidt trafen, der uns zu sich zum Abendessen einlud. Nachmittags besuchten wir den türkischen Generalkonsul Refet Bey und Madame, die mir beide gelegentlich meines ersten Aufenthaltes in Tiflis und meines Besuchs in Kadschory soviel Freundlichkeit erwiesen hatten. Leider, leider war Herr di Rosa schon längst abgereist; ihm hätte ich gern am Schluss meiner Wanderung noch einmal meinen Dank erstattet. Den Abend brachten wir gemütlich in der Wohnung Dr. Schmidts zu, der uns versprach, am folgenden Tag zu uns ins »Londres« zu kommen. Wir wollten am 8. November die zweitägige Fahrt über den Kaukasus antreten, doch musste erst in Erfahrung gebracht werden, ob der Krestowaja-Pass nicht am Ende schon verschneit und unpassierbar war.

Am folgenden Morgen bemerkte ich im Speisesaal des »Hotel de Londres« einen Herrn, der mir ausserordentlich bekannt vorkam; ich studierte eine Zeitlang, wer es wohl sein könnte, aber als ich ihn sprechen hörte, erkannte ich sofort, dass es der englische Konsul Wratislaw aus Täbris war, den ich in Urmia kennen gelernt hatte. Wir waren beide über das Zusammentreffen überrascht, denn er hatte mich längst in Oesterreich, ich ihn natürlich in Täbris vermutet. Er war eben im Begriff, nach England auf Urlaub zu gehen und kam über Dschulfa und Eriwan; seine Absicht war, am selben Abend den Zug nach Baku zu nehmen, beziehungsweise nach dem Knotenpunkt Baladschary, wo der Anschluss an die Linie Baku-Rostoff hergestellt wird. Er konnte mir die neusten Nachrichten aus Persien bringen. Alle meine europäischen Bekannten in Täbris, Urmia und Khoi befanden sich wohl, ebenso wie Herr Mnatzakaniantz in Dschulfa. Die Cholera herrschte noch in allen genannten Orten, doch hatten die Europäer bisher keinen Krankheitsfall in ihren Reihen zu verzeichnen gehabt. Meine schon halb vergessenen Foxterriers waren bereits vollständig akklimatisiert; mein Gewissen konnte also in dieser Hinsicht beruhigt sein. Wir brachten den Tag mit Konsul Wratislaw gemeinsam zu, kauften einige Kleinigkeiten in den Basars, bestiegen auf Umwegen den Davidsberg, den höchsten Punkt in der Nähe der Stadt, auf den nun vermutlich bereits die Seilbahn fuhrt, die damals im Bau war, und brachten den Abend bis zur Abreise des Konsuls mit ihm und Dr. Schmidt im »Londres« zu. Die Schwierigkeiten wegen der Wagenfahrt über die grusinische Heerstrasse waren beseitigt, und für den nächsten Morgen hatten wir einen Landauer mit vier Pferden bestellt. Wir nahmen ausser einigen Flaschen Wein noch einen wohleingerichteten Proviantkorb mit, doch erwies sich diese Massregel als gänzlich überflüssig.

Um 7 Uhr früh war der Wagen nebst Kutscher und »Potschtallion«, einem Mann, der als Diener, Behüter des Gepäcks uws. fungiert, pünktlich zur Stelle. Unsere zwei Handkoffer, der Rest des einst drei Wagen füllenden Expeditionsgepäcks, wurden hinten aufgeschnallt. Decken, Esskorb, Kamera usw. nahmen wir in den Wagen, die erwartungsvollen Mienen der Hotelbediensteten wurden auf übliche Weise in freundliche verwandelt, dann zogen die vier Gäule an, und unter Peitschenknall und Hornruf ging's zur Stadt hinaus. Nicht ganz, denn noch auf dem Golowinskij-Prospekt sprang ein Radreifen; wir mussten beim Posthaus den Wagen wechseln, alles wurde frisch aufgepackt, und dann ging's wirklich unter Peitschenknall und Hornruf zur Stadt hinaus; letzter Akt, letzte Szene!

Die grusinische Heerstrasse (Wojenno-grusinskaja Doroga) gehört zwar, wie ein grosser Teil des Kaukasus, schon zu den Gegenden, die oft

von westeuropäischen Touristen bereist werden und über die man alles Wünschenswerte in Reisehandbüchern nachlesen kann; ich könnte also die kurze Besprechung, die ich im Folgenden zu geben beabsichtige, ohne Schaden weglassen; doch werden Reisehandbücher meist nur dann gelesen, wenn das Projekt der Reise schon besteht, während es ja gerade meine Absicht ist, das Zustandekommen solcher Projekte zu fördern. An Grossartigkeit der Anlage steht die grusinische Heerstrasse nur hinter wenigen alpinen Passstrassen zurück, an Schönheit der Szenerien übertrifft sie die meisten. In noch höherem Mass soll dies von der ossetischen Heerstrasse gelten, die von Wladikawkas nach Kutais führt, uns jedoch zu sehr aus dem Wege lag und ausserdem schwieriger, zu unserer Zeit gar nicht mehr zu befahren war, da sie bereits tief mit Schnee bedeckt war. Wenngleich bei der Erbauung der grusinischen Heerstrasse die Schönheit der durchzogenen Landschaften nicht massgebend sein konnte, so kann man sich doch einen Begriff von der Bauart machen, wenn man bedenkt, dass die Strasse den Russen bei ihren jahrzehntelangen Kämpfen im Kaukasus eine Eisenbahn ersetzen konnte; und da das Terrain in einem Hochgebirge mit Gipfeln von über 5000 m naturgemäss sehr schwierig ist, muss die Strasse, die einer Armee als Weg dienen soll, grosszügig angelegt sein und darf nicht vor der Uebersetzung breiter Täler, tiefer Schluchten und steiler Höhen zurückschrecken; daraus ergibt sich von selbst, dass eine Kunststrasse durch ein Hochgebirge reich an landschaftlichen Reizen sein muss, abgesehen davon, dass Hochgebirge meistens an und für sich schon sehr schön sind. Begonnen wurde mit dem Bau der Strasse im Jahr 1811, vollendet wurde sie 1864, verbreitert und teilweise umgelegt 1893. Zur Zeit als die Russen daran gingen, das Innere des Kaukasus ihren Kanonen zugänglich zu machen, gehörte bereits ein grosser Teil dieses Gebirges, wenigstens dem Namen nach, zum Russischen Reich; der letzte georgische Zar hatte 1802 sein Reich an Alexander I. abgetreten, Imeritien, das Gebiet am oberen Rion und der mittleren Kura, war bereits 1810 besetzt worden. Die zahlreichen Bergvölker aber, die auch mit den grösseren Staaten, Grusien, Imeritien, Khartlien und Kachetien stets im Krieg gelebt hatten, setzten dem Eindringen der Russen in die freie Gebirgswelt fanatischen Widerstand entgegen; während die Gebiete von Batum und Artwin, die türkisch waren, erst durch den Frieden von San Stefano 1878 an Russland kamen, gehörte dorthin schon 1829, seit dem Frieden von Adrianopel, der letzte Teil des noch nicht russischen Grusien, den Paskewitsch Eriwanskij, der Besieger der Türken und Perser, durch die Erstürmung des Felsennestes Achal-Zych dem Feind entrissen hatte. Der östliche Kaukasus entzog sich am längsten der russischen Herrschaft; die von Imam Schamyl geführten Lesghier und Kabardiner konnten erst nach fast zwanzigjahrigen Kämpfen unter-

worfen werden, nachdem die verzweifelt verteidigten Bergfestungen Gunib und Wädän durch Sturm genommen worden waren. Aber auch im Westen leisteten die Tscherkessen den Eroberern bis 1865 Widerstand; erst seit diesem Jahr ist Russland, von kleinen Aufständen 1877 und 1878 abgesehen, im unbestrittenen Besitz des gewaltigen Gebirgslandes.

Die Länge der grusinischen Heerstrasse von Tiflis bis Wladikawkas beträgt 213 km, die grösste Höhe auf dem Krestowaja-Pass 2379 m; mit den Alpen verglichen, entspricht dies der Strasse von Ivrea über den Kleinen St. Bernhard nach Chambéry einigermassen, nur ist die Krestowaja noch um fast 200 m höher. Von Tiflis aus folgt die Strasse erst dem breiten Tal der Kura; jenseits des Flusses erblickt man die deutsche Kolonie Alexandersdorf, die auch auf diese Entfernung von den russischen oder grusinischen Ansiedelungen sofort zu unterscheiden ist. Unsere erste Station mit Kutscher- und Pferdewechsel war Mzchet, einer der ältesten Orte im mittleren Kaukasus; malerisch lag es am steilen Ufer der Kura hinangebaut und majestätisch überragte die alte, angeblich aus dem 4. Jahrhundert stammende Kirche die hübschen Häuschen mit den von Holzsäulen getragenen Veranden. Die Kura und die bei Mzchet einmündende Aragwa wurden auf massigen Steinbrücken übersetzt, und lange Zeit fuhren wir nun, nachdem wir einen waldigen Pass durchfahren hatten, über die mehrere Kilometer breite, ganz von Ackerland bedeckte Ebene von Karthaly längs der Aragwa sanft bergan. Um 11 Uhr wurden in Zilkany wieder die Pferde gewechselt, und bald begannen sich die Berge enger und enger um die Strasse zusammenzuschliessen; unsere Mittagsstation Duschett lag, 940 m hoch, bereits mitten im Gebirge; wir berührten den Ort, der etwa 1 km von der Station abliegt, nicht, doch musste es eine bedeutende Ansiedelung sein, nach der Zahl der roten Dächer, der Kirchen und alten Burgruinen zu urteilen. Das Posthaus von Duschett zeigte uns, wie überflüssig die Mitnahme von Proviant gewesen war; eine schön gedeckte Tafel und eine ganz reichhaltige Speisekarte erwartete uns, und wir machten uns offenbar wenig beliebt, indem wir statt der Stationsküche unsern Proviantkorb in Angriff nahmen; aber wegwerfen konnte man doch die schönen Sachen nicht, die wir vom »Londres« mitbekommen hatten. Die nächste Station, Ananur, lag reizend und malerisch am Zusammenstoss zweier Täler, deren Zugänge durch eine trotzige Festung beherrscht wurden, die aber jetzt nur mehr die Basis für ein hübsches Kirchlein bildet, das auf sie draufgebaut ist. Weiter ging es im Tal der Aragwa, und obzwar wir die eigentlichen Hochgipfel noch nicht sehen konnten, wirkten die steilen, in ihrem unteren Teil dicht bewaldeten Berge, die das Tal einfassten, doch imponierend genug.

Es wurde übrigens bald dunkel; schon in Passanaur, der vorletzten Station an diesem Tag, dort, wo sich unser Fluss in die schwarze und



99. Tiflis von der Kurabrücke stromabwärts.

weisse Aragwa gabelt, war es stark dämmerig und nach 6 Uhr vollständig Nacht; die Umrisse der Berge hoben sich zwar scharf vom Sternenhimmel ab und die Dunkelheit verlieh unserer Fahrt einen romantischen Anstrich, aber mit dem Landschaftsgenuss war es zu Ende; freilich ist der November auch nicht eben die beste Zeit für Gebirgsfahrten; im Sommer, wo bis 7 Uhr die Sonne in die Täler scheint, muss es wohl besser sein, und dann bereisen offenbar sehr viele Leute die



100. Mzchet (Kaukasus).

grusinische Strasse; dies merkten wir in Mlety, unserer Nachtstation, wo wir gegen 9 Uhr ankamen. Das Haus war so gross wie ein durchschnittliches Alpenhotel in vielbesuchten Gegenden, und der Speisesaal hätte leicht 150 Personen fassen können; so sassen mein Bruder und ich als einzige Gäste an der langen Tafel, mit einer Auswahl an Weinen und andern Getränken, die jedem grossen Gasthof zur Ehre gereicht hätte. Die Speisekarte war weniger reichhaltig, was sich in dieser Jahreszeit leicht verstehen liess, aber das Gebotene gut, die Forellen sogar vorzüglich. Wir hatten an diesem Tag über 110 km zurückgelegt, also bereits die grössere Hälfte, und das bei der Bergfahrt; wenn uns auch

für den folgenden Morgen bis zur Passhöhe noch über 20 km Strecke und 850 m Steigung blieben, so war doch der Rest des Tages Talfahrt, und wir zweifelten nicht daran, dass wir Wladikawkas am Abend erreichen, ja selbst noch bis Besslan fahren konnten, wo die Zweigbahn die Hauptstrecke trifft.

Um 7 Uhr früh setzten wir die Fahrt fort, und die herrliche Morgenbeleuchtung entschädigte uns nicht nur reichlich für das, was uns die Dunkelheit vom Vorabend entzogen hatte, sondern machte uns auch die starke Kälte, —3°, vergessen. Gut in unsere Decken gepackt, fuhren wir aus der Station hinaus, die, wie wir jetzt sehen konnten, auf einem schroffen Felsen hoch über dem engen Bett der weissen Aragwa liegt. Kurz hinter Mlety übersetzt die Strasse den tief eingeschnittenen Fluss und erklimmt in zahlreichen schneidigen Kehren eine riesenhafte Wand aus Basalt; wir waren schon im vulkanischen Urgebirge. Jenseits des Tales klebten die kleinen Dörfchen an den Berghängen, oft so hoch, dass man kaum glauben wollte, dass dort oben noch Menschen wohnen könnten. Als wir den steilen Felshang hinter uns hatten, trat die Strasse auf ein scharf abgesetztes Plateau, das bereits ganz verschneit war, und gleichzeitig öffnete sich der Blick auf die hohen, den Krestowajapass einfassenden Berge, den Njegiskalo (3540 m) und den Chorisar-Tau (3770 m), deren dichtes Schneekleid in der Morgensonne und gegen den duftig blauen Himmel leuchtend weiss glänzte und glitzerte. Dort, wo das Plateau, wie der Sitz eines Stuhles in die Lehne, in das Massiv des Krestowajaberges übergeht, lag die Station Gudaur, die letzte vor der Passhöhe. Hier war eine kleine meteorologische Station, und ich las am Minimumthermometer die Temperatur von —7° für die vergangene Nacht ab; der Wächter sagte mir, dass in den vorhergehenden Tagen sogar —9° verzeichnet worden waren; jetzt, um 9 Uhr morgens, betrug die Kälte nur mehr —1,5°; es war windig, aber klar, und der Himmel von jener herrlichen, durchsichtigen Bläue, die man nur im Schneegebirge oder im hohen Norden antrifft.

Von Gudaur begann die letzte Stufe der Steigung; die Strasse, durch Galerien und Holzdächer auf weite Strecken geschützt, war an den freien Stellen schon metertief durch den Schnee geschaufelt, und der nächste grosse Schneefall musste dem Verkehr ein Ende bereiten. Ueber dem engen und abgrundtiefen Tal der zu einem Bach gewordenen Aragwa strebt die Strasse nach einer scharfen Krümmung gegen Nordosten der Passhöhe zu. Die Szenerie war über alle Beschreibung schön; die schroffen Felsformen der Berge, zu steil, um dem Schnee Halt zu geben, leuchteten ziegelrot zwischen dem lichtblauen Himmel und den in tausend Schattierungen von Weiss abgetönten Schneemassen, die die Senkungen füllten, und vor uns tat sich das wilde, steil abfallende Felsental des Terek auf, in das wir nun in scharfem Trab hinabfuhren. Auf der Höhe des Passes,



101. Kulagin-Brücke (Grusinische Heerstrasse).



Der Kasbék von der Grusinischen Heerstrasse

phx Heinz Pinggera n. Orig.-Phot

wo ein Kreuz, das sehr alt schien, und ein Gedenkobelisk standen, waren zwei der vier Pferde zurückgegangen; wir brauchten sie nun nicht mehr, denn nur mehr Talfahrt lag vor uns. Rasch rollte unser Wagen um die engen Krümmungen, immer tiefer kamen wir hinab, und bald schoben sich die Bergkulissen vor dem Pass zusammen. Einen letzten, prächtigen Durchblick hatten wir an der Kulaginbrücke, die in elegantem Bogen das Bachbett übersetzt, dann erreichten wir bald die Schneegrenze des Nordabhanges,



102. Nordende der Darial-Schlucht (Grusinische Heerstrasse).

und bei der Station Kobi liessen wir die letzten Schneeflecken an der Strasse hinter uns. Wir waren schon voll Spannung, den Kasbék zu Gesicht zu bekommen, den man schon vor Kobi sehen soll, aber wir konnten ihn noch nicht finden. Wahrscheinlich übersahen wir den zwischen Vorbergen durchlugenden Gipfel, weil auch diese beschneit waren; im Sommer, wenn der Firngipfel mit seiner silbernen Decke sich von den Felsen der niedrigeren Berge scharf abhebt, ist er jedenfalls sofort zu entdecken. Hohe Gipfel kamen nun zahlreich zum Vorschein, wie die Spitzen des Schino-Tau und des Schan-Tau, beide weit über 4000 m hoch, Höhen, die man in unsern Alpen schon sorgfältig suchen muss,

aber den Kasbék erblickten wir erst, als wir bei der Mittagsrast in der gleichnamigen Station einige Schritte vor das Dorf gingen. Da schoben sich mit einem Mal die dunkeln Vorberge auseinander, und in seiner ganzen Majestät lag der Bergriese vor unsern bewundernden Blicken. Kein Wölkchen verhüllte die grandiose Spitze, die in hoher Kegelform weit alle umgebenden Berge überragt und in silberner Klarheit sich aus blauvioletten Schatten in den lichten Himmel türmte. Aus meiner ganzen alpinen Erinnerung kann ich nur den Mont Blanc von Sallanches mit dem Blick auf den Kasbék vergleichen; dabei war die Wirkung noch dadurch besonders grossartig, dass der Gipfel in nur 12 km Entfernung vom Beschauer lag, dabei aber um fast 3300 m höher war, als unser Standpunkt; die absolute Höhe ist 5043 m.

Rasch, wie der herrliche Berg aus seiner Umgebung hervorgetreten war, verschwand er wieder; einen Kilometer unterhalb der Station kann man ihn schon nicht mehr sehen; es begann jetzt ein anderer Teil der an alpinen Schönheiten so reichen Fahrt, der Weg durch die Darial-Schlucht. Der Terek tost und schäumt in wilden Kaskaden durch die von himmelhohen, schroffen Wänden eingeschlossene Enge, bei jeder Wendung zeigt sich ein neues Panorama, das das frühere an Grossartigkeit und Wildheit noch übertrifft. Ueber eine Stunde lang fuhren wir durch die romantische Klause, die immer neue Schönheiten zeigt, bis an ihrem unteren Ende der Fluss übersetzt wird und eine Krümmung der Strasse die Landschaft wechseln lässt.

Es war 3 Uhr, als wir die Station Balta erreichten, die schon am Austritt des Terek in die Ebene liegt; nur mehr 14 km trennten uns von Wladikawkas, und wenn der Kutscher scharf zufuhr, konnten wir noch den Halbfünfuhr-Zug nach Besslan erreichen; dann konnten wir beizeiten dort eintreffen, um den Nachtschnellzug zu benutzen. Ein Trinkgeldversprechen brachte unsern Wagen in flotte Fahrt, und bald rollten wir durch die Vorstrassen von Wladikawkas. Am Bahnhof aber erfuhren wir, dass ein späterer Zug noch bequem den Anschluss in Besslan vermittelte, und hatten so über zwei Stunden Zeit; wir bummelten durch die Strassen der hübschen Stadt und sahen die letzten Sonnenstrahlen über den Bergen erlöschen, die in langer Kette den südlichen Horizont begrenzten; viele Schneegipfel sahen über die Masse hervor, in der Ferne war sogar die trotzige Spitze des Adai-Tschoch (4632 m) zu erkennen, aber der Kasbék mit seiner vulkanischen Spitzkuppe beherrschte alle Gipfel in seiner Nähe.

Wir trafen den Anschluss in Besslan und im Waggon einen Franzosen, der sich bald als ein von Teheran kommender Vetter unseres Gefährten Vergon entpuppte; von ihm erfuhren wir, dass auch Konsul Wratislaw im selben Waggon sei; aber dieser hätte sich bereits in seinem

Abteil eingeschlossen, und wir freuten uns auf das erstaunte Gesicht, das er machen würde, wenn er uns am folgenden Morgen, weit von Tiflis oder dem Kaukasus plötzlich als Coupénachbarn entdeckte. Die Ueberraschung gelang vollkommen, und wir hatten so für die zwei Tage, die wir noch zusammen reisen sollten, einen sehr angenehmen Gesellschafter. Wir blieben beisammen bis zum Abend des 13. November, wo Konsul Wratislaw in Oderberg nach Berlin abzweigte; wir hatten von da nur mehr wenige Stunden bis Wien.


435591
DS485
Z8
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



